

ERNST SCHERING

DIE INNERE  
SCHAUKRAFT

Träume, Erscheinungen des Zweiten Gesichts  
und Visionen des  
Johannes Falk



ERNST REINHARDT VERLAG MÜNCHEN/BASEL

Der aus Danzig stammende, zum Goethe-Kreis gehörige Schriftsteller Johannes Falk ist unter dem Einfluß von Träumen und „Gesichten“ zu einem »Vater der heimatlosen, verwahrlosten Kinder« und damit zum »deutschen Pestalozzi« geworden. Er war das Vorbild für J. W. Wichern und dessen Rauhes Haus zu Hamburg und wurde damit zum Wegbereiter der Inneren Mission.

Die vorliegende Arbeit untersucht, welche Bedeutung die visionären Erfahrungen dieses großen Mannes insbesondere für seine religiöse Entwicklung und seine Wandlung vom Schriftsteller zum Vater der Waisen hatten. Durch die ausführliche Darstellung und Erörterung seiner zahlreichen Gesichte wirft sie aber zugleich auch ein neues Licht auf das für die Geschichte der Theologie und Frömmigkeit so wichtige Phänomen der Visionen.

Der Verfasser knüpft hierbei an die moderne Psychologie, vor allem an die Lehre von der Eidetik an. In sorgfältiger Analyse weist er die enge Verwandtschaft der Visionen und „Träume“ mit dem bekannten Phänomen des „Zweiten Gesichts“ nach. So gewinnt er neue Einsichten in diese visionären Erscheinungen, die von der heutigen theologischen Forschung nicht mehr als pathologisch abgetan werden können. Die schöpferische und höchst aktive Tätigkeit der Visionäre steht vielmehr in scharfem Gegensatz zu allem Krankhaften. Es sei daran erinnert, daß die alttestamentlichen Propheten und die größten *homines religiosi* – wie Paulus, Bernhard von Clairveaux, Franz von Assisi, Therese von Jesu – Visionen hatten und ihnen in ihren Werken Ausdruck verliehen.

# Die innere Schaukraft

Träume, Erscheinungen  
des Zweiten Gesichts und Visionen des  
Johannes Falk

von

Lic. habil. Ernst Schering



19 53

ERNST REINHARDT VERLAG MÜNCHEN/BASEL



Copyright 1953 by Ernst Reinhardt Verlag in München  
Printed in Germany  
Druck: Buchdruckerei A. Hertel, Kulmbach

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Zur Einführung . . . . .	7
Einleitung: Über die Gesichte Falks überhaupt . . . . .	9
I. Kapitel: Die Träume Falks . . . . .	13
Träume als Schlüssel für die Probleme seines Lebens . . . . .	13
Träume als Voraussagen . . . . .	15
Der „Traum vom Himmelssaal“ als Sinnggebung der Vergangenheit . . . . .	19
Der „Traum vom reichen Mann“ als Rechtfertigung seines Lebens . . . . .	23
Bewertung der Träume . . . . .	28
II. Kapitel: Falk und der Geist seiner Zeit . . . . .	31
Falks Kampf gegen die Aufklärung . . . . .	31
Seine Auseinandersetzung mit der Romantik . . . . .	37
Seine Stellung zum Pietismus . . . . .	40
Falk und Goethe . . . . .	43
Falks Verhältnis zur Mystik . . . . .	46
III. Kapitel: Das zweite Gesicht bei Johannes Falk . . . . .	58
Volkstümliche Vorstellung des zweiten Gesichts . . . . .	58
Karl Schmeings Untersuchungen . . . . .	65
Kurze Kennzeichnung der Eidetik . . . . .	67
Falk als Eidetiker und Vorschauer . . . . .	79
Unterschiede zwischen Vorschau und Eidetik . . . . .	84
Die Erscheinung des zweiten Gesichts bei Johannes Falk . . . . .	86
Falks Stellung zu diesen Erscheinungen . . . . .	98
IV. Kapitel: Falks Charakter . . . . .	102
Die Problematik des Charakters Falks . . . . .	103
Mut, Trotz, Güte als hervorstechende Charaktereigenschaften . . . . .	107
Der innere Ausgleich . . . . .	110
V. Kapitel: Die Visionen Falks . . . . .	120
Die Jugendvision . . . . .	120
Die „Erscheinung in den Bergen“ . . . . .	125
Die Berufungsvision . . . . .	128
Bewertung der Visionen . . . . .	134

VI. Kapitel: Die innere Schaukraft . . . . .	140
Die gemeinsame Grundlage aller Gesichte . . . . .	140
Unterschiede der Gesichte . . . . .	151
Verhältnis der Gesichte zu Glauben und Aberglauben . . . . .	154
Berufungserlebnis und Bekehrungserlebnis . . . . .	157
Schlußwort: Die Bedeutung der inneren Schaukraft für den Glauben	166
Namensregister . . . . .	169

## Zur Einführung

Es ist eine noch heute weitverbreitete Ansicht, alle psychischen Erscheinungen und Erlebnisse, angefangen von den Träumen bis zu den religiösen Visionen, als etwas Anormales, um nicht zu sagen, als etwas Pathologisches hinzustellen, das einem gesunden, normalen Menschen entweder gar nicht oder nur am Rande des Seelenlebens begegnen könne.

In der vorliegenden Untersuchung soll dagegen der Nachweis geführt werden, daß es sich bei diesen Erscheinungen nicht um ein Anormales, sondern ein Spezifisches handelt, das allerdings nur Menschen mit einer besonderen Begabung widerfährt. Es ist eben so, daß bestimmte Menschen, die durchaus als normal anzusprechen sind, eine besondere Veranlagung besitzen, die sie gegenüber anderen auszeichnet. Wir bezeichnen diese Veranlagung als innere Schaukraft; diese tut sich in verschiedenartigen Gesichtern kund. Wir gebrauchen also das Wort Gesichte im umfassenden Sinne und verstehen darunter die mannigfaltigen Erscheinungen, die durch die innere Schaukraft hervorgerufen werden, wie Träume, besonders deutliche Anschauungsbilder, Phänomene des „zweiten Gesichts“ und Visionen.

Diese Gesichte sind Funktionen ein und derselben inneren Schaukraft. Eine Psychologie, die lediglich Sinnespsychologie ist, erliegt leicht der Gefahr, sie alle in eins zu sehen. Wir meinen dagegen, diese Gesichte voneinander unterscheiden zu müssen, und zwar werden wir sie nach ihrem Inhalt, nach der ihnen innewohnenden Kraft sowie nach der Bedeutung, die ihnen vermöge ihres Inhalts zukommt, voneinander zu trennen haben. So heben sich die Visionen von den übrigen Gesichtern durch den mit und in ihnen gegebenen religiösen und ethischen Auftrag hervor.

Wir sind dabei der Überzeugung, daß die christlichen Mystiker mehr von der wirklichen Seele gewußt haben als viele moderne Psychologen, von denen die Seele entweder medizinisch als zentrales Nervensystem aufgefaßt oder phänomenologisch als Erlebniszentrum beschrieben wird. Die Tiefe, der Reichtum und die

innere Quellkraft der Seele geht uns erst beim Studium der alten Mystiker auf. Diese haben überhaupt erst entdeckt, was Seele ist, und es verdient in diesem Zusammenhang hervorgehoben zu werden, daß Max Freiherr von Waldberg den Nachweis geführt hat, daß der Begriff der „schönen Seele“, die der deutsche Idealismus verherrlicht, auf die spanische Mystik des 17. Jahrhunderts zurückgeht.

Zu den Kräften, die in der so aufgefaßten Seele tätig und wirksam sind, gehört die innere Schaukraft, die sich in den verschiedenen Gesichtern offenbart. Die innere Schaukraft soll hier nicht phänomenologisch untersucht werden in der Weise, wie Rudolf Otto religiöse Erlebnisse dargestellt hat, sondern sie soll an einem historisch konkreten Einzelfall, also an den Gesichtern des Johannes Falk, anschaulich gemacht werden. Dabei werden sich von selbst Ausblicke auf ähnliche Erlebnisse anderer Persönlichkeiten ergeben. Johannes Falk erscheint uns für unsere Untersuchung deshalb besonders geeignet zu sein, weil er die innere Schaukraft in einer so umfassenden Weise besaß, wie sie bei anderen Persönlichkeiten nicht auftritt<sup>1</sup>. Insbesondere hatte er auch die eigentümliche Gabe des zweiten Gesichts, die anderen Menschen mit innerer Schaukraft zu fehlen pflegt.

Die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung ist es also, die komplexen Erscheinungen der inneren Schaukraft, das heißt die Vereinigung ihrer verschiedenen Funktionen bei Johannes Falk greifbar und begreiflich zu machen. Die Ergebnisse der modernen Psychologie können uns dabei wichtige Hinweise geben, aber unsere Arbeit will nicht eine rein psychologische sein. Die innere Schaukraft wird bei den Visionen von uns nur als ein Werkzeug und Mittel für das Einwirken einer höheren Macht begriffen. In diesem Sinne umfaßt unsere Darstellung auch das Inhaltliche: sie ist also eine theologische.

<sup>1</sup> Außer den gedruckten Werken Johannes Falks wurde auch auf seinen Briefwechsel mit vielen seiner Zeitgenossen Bezug genommen. Dem Verfasser ist es möglich gewesen, eine Reihe von bisher unveröffentlichten Briefen Falks aufzufinden, die bei vorliegender Arbeit benutzt worden sind. Der Briefwechsel Falks soll unter Hinzuziehung dieser neuentdeckten Briefe in Kürze herausgebracht werden.

## Einleitung

### Über die Gesichte Falks überhaupt

Zu den erstaunlichsten Erscheinungen auf dem Gebiet der Lebensführung bedeutender Persönlichkeiten gehört der Wandel im Leben des Johannes Falk. Am 28. August 1768 in Danzig als Sohn eines armen Perückenmachers geboren, studierte er in Halle zunächst Theologie, wandte sich dann bald der Literaturgeschichte zu und gab auch eigene Dichtungen heraus, die Beachtung fanden. Von Wieland väterlich gefördert, siedelte er 1796 nach Weimar über, kam bald in den Kreis der bedeutenden Männer der Residenz und war mit Herder, Schiller, Goethe und Jean Paul<sup>1</sup> befreundet. Sodann nahm er an den naturwissenschaftlichen Studien Goethes regen Anteil, namentlich die Lehre von der Metamorphose der Pflanzen beeindruckte ihn tief.

Dann aber trat im Oktober 1813 die entscheidende Wendung in seinem Leben ein: er gab seine Schriftstellerei auf, die halb lyrischer Natur war und sich halb in den Bahnen einer sarkastischen Ironie bewegte und namentlich in der napoleonischen Zeit von stark vaterländischem Geist durchwebt war, und wandte sich einem rein praktischen Ziel zu: er nahm sich der verwahrlosten Jugendlichen, die sich besonders nach den Freiheitskriegen zahlreich auf allen Straßen herumtrieben, an, um ihnen einen Ersatz für das Elternhaus zu schaffen; auch bemühte er sich, diese Jugendlichen durch geistige und praktische Anlernung eines handwerklichen Berufs wieder in das soziale Leben einzugliedern.

So wurde er neben Pestalozzi der erste Vater der verwahrlosten Jugend, das Vorbild für Johann Hinrich Wichern und dessen Rauhes Haus in Hamburg-Horn<sup>2</sup> und somit ein Wegbereiter der heutigen Inneren Mission.

<sup>1</sup> Falkiana, das ist Züge und Tatsachen aus dem Leben . . . des Dichters Johannes Falk, o. J., S. 3

<sup>2</sup> Hohenberger, Studien zur Entstehung des Erziehungsgedankens Johann Hinrichs Wicherns, 1920; G. Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit, 3. Bd. 1890, S. 341 ff., bes. S. 349

Dieser völlige Wandel im Leben Falks war so radikal, daß man „von zwei nur lose zusammenhängenden Hälften in seinem Leben“<sup>3</sup> gesprochen hat. Eine wissenschaftliche Biographie, in der dies Problem der Wendung erklärt und aufgeklärt werden müßte, gibt es bisher noch nicht. Nur ist fast allen, die sich mit Falk beschäftigt haben<sup>4</sup>, aufgefallen, daß diesem Wandel eine Vision vorangegangen ist, die ihm im Oktober 1813 zuteil wurde und über die er später einige, wenn auch unvollkommene Nachrichten gegeben hat. Die entscheidende Bedeutung dieser Vision für die Wende in seinem Leben kann nach seinen eigenen Angaben als gesichert angenommen werden.

Auch sonst hat er, wie auch in der Literatur über ihn häufig betont wird, zahlreiche Gesichte, Träume und ähnliche Erlebnisse gehabt. Es ist jedoch unseres Wissens nie die Frage aufgeworfen worden, in welchem inneren Zusammenhang die Visionen zu den übrigen Gesichtern stehen und was sie von ihnen abhebt. Die vorliegende Studie bedeutet den Versuch, unter Heranziehung der Gesichtspunkte und Ergebnisse der modernen Psychologie dies Problem zu erörtern. Es kommt uns darauf an, von gesicherter psychologischer Basis aus einmal den Zusammenhang der Gesichte Falks überhaupt aufzuhellen, sodann auch ihre spezifischen Unterschiede herauszuarbeiten, weil nur so eine richtige Würdigung der Vision möglich sein wird.

Verbunden mit dieser Fragestellung ist eine kurze Untersuchung von Falks Verhältnis zum Geist seiner Zeit sowie des Problems seines Charakters, denn die Visionen erhalten stets ihr Kolorit in einer gewissen Weise aus dem Geist der jeweiligen Epoche und sind durch die Persönlichkeit des Visionärs und dessen besondere Charaktereigenschaften bestimmt. Man darf die Gesichte nicht im luftleeren Raum betrachten, muß sie vielmehr in den zeitgeschichtlichen und persönlichen Zusammenhängen sehen.

Johannes Falk hatte, wie seine Aufzeichnungen, insbesondere

<sup>3</sup> Realenzyklopädie f. protestantische Theologie u. Kirche, Bd. 5, S. 735

<sup>4</sup> F. Oldenburg, Johannes Falk, 1892; Johann Hinrich Wichern, Gesammelte Schriften, Bd. 6, 1908, S. 1 ff.; Reis, Falk als Erzieher verwahrloster Jugend, 1931; W. Stoltzenbach, Ein Mann trat in den Riß, 1933; W. Teufel, Johannes von der Ostsee, 1949; G. Schnaubert, Das Leben von Johannes Falk, 1912

sein „Geheimes Tagebuch“, beweisen, zahlreiche Gesichte gehabt, die ihn innerlich sehr beunruhigten, so daß er sich in seinen Gedanken viel mit ihnen beschäftigte. Wir können bei ihm deutlich die starken Eindrücke, die er durch seine Gesichte erfahren hat, feststellen, darüber hinaus finden wir ebenso ausgeprägt das Bemühen, sich mit diesen Erscheinungen innerlich auseinanderzusetzen und ins Reine zu kommen. Es handelt sich bei ihm also sowohl um subjektive Erlebnisse als auch um Reflexionen über dieselben. Man kann geradezu sagen, daß alle diese Gesichte in seinem Innenleben stark vorherrschen und dieses in entscheidender Weise bestimmen. Bei diesen Gesichtern geht es nicht nur um Träume, wie sie die meisten Menschen auch haben, sondern um Erlebnisse entscheidender Art. Dies zeigt sich darin, daß er als gläubiger Christ diese Erlebnisse mit seinem Glauben, der für ihn den Grund seines Erlebens wie seines Erkennens bildet, stets konfrontiert hat und sie aus dem Glauben heraus bejaht oder auch verneint hat.

Falk selbst hat — und darin war er ganz Kind seiner Zeit — die Gesichte, die im Grunde ihrer Art nach verschieden sind, nicht voneinander getrennt und bezeichnet sie häufig als Träume. Um die Phänomene, von denen hier die Rede sein soll, recht zu begreifen, müssen wir Heutigen eine strenge Scheidung einführen, und zwar in Träume, Erscheinungen des zweiten Gesichts, Visionen und Auditionen. Unter Träumen versteht man Erscheinungen, die im Schlafe auftreten. Wachträume in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes lassen sich bei Falk nicht nachweisen, brauchen hier also nicht berücksichtigt zu werden. Dagegen treten die Erscheinungen des zweiten Gesichts, die einen wachen Zustand voraussetzen, bei ihm auf: sie sollen im einzelnen dargestellt werden. Unter Visionen dagegen verstehen wir Erlebnisse besonderer Art, die psychologisch-wissenschaftlich in ihrem letzten Grunde nicht erfassbar sind und das Hereinbrechen einer höheren Wirklichkeit zur Voraussetzung haben.

Falk selbst unterscheidet, wie soeben angedeutet, zwischen diesen Erscheinungen in keiner Weise. Für ihn sind sie alle in erster Hinsicht Prophezeiungen des Zukünftigen. Erst wenn man die verschiedenen Erscheinungsformen der Ankündigung des Zukünftigen voneinander abhebt, wird es möglich sein, tiefer in die vorliegende Problematik einzudringen, die in der Frage gipfelt:

welche Bedeutung diesen genannten psychischen Dingen und Erscheinungen für den Lebensweg Falks und insbesondere für seine große Wandlung zukommt.

Alle Lebensführung begreift schon die Zukunft in sich, denn sie ist nicht allein mit dem Gegenwärtigen beschäftigt, sondern es geht um die Frage, was kommen wird und demzufolge jetzt zu tun und zu beginnen ist; die Gegenwart geht mit der Zukunft schwanger, wie Leibniz gesagt hat. Die erwähnten seelischen Erlebnisse, vor allem die Träume und Visionen, hat die Menschheit immer schon als Ankündigung und zugleich als Deutung des Zukünftigen erlebt und aufgefaßt; insofern scheint kein Unterschied zwischen ihnen zu bestehen. Erst eine tiefere psychologische und theologische Besinnung läßt uns diese auseinanderhalten und nach der Unterscheidung ihre wahre Bedeutung und ihren eigentlichen Sinn erfassen.

Eine Sonderung der unterschiedlichen seelischen Erlebnisse wird erleichtert, wenn wir nicht nur psychologisch die verschiedenen Erlebnisarten kennzeichnen, sondern darüber hinaus uns in einer allgemeinen Besinnung darüber Klarheit zu verschaffen suchen, welche durchaus unterschiedliche Kraft von diesen Erlebnissen ausgeht, ob sie entweder den Menschen zur Passivität verurteilen oder zum eigenen Handeln treiben. Dadurch wird das zunächst nur psychologische Problem zu einer religiösen und ethischen Frage erweitert.

## I. Kapitel

### Die Träume Falks

*Träume als Schlüssel für die Probleme seines Lebens — Träume als Voraussagen — Der „Traum vom Himmelsaal“ als Sinnggebung der Vergangenheit — Der „Traum vom reichen Mann“ als Rechtfertigung seines Lebens — Bewertung der Träume*

Die beste und zuverlässigste Quelle für alle seelischen Erlebnisse Falks ist sein „Geheimes Tagebuch“ oder „Mein Leben vor Gott“, das Siegmund Schultze 1898 und 1900 in zwei Bändchen herausgegeben hat; es setzt allerdings erst mit dem 3. Januar 1818 ein, also über vier Jahre nach der großen Wende seines Lebens im Herbst 1813 und reicht bis zum Dezember 1822; manche Träume und sonstige Erlebnisse jener Jahre sind darin verzeichnet. Wenn wir auch kein Tagebuch Falks aus früherer Zeit besitzen, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß er zeit seines Lebens zukunftsweisende Träume gehabt hat. Seine Tochter Rosalie versichert in ihrer Biographie des Vaters, daß er schon in der Zeit seiner „schriftstellerischen Tätigkeit oft Ereignisse mit Bestimmtheit aus Träumen voraussagte“<sup>1</sup>.

#### I.

Träume spielen im Leben Falks eine wichtige Rolle, er selbst hat ihnen viel Beachtung geschenkt und um ihren eigentlichen Sinn gerungen. Auch in der modernen Psychologie wird eifrig Traumanalyse betrieben, und man versucht mit mehr oder weniger starker Anlehnung an die Psychoanalyse, Rückschlüsse auf die Person des Träumenden und ihre Lebensprobleme zu ziehen, Komplexe und seelische Verwundungen aufzufindig zu machen und möglichst zu heilen. Wenn wir uns hier mit den Träumen Falks beschäftigen, so wollen wir gleich zu Beginn bemerken, daß wir dies zunächst deshalb tun, weil er selbst ihnen große Bedeutung beigemessen hat, dabei interessiert es uns nicht so sehr, irgendein Trauma oder einen Komplex aufzudecken. Eine derartige Ana-

<sup>1</sup> Rosalie Falk, Johannes Falk. Erinnerungsblätter. 1868, S. 93



lyse mag an sich bedeutsam sein. hat aber mit vorliegender Untersuchung kaum etwas zu tun. Uns geht es vielmehr um die besondere Veranlagung des Dichters, die wir zusammenfassend mit dem Begriff „innere Schaukraft“ bezeichnen. Wenn wir nun zunächst auf seine Träume eingehen, so können wir feststellen, daß die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit seiner Träume auch in dem Augenblick, da er sie aus der Erinnerung niederschrieb, auf die innere Schaukraft hinweisen, die Falk in hohem Maße besaß und die von größtem Einfluß auf sein Denken wie auf sein Handeln war. Die Träume sind daher bei ihm nicht, wie sonst üblich, lediglich als eine Nebenerscheinung seines seelischen Lebens zu bewerten. Sie waren für ihn gewiß nicht nur „Schäume“, sie waren Äußerungen seines inneren Lebens, in welchen sich auch die äußeren Ereignisse, die ihm zustießen, ja sogar die Entschlüsse, die er zu fassen hatte, widerspiegelten. Dabei ist seine Haltung gegenüber den Träumen durchaus kritisch. Er war kein romantischer Schwärmer, der in gefühlsselligen Träumereien schwelgt, sondern nahm sie ernst und suchte ihren oft nur verborgenen Sinn und ihre tiefere Bedeutung denkend zu ergünden.

Am meisten beschäftigte ihn der Gedanke, inwiefern diese Träume Voraussagen oder Ankündigungen künftigen Geschehens darstellten. Es handelt sich also um das Problem, inwieweit die innere Schaukraft, die sich in den Träumen auswirkt und ihn bei der Niederschrift begleitet, imstande sei, das Dunkel, das die Zukunft umhüllt, zu durchdringen. Lebhaft beschäftigt ihn, wie wir noch sehen werden, die Frage, ob Träume wirklich schicksalhafte Bedeutung haben oder nicht. Andererseits eröffneten ihm seine Traumerlebnisse Blicke in seine Vergangenheit. Es geht also um das weitere Problem, ob und wie die innere Schaukraft eine Sinngebung des Geschehenen und damit der Gegenwart ermöglichte, er also den Punkt, an dem er jetzt stand, klarer erkennen konnte als zuvor. Aber der inneren Schaukraft, die sich in den Träumen äußerte, fiel bei Johannes Falk noch eine letzte wichtige Aufgabe zu, nämlich den Sinn seines Lebens überhaupt darzustellen. Die innere Schaukraft befähigt ihn, das in anschaulichen Bildern zu erblicken, was andere Menschen nur durch Denken erfassen können. Der letzte Sinn seines Daseins, der ihm in Traumbildern gezeigt wurde, bedeutete für ihn zugleich eine Rechtfertigung seines Lebens.

## II.

Von einem zukunftsweisenden Traum am 14. Oktober 1806, am Morgen der Schlacht bei Jena, berichtete W. Stoltzenbach in seinem Buch über Falk: „Er träumte: er hätte endlich Reisewagen und Pferde aufgetrieben und fuhr sofort zur Esplanade (seiner damaligen Wohnung am Markt von Weimar). Die Straßen waren menschenleer. Er lenkte selbst die Pferde und trieb sie an, um schnell ans Ziel zu kommen. Schon sah er das Haus, aber er kam ihm nicht näher, so sehr er auch auf die Pferde peitschte. Er rückte vielmehr ferner und ferner. . . . Aber plötzlich hörte er schreckliche Schreie. Mit verzerrten Gesichtern kamen Menschen auf ihn zugelaufen, in zerfetzten preußischen Uniformen, aus denen Blut rann. Die Pferde scheuten. Während er sich mühte, sie zu zügeln, wachte er auf.“<sup>2</sup> Die Entstehung dieses Traumes erklärt sich am besten aus der Situation, in der sich Falk damals befand. Als er am Abend zuvor schlafen ging, wußte er genau so gut wie alle anderen Einwohner Weimars, daß die große Entscheidungsschlacht mit Napoleon bevorstand. Hinzu kam noch, daß er sich in den zurückliegenden Monaten sehr patriotisch betätigt und in seiner Zeitschrift franzosenfeindliche Aufsätze veröffentlicht hatte. Deshalb bedrängten ihn in den letzten Tagen seine Frau, sein väterlicher Gönner Wieland und manche Freunde, abzureisen und sich in Sicherheit zu bringen, weil zu befürchten stand, daß man ihn nach dem Siege Napoleons zur Rechenschaft ziehen würde. Er entschloß sich jedoch, in Weimar zu bleiben. Die quälende Frage nach dem Ausgang der Entscheidungsschlacht und seinem persönlichen Schicksal hat wahrscheinlich diesen Traum ausgelöst; er sollte sich noch am gleichen Tage erfüllen: am Nachmittag jagten die geschlagenen preußischen und sächsischen Truppen durch die Stadt. Daß dieser Traum, wie es häufig zu geschehen pflegt, ein qualvolles Bemühen, dem Ziel näher zu kommen, enthält, deutet zugleich auf die Zwangsmäßigkeit hin, mit der sich das schreckhafte Geschehen, die Flucht der preußischen Armee, vollzog.

Weil dieser und mancher andere Traum sich tatsächlich erfüllte, kam Falk zu der Überzeugung, daß ihm seine Träume einen Blick in die Zukunft eröffneten. Diese Erfüllung gedeuteter Träume

<sup>2</sup> W. Stoltzenbach. Ein Mann trat in den Riß. S. 24 f.

ruft nun — psychologisch ganz verständlich — neue Träume hervor; ein auch sonst häufig feststellbares Phänomen, das Karl Schmeing als den „eidetischen Zirkel“ bezeichnet hat.<sup>3</sup> Das „Geheime Tagebuch“ Falks zeigt, wie er seinen Träumen in zunehmendem Maße Gewicht beilegte, sie meist gleich nach dem Erwachen aufzeichnete und die Niederschrift gelegentlich von anderen beglaubigen ließ.

Aus dieser Art der Fixierung seiner Träume geht hervor, daß er ihnen gegenüber eine nüchterne Haltung bewahrte, indem er rein objektiv feststellen wollte, ob sie sich erfüllten oder nicht. Es ist sicher, daß er seinen Träumen eine gewisse Vorbedeutung zugemessen hat, man kann jedoch nicht sagen, daß er an sie wie an eine Offenbarung oder Enthüllung glaubte.

Einen eigentümlichen Traum schildert er in einem Brief an seine Frau, die damals gerade in Würzburg weilte: „Neulich sah ich wilde Tiere. Ein Mann nahm armsdicke Schlangen aus ihrem Käfig; sie krochen um ihn herum, hingen an seinem Halse, streckten die Stacheln gegen ihn aus. Bei dem Anblick dieses Gezüchtes war es mir so zumut, als ob ich mich selbst im Traum sähe.“<sup>4</sup> Dieser Traum hat mit einer Zukunftsweisung direkt nichts zu tun; er bezieht sich mehr auf die Gegenwart und ihre Kämpfe. Die einzelnen Formelemente dieses Traumes, der Käfig und die Schlangen, ließen sich ohne weiteres nach der psychoanalytischen Methode Freuds deuten.<sup>5</sup> Wir meinen jedoch, daß mit einer solchen „Auslegung“ nichts gewonnen ist. Es ist wohl richtiger, mit Alfred Adler davon auszugehen, daß sich der Träumende im unterwachen Zustand mit den Problemen und Nöten des Tages beschäftigt.<sup>6</sup> Von einer wirklichen Lösung der Tagesprobleme, von der diese Psychologie häufig spricht, enthält jedoch dieser Traum nichts. Falk sah sich nur im Kampf mit widerstreitenden Mächten, der Ausgang dieses Ringens ist im Traum selbst weder enthalten noch angedeutet. Doch Falk gibt von sich aus solch eine befreiende Deutung, indem er in dem Brief an seine Frau die

<sup>3</sup> K. Schmeing, Zur Geschichte des zweiten Gesichts, 1941, S. 11; ders., Das „Zweite Gesicht“ in Niederdeutschland, 1935, S. 139, 189 u. ö.

<sup>4</sup> abgedruckt b. R. Falk, S. 118

<sup>5</sup> S. Freud, Die Traumdeutung, 1922, S. 239 ff

<sup>6</sup> A. Adler, Neurosenwahl und Training im Traum. Internat. Zeitschr. f. Individualpsychologie, 1924, Heft 5, S. 5 ff; ders., Praxis und Theorie der Individualpsychologie, 1923<sup>2</sup>

Worte hinzufügt: „Ich mu-re aber nicht, ich klage auch nicht; sondern ich danke Gott, daß er mir die Kraft gab, im ritterlichen Kampf ehrlich zu bestehen und der Schlangenmeister zu werden.“<sup>7</sup>

Einen andersartigen Traum, der direkt in die Zukunft wies, hatte er im Oktober 1820: „Ich träumte von einem silbernen Löffel, der auf dem Wasser schwamm. Als ich hinzulief, um ihn aufzuheben, war er wieder in den Wellen verschwunden.“<sup>8</sup> Falk erwähnte an dieser Stelle sogleich ein Geschehen, das er als Sinn-erfüllung dieses Traumes deutet: „Bald darauf erhielt ich das großherzogliche Reskript, wodurch auf Unterstützung des Institutes (Erziehungsinstituts) aus Landeskasse sollte angetragen werden.“<sup>9</sup> Falk hatte beständig größte finanzielle Sorgen, die ihm oft den Schlaf raubten; auch hatte er häufig unangenehme Auseinandersetzungen mit der großherzoglichen Landeskasse, weil diese ihm keine regelmäßigen Zuwendungen machte, sondern nur hin und wieder etwas Geld für sein Institut auswarf. Besonders schmerzlich war es für ihn, wenn eine bereits bewilligte Summe nicht ausgezahlt wurde. Um einen solchen Fall scheint es sich hier zu handeln, jedenfalls meint er, daß der Traum ihm solches ankündigt, indem es ihm nicht möglich ist, den Löffel zu greifen. Die zusätzliche Bemerkung deutet an, daß er diesen Traum symbolisch verstand, wobei jedoch das Wort Symbol nicht in dem engen, von Freud geprägten Sinn verstanden sein will. Diesen Traum symbolisch zu verstehen, besagt, daß das Bild des Löffels für die zu erwartende geldliche Unterstützung eingetreten ist. Falk konnte den Löffel nicht ergreifen, die finanzielle Unterstützung ist ausgeblieben, in diesem Sinn also ist dieser Traum in Erfüllung gegangen, wie sich aus dem Zusammenhang ergibt.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß durchaus nicht jeder Traum Falks in Erfüllung ging. Im 2. Band des „Geheimen Tagebuches“ findet sich folgende Notiz: „Den 1. Mai (1821) erschien mir die Frau Großherzogin Louise im Traum, nahm Abschied von mir und sagte, daß sie nun diese Welt verlassen müsse.“<sup>10</sup> Schon allein die Tatsache, daß er diesen Traum so sorgfältig in sein Tagebuch eintrug, macht es deutlich, daß er ihn für eine Prophezeiung des baldigen Todes der Großherzogin ansah; bedeutet ja allgemein das Abschiednehmen den Tod der im Traum geschau-

<sup>7</sup> R. Falk, S. 118 <sup>8</sup> Geh. Tgb. I, 55 <sup>9</sup> ebenda <sup>10</sup> Geh. Tgb. II, 21

ten Persönlichkeit. Ein halbes Jahr zuvor war die Großherzogin bei einer Kindergesellschaft auf dem blanken Parkettfußboden ausgeglitten und hatte sich dabei einen Arm gebrochen. Falks Tochter Angelika war zugegen gewesen, und man hatte über diesen Vorfall und die Fassung, mit der die Großherzogin dies Unglück ertrug, im Familienkreis gesprochen.<sup>11</sup> Es ist möglich, daß die innere Beschäftigung mit dem damaligen Unglücksfall, den er sofort in sein Journal eintrug, den späteren Traum ausgelöst hatte. Jedenfalls faßte er ihn als eine Prophezeiung des baldigen Todes der Großherzogin auf. Daran glaubte er umso fester, als er am 30. Oktober des gleichen Jahres von der ersten Hofdame der Fürstin hörte, daß diese sehr leidend sei<sup>12</sup>. Auch das bemerkte er sogleich in seinem Tagebuch, sicherlich in der Erwartung, daß sein Traum nun bald in Erfüllung ginge. Die Großherzogin starb jedoch nicht so bald, sondern erst neun Jahre später, vier Jahre nach dem Tode Johannes Falks, am gleichen Tage wie er. Die „Prophezeiung“ ist also nicht in Erfüllung gegangen. Der Traum hat sozusagen getrogen.

Um das bisher Dargebotene kurz zusammenzufassen, kann wohl gesagt werden, daß Falk seinen Träumen eine zukunfts-trächtige Bedeutung beigemessen hat, wie es sich auch noch aus anderen Aufzeichnungen von ihm ergibt. Außerdem legte er die gleiche Bedeutung auch den Träumen seiner Frau und anderer Leute bei.<sup>13</sup> Es ergibt sich aber aus seinen Notizen ebenso deutlich, daß er weit davon entfernt ist, sich der Deutung dieser Gesichte fatalistisch hinzugeben.

Diese eben erwähnten und auch noch andere Träume weisen irgendwie in die Zukunft, und zwar in dem Sinne, daß sich in ihnen kommende Ereignisse anzukündigen scheinen. Die in den Träumen zuvor geschauten Geschehnisse sind häufig eingetreten, so daß seine Tochter in den Erinnerungsblättern, die sie zum 100. Ge-

<sup>11</sup> Geh. Tgb. I, 56    <sup>12</sup> Geh. Tgb. II, 46

<sup>13</sup> „In der Nacht vom 28. April träumte meiner Frau, die Gräfin Beust reise mit einer fremden Fürstin fort, die Trommeln gingen schon und gedämpft: ich selber war ihr aber ganz unkenntlich geworden, so einen schönen Kranz hatte man mir aufgesetzt. Sie bat mich, denselben abzunehmen, damit sie meine Züge wieder unterscheiden könne. Es schwebt mir wohl eine Deutung vor, die ich aber, um die Meinigen nicht zu betrüben, hier nicht niederschreiben will.“ Geh. Tgb. I, 50; vgl. Geh. Tgb. I, 31. Vgl. auch die Todesahnung der sterbenskranken Angelika. Geh. Tgb. II, 35

burtstage ihres Vaters herausgab, sagte: „Es lag etwas Prophetisches in seiner Natur.“<sup>14</sup> Sein „Geheimes Tagebuch“ läßt erkennen, daß es ihn immer wieder stark beeindruckt hat, wenn die im Traum erblickten oder angedeuteten Ereignisse Wirklichkeit wurden; er ist jedoch von jeder Neugier, die an sich naheliegen würde, weit entfernt. Eigentlich will er durchaus keine Blicke in die Zukunft tun, er kämpft sogar gegen diese Gesichte und die in ihnen sich ankündigenden Geschehnisse. Die Träume drängen ihm jedoch eine Deutung der Zukunft gewissermaßen zwanghaft auf. Die innere Schaukraft, die in diesen Gesichten und Erlebnissen Gestalt gewinnt, empfindet er keineswegs als schöpferisch, vielmehr als ein Verhängnis, das auf ihm lastet.

Die hier auftauchenden Fragestellungen treten noch deutlicher und quälender bei den Erscheinungen des zweiten Gesichts zu Tage. Wir werden uns mit diesen Problemen, die hier nur angedeutet werden konnten, im III. Kapitel ausführlicher zu beschäftigen haben. Wir wollen uns zunächst den übrigen Träumen Falks zuwenden.

### III.

Ganz anders als die eben erwähnten Erlebnisse ist der „Traum vom Himmelssaal“.<sup>15</sup> Er eröffnet nicht eine Schau kommender Ereignisse, sondern gibt Falk einen Rückblick auf sein bisheriges Leben. Er träumte: „Ich war gestorben und meine Seele zum Himmel entrückt. Viele Tote gingen an mir vorüber, die ich nicht unterzubringen wußte, obgleich ihre Züge mir kenntlich genug waren. Da kam ein Engel und führte mich in ein schönes Gebäude. Auf beiden Seiten standen unzählige Bücher. Es schien der Büchersaal des Himmels oder wenigstens eine Abteilung davon zu sein. Die meisten dieser Bücher führten den Titel ‚Tagebuch‘. Der Engel, der mich führte, ließ mich an einen Tisch treten, wo eben ein aufgeschlagenes Buch offen lag, und dabei niedersitzen. ‚Da lies das!‘ waren seine Worte. Es war die Geschichte eines armen, durch einen vornehmen Betrüger zum Laster verführten und zu Grunde gerichteten Landmädchens, die mir die bittersten Tränen auspreßte. Nach einer Weile trat der Engel

<sup>14</sup> R. Falk, S. 93

<sup>15</sup> Von Johannes Falk im Untertitel als „Traum des Ariel“ bezeichnet. Um zum rechten Verständnis dieses Traumes zu gelangen, ist zu berücksichtigen, daß in jenen Dichtungen, die sich mit seiner Jugendzeit beschäftigen, Falk sich selbst als Ariel bezeichnet.

wieder zu mir und sagte: ‚Du hast nur über dich selbst geweint! Das bist du! Lies weiter! — Wie ich in einem zweiten Buch blätterte, fand ich die Geschichte eines mit großem Ernst strebenden Künstlers, der aber von der Mitwelt verkannt, mit den Seinigen hungerte, und dem die Nachwelt die ihm bei Lebzeiten entzogene Ehre in vollem Maße erzeugte und tausendfältig einbrachte. Es kamen Auftritte in dieser Lebensgeschichte vor, die mich an so Manches erinnerten und die wiederum mein Herz zur tiefsten Rührung, zum innigsten Mitgefühl hinrissen. Es war mir höchst überraschend, in dieser fremden Lebensgeschichte Verse zu finden, von denen ich das bestimmte Gefühl, sie selber gemacht zu haben, in mir trug, z. B. jenen Ausruf:

Nein, heiliges Streben will mein Herz ergreifen,  
Der Menschheit Hohes auf mein Haupt zu häufen!  
Da will ich mitten unter Irrlicht schimmern  
Und dann zertrümmern!

‚Du bist zertrümmert’ — sagte der Engel, der eben lächelnd hereintrat — ‚und dies hier’ — indem er die Hand aufs Buch legte — ‚sind die Trümmer des Schiffes!’ ‚Wie kann man aber’ — fuhr er lächelnd fort — ‚über sein glücklich bestandenes Elend so heiße Tränen vergießen? Das ist ja wiederum nur deine eigene Geschichte, die du gelesen hast!’ — ‚Ich merkte es wohl’ — gab ich ihm zur Antwort — ‚noch ehe du es mir entdeckt hattest!’ Indem er sich entfernte, schlug ich ein drittes Buch zum Lesen auf, das den Lebenslauf eines wohlwollenden, tüchtigen, aber höchst unglücklichen Königs enthielt. Er kämpfte den Kampf mit Bosheit und Unwissenheit redlich durch. Das Leben wurde ihm Schritt für Schritt recht sauer gemacht. Er verzieh seinen Feinden, er ertrug sie, und desto ärger wurde er dafür von ihnen gehaßt. Neid, Bosheit, Verleumdung, alles Schlechte hatte sich an ihm versucht, und endlich starb er an heimlich ihm beigebrachtem Gift und ließ hinter sich ein verwaistes Reich. So wenig verstanden war sein liebendes Herz, daß das meinige blutete, wie es sogar von seinen nächsten Umgebungen verkannt und sich täglich gemißhandelt sah. Meine Tränen rollten auf das Papier, da ich sah, wie er endete. — Eben, als der Engel hereintrat, endete auch die Lebensgeschichte des Wesens, zu dem ich mich seltsam hingezogen fühlte. ‚Du lächelst aufs neue? Nun, diesmal wirst du meine Tränen doch nicht eigennützig schelten. Sie galten einem von sei-

nem eigenen Volk verkannten und gemißhandelten König, der zum Märtyrer des Guten und Edlen wurde! Und dieser König — soll ich doch nicht etwa gewesen sein?’ — ‚Nicht anders!’ — ‚Wie ist mir denn? Wer vergegenwärtigt mir das längst Gewesene? Kehren die grauen Jahrhunderte zurück? Eröffnet die Ewigkeit ihren verschwiegenen Schoß? Erzählen mir die Engel meine Träume?’ — ‚Da lies im großen himmlischen Büchersaal, und alle diese Bücher, die du siehst, enthalten deine eigene Geschichte von den abgelaufenen Jahrtausenden, deine Rollen, deine vergessenen Tagebücher in den verdunkelten Erdherbergen: wir haben sie dir aufs sorgsamste aufgehoben!’ — ‚Wie, so ist es wirklich kein Traum, jenes unschuldige, fromme Landmädchen auf der Weichselfähre’ — ‚Warst du!’ — ‚Und jener sich durch Not und Tod mutig hindurcharbeitende Künstler?’ — ‚Warst du abermals!’ — ‚Wie? und auch jenen Gipfel der Größe, war es möglich, daß ich ihn als König erreichte?’ — ‚Alles, alles du! Nun tritt aber auch, damit du nicht zu stolz wirst, zu jenen schwarz verhangenen Seitenwänden hin und lies!’ — ‚Du erschreckst mich, wäre es möglich? Dieses, und diese — und dieser? Mir brechen meine Kniee!’ Ich hielt schauernd und beschämt die Hände vor mein Gesicht! ‚O Pflicht der Menschenliebe, o Pflicht der Nachsicht, o Pflicht der grundlosen Barmherzigkeit mit unseren Mitgeschöpfen! Nur diese ausgeübt haben, bahnt den Seelen den Eingang zum hohen Himmelssaal zum Anschauen Gottes im reinsten Urlicht, wovon dieses nur die 155. Unterabteilung ist. Lies nur, schaudere und demütige dich der gewaltigen Hand Gottes!’ — Ich wollte soeben den vierten Band herunterlangen und zu sehen, was ich noch alles Großes, Erschreckendes und Erfreuendes auf meiner so viel durchkreuzten Lebensbahn verübt hatte, als ich plötzlich von meinem Traum erwachte. Tiefer zu sehen in die Geheimnisse des Himmels ist mir dieses Mal nicht vergönnt gewesen.“<sup>16</sup>

Falk fügte diesem Traum keine Deutung hinzu, wie er es sonst meist zu tun pflegte. Wenn wir diese von uns aus suchen wollen, so möchten wir meinen, daß die drei Traumbilder, die aus dem Unterbewußtsein in ihm aufsteigen, den drei Perioden seines Lebens entsprechen, das verführte Landmädchen repräsentiert seine leichtfertige Jugend, der verkannte Künstler ist ein Hinweis auf

<sup>16</sup> Geh. Tgb. II, 67—69

seine Schriftstellerei, die ohne durchschlagenden Erfolg blieb, der gute, aber unglückliche König stellt Falk in seiner erzieherischen Arbeit dar, in der er viel Spott und Widerwärtigkeit erdulden mußte und sich selbst verzehrte. Die moderne Tiefenpsychologie geht seit Adler davon aus, daß das in den Träumen wirksame Unterbewußtsein sich mit den Problemen, die das Bewußtsein am Tage beunruhigen und quälen, beschäftigt und in verhüllter Form die Lösung andeutet. „Der Traum ist daher eigentlich ein höchst objektives, sozusagen ein Naturprodukt der Psyche, weshalb man von ihm zumindest Hinweise und Anspielungen auf gewisse Grundtendenzen des seelischen Prozesses erwarten darf. Da nun der psychologische Lebensprozeß — wie jeder Lebensprozeß — nicht nur ein kausaler Ablauf, sondern auch ein final orientierter, zweckmäßiger Vorgang ist, so darf man vom Traum, der nichts anderes als eine Selbstabbildung des psychischen Lebensprozesses darstellt, einerseits Indizien über eine objektive Ursächlichkeit, sowohl über objektive Tendenzen erwarten.“<sup>17</sup> Die drei Phasen des Traums vom Himmelssaal geben nach unserer Auffassung das Grundproblem des jeweiligen Lebensabschnittes wieder und deuten, wenn auch nur verhüllt, an, daß die einzelnen Etappen in einer gewissen Beziehung zueinander stehen. Jedoch gilt es zu beachten, daß dieser Traum kein Abbild einer künftigen Lebensgestaltung ist, vielmehr blickt er auf das bisherige Leben zurück und will ihm irgendwie einen Sinn geben. So gesehen, umgreift der Traum vom Himmelssaal wie ein Zeitraffer die drei Perioden des Lebens Falks mit der ihnen jeweils charakteristischen Problematik.

Wenn man diesen Traum unabhängig von der eigentümlichen Lebensführung des Träumenden betrachtet, so ist er nur schwer zu verstehen, denn an sich genommen, steht das Schicksal des Landmädchens beziehungslos neben dem des Künstlers und dem des Königs; und man kann nicht einsehen, was diese drei Bilder miteinander verbindet. Erst wenn man in ihnen die drei Perioden des Lebens Falks erblickt, erkennt man, daß sie eine Einheit bilden und in einem sinnvollen Zusammenhang miteinander stehen.

Sodann ist ein gewisser tragischer Zug auffallend, der durch diesen ganzen Traum sich hindurchzieht, denn in gewissem Sinne

<sup>17</sup> C. G. Jung, Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten, 1945, S. 18 f.; vgl. C. G. Jung, Psychologische Typen, 1945, S. 596 ff.

ist Falk, wie der Traum zeigt, in jeder Periode seines Lebens gescheitert. Jeder Lebensabschnitt ist an und für sich verfehlt. Es ist jedoch eigentümlich, daß jede Periode ihren Sinn, wenn auch nur indirekt, durch die nachfolgende, besonders durch die letzte erhält. Der König endet zwar tragisch, aber er hat das Gute gewollt und sich ganz dafür eingesetzt und ist daher von einem höheren Standpunkt aus gerechtfertigt. Insofern kann man sagen, daß der Sinn dieses ganzen Lebens, das in jedem seiner Abschnitte tragisch endet, doch in einem verklärten Licht erscheint. Falk ist am Schluß „gerettet“, wie Gretchen im Kerker in der letzten Szene von Goethes Faust I. Teil gerettet wird.

Trotz dieses verklärenden Glanzes des Gerettet-Seins, das auf diesen düsteren Lebenstraum fällt, ist offenkundig, daß das ganze Leben, das in diesem Traum erblickt und gedeutet wird, geradezu zwanghaft seinen Lauf genommen hat. Wenn man sich eingehender mit diesem Gesicht beschäftigt, so meint man die Worte zu vernehmen: „Es mußte so kommen.“ Aber dieser Zwang ist kein äußerlich auferlegter, er kommt von innen her und man wird unwillkürlich an Goethes „Urworte orphisch“ erinnert, in denen es heißt:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,  
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,  
Bist alsobald und fort und fort gediehen  
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.  
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen.

#### IV.

Wiederum ganz anders geartet ist der „Traum vom reichen Mann“, den uns seine Tochter Rosalie überliefert hat. Bei diesem Gesicht handelt es sich weder um eine Schau des Zukünftigen noch um einen Überblick über das hinter ihm liegende Leben, hier taucht vielmehr ein neues Problem auf. Im Mittelpunkt steht die Frage nach dem Sinn seines Tuns und seines Denkens überhaupt. Falk berichtet: „Es träumte mir neulich, ich wäre zu Jerusalem, im Hause des reichen Mannes. Im Eingang war alles so, wie es im Evangelio beschrieben ist: Lazarus weinte die Menschen an und die Hunde bezeugten ihm ihr Mitleid. Ich stieg eine schöne, breite Treppe hinauf; der reiche Mann saß in einem bequemen gepolsterten Lehnstuhl und trank dunkelroten Wein, die Dame des Hauses neben ihm. Alles um ihn her glänzte und glit-

zerte. Der reiche Mann empfing mich sehr freundlich; er hatte so etwas von Johannes Falk, d. h. von den böhmischen Wäldern gehört. Wir kamen in ein Gespräch, wir erhitzten uns beide. ‚Das nehmen Sie mir nicht übel‘, fuhr der reiche Mann auf, ‚zuerst kommen die Meinen! Wenn ich über die Andern die Meinen vergäße, so wäre das Schwärmerei!‘ Die Dame stimmte ihrem Gemahl sogleich bei. Sie meinte, Jerusalem sei eine große Stadt, es seien so viele Arme darin, wie Steine auf der Straße. ‚Wenn ich mich der Meinen rechtschaffen annehme, so kann ich mich unmöglich viel um die Andern bekümmern. Es wäre gewissenlos von mir, wenn ich für die Meinen nicht so sorgte, daß sie auch nach meinem Tode, wenn nicht überflüssig, doch notdürftig und ihrem Stande gemäß gesetzt wären.‘ Wir saßen nämlich auf Polstern von rotem Damast. Aus dem Saale gingen zwei Seitentüren ins Nebenzimmer. Indes stieß ein Windstoß ein Fenster und eine Tür auf. Meine Augen erblickten wenigstens zwölf Paar der schönsten Stiefeln, immer ein Paar eleganter als das andere. ‚Aber, wem gehören denn alle diese Stiefeln?‘ fragte ich den reichen Mann. ‚Es sind die meinen!‘ gab er mir zur Antwort. ‚Sie haben aber doch nur ein Paar Füße, was machen Sie denn mit zwölf Paar Stiefeln?‘ fragte ich den reichen Mann. Er schwieg. Indem jagte ein Windstoß die zweite Seitentür auf. Hier wurde ich ein ganzes Sortiment der neuesten, schönsten Damenhüte gewahr. ‚Ei!‘ sagte ich erstaunt, ‚wem gehören denn alle diese Hüte?‘ ‚Es sind die meinen!‘ antwortete die Dame des Hauses. ‚Wie? Sie haben nur einen Kopf und so viele Hüte?‘ ‚Es ist nur einer davon brauchbar‘, bemerkte die Dame, ‚die andern elf sind Moden der vergangenen elf Monate, um die sich keine Seele mehr bekümmert!‘ Als ich noch so sprach, kam es mir vor, Weimar wäre Jerusalem oder was weiß ich! Genug, ich hörte unter mir singen. Es waren wohlbekannte Stimmen; es mußte mein Institut sein. Ich unterschied sogar Melodie und Worte von dem Liede:

Ewiger Urquell reiner Freude,  
Jesus, dem mein Herz entbrennt,  
Dich zu speisen, dich zu kleiden,  
Ist, mein Heiland, mir vergönnt.<sup>18</sup>

<sup>18</sup> Sämtliche Strophen dieses Liedes stehen in Falks „Das Vater-Unser“, 1822, S. 41; er ließ dies „Brotlied“ häufig in den Abendandachten singen.

Auch traten einige kleine Lockenköpfe in das Zimmer und sprachen: ‚Herr, es ist sieben Uhr, die Abendschule ist angegangen.‘ Die Dame des Hauses hielt sich die Nase zu, wie eine vornehme Dame der Nachbarschaft es zu tun pflegt, so oft sie bei dem Institut vorübergeht und die Kinder vor der Tür stehen, vermutlich, weil ihre zarten Nerven für den Geruch von Armut empfindlich sind. Sodann fragte sie mich: ‚Wer sind denn diese?‘ Ich zog sie auf meine Kniee und sprach: ‚Es sind die Meinen!‘

Ich war gestorben, und auf dem Wege zum Richtstuhl Gottes weinte meine Seele viel und bitterlich, weil mir alle meine Sünden und Unvollkommenheiten und mein Dichten und Trachten, das böse war von Jugend auf, wieder einfielen. Je näher ich dem Gericht kam, je mehr lastete es auf meinen Schultern und drückte mich fast in die Erde hinein. Endlich, vor dem Richtstuhl Jesu Christi angelangt, sah ich zwei Kinderseelen zu meiner Seite. Ich erkannte sie für die nämlichen, die ich im Hause des reichen Mannes zu Jerusalem auf meine Kniee gehoben, geherzt und geküßt hatte. Sie warfen sich nieder und schrieten in einem fort: ‚Jesu Christe, du Sohn Gottes, erbarme dich seiner!‘ Ich selbst konnte vor Schluchzen und großem Schmerz bloß die Worte hervorbringen: ‚Hier bin ich, Herr, und die du mir gegeben hast!‘ Es dauerte nicht lange, so kam auch der reiche Mann und trat vor den Richtstuhl. Und wie er seinen Spruch erwartete, so sprach er ebenfalls: ‚Hier bin ich, Herr, und die du mir gegeben hast!‘ Er wies dabei mit seiner Hand sehr zufrieden auf ein ganzes Bündel von Stiefeln und Hüten, die er und seine Frau sehr mühsam auf ihren Schultern in die Geisterwelt mit hinübergeworfen hatten, und man sah im eigentlichen Sinne, daß ihr Herz auch noch hier an diesen Gütern der Vergänglichkeit, an diesem Stroh und Leder hing. Der Herr besann sich nicht lange und sprach zu mir gewandt: ‚Lasse die Kindlein zu mir kommen!‘ Und wie er dieses schöne Wort gesagt, fühlte ich mich federleicht, die ganze schwere Sündenlast, die mich vorher so blutig gedrückt, war von meinen Schultern verschwunden. Meine arme Seele war mit den andern zwei Kindern ein schuldloses Kind geworden, um mit ihnen zur himmlischen Freude einzugehen. Wie ich mich aber nach dem reichen Mann umsah, so kam mir derselbe ganz schwarz und ledern vor, und die Köpfe von ihm und seiner Frau gemahnten mich nicht anders, als ob sie von Stroh wären.

Das ist aber bloß ein Traum, und weil ich nun noch wache und noch lebe auf dieser Unterwelt, will ich nicht aufhören, für den armen reichen Mann zu beten, um ihn und die Seinen der grundlosen Liebe und Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen. Ich hätte noch weiter geträumt, aber es waren die Hunde Lazari, die eben zur Unzeit bellten: das hat mich vermutlich aufgeweckt.<sup>19</sup>

Dieser Traum unterscheidet sich von den anderen dadurch, daß in ihm nicht nur um das Problem seines Lebens gerungen, sondern auch dessen Lösung gegeben wird. Falk sah sich ins himmlische Reich aufgenommen und erfuhr, daß er durch den Richterspruch Jesu Christi freigesprochen wurde. Im Gegensatz zum „Traum vom Himmelssaal“ erscheint hier also nicht die Tragik der einzelnen Abschnitte seines Lebens, sondern die Erfüllung und Rechtfertigung seines Tuns. Wenn seine Tochter die Wiedergabe dieses Traumes mit der Bemerkung beginnt, daß hierin die „Gesinnung“ ihres Vaters zum Ausdruck kommt,<sup>20</sup> so meint sie damit sicherlich seine tröstliche Gewißheit, im Gegensatz zum reichen Mann (und zu den reichen Leuten seiner Zeit) den rechten Weg gefunden zu haben und deshalb auf Erlösung hoffen zu dürfen.

Im Hinblick auf diesen erhofften Freispruch vor dem Richterstuhl Jesu Christi darf man zwar auch diesen Traum als zukunftsweisend bezeichnen, doch vollzieht sich das zukünftige Geschehen nicht mehr auf dieser Erde wie bei den übrigen Gesichtern. Es ist der gläubige Christ, der aus diesem Traum spricht und zum Ausdruck bringt, daß er noch um eine andere, jenseitige Zukunft weiß.

Man könnte annehmen, daß dies Gesicht erdacht und im wachen Zustand in Anlehnung an das Gleichnis Jesu vom reichen Mann und armen Lazarus gleichsam willkürlich konstruiert sei; denn es ist bekannt, daß er oft biblische Geschichten in Gleichnisform erzählte.<sup>21</sup> Wir meinen jedoch, daß es sich um ein echtes Traumerlebnis handelt, das durch ein längeres Nachsinnen über das Gleichnis Jesu ausgelöst wurde. Zum Wesen der Meditation gehört — und dies unterscheidet die Meditation von gewöhnlichem Nachdenken —, daß der zu meditierende Gedanke inten-

<sup>19</sup> R. Falk, S. 84—88

<sup>20</sup> R. Falk, S. 84

<sup>21</sup> vgl. Falks „Vater-Unser“ und Wichern, Gesammelte Schriften, Bd. 6, S. 14 f.

siv auf das eigene Ich bezogen wird. Dadurch ergibt es sich häufig, daß der Gedanke oder das Bild der Meditation ganz in den Meditierenden eindringt und ihn selbst im Traum nicht mehr loslassen will. Um solch einen Fall scheint es sich hier zu handeln. Eine Meditation gerade dieses Gleichnisses lag ihm besonders nahe, weil sein Lebenswerk die Tat der Barmherzigkeit an armen Menschen war, um die sich sonst niemand kümmerte.

Zweifellos hat Falk noch viele andere Träume<sup>22</sup>; auch dürfte es nicht schwer fallen, solche aus seinen Dichtungen zu rekonstruieren. Wir denken etwa an den Schwank von 1804: „Der Dichter, die Gespenster und die Doctoren in Wien“<sup>23</sup>, bei dem es besonders auffällig ist, daß viele Bilder nur lose und wie zufällig aneinandergelknüpft sind, wie das eben im Traum zu geschehen pflegt.<sup>24</sup> Im Traum nehmen wir an dem schnellen und bunten Wechsel der Bilder und deren oft sinnlose Verknüpfung keinen Anstoß. In einem Gedicht oder einem Schwank ist es dagegen auffällig.

Es scheint uns jedoch bedeutsam zu sein, daß er dergleichen „sinnlose“ Träume nie in seinem „Geheimen Tagebuch“ oder an anderer Stelle festgehalten hat. Nur bei den oben geschilderten verschiedenartigen Träumen hat er es der Mühe wert gefunden, sie aufzuzeichnen. Er hat wohl nur diesen, aber diesen ganz bestimmt inneren Wert beigemessen. Schon aus diesem subjektiven Grunde mußten die Träume unter den Gesichtern Falks mit aufgezählt und dargestellt werden. Es mag an sich zunächst als befremdend empfunden werden, daß wir in unsere Untersuchung der Gesichte dieses Dichters und Erziehers auch seine Träume mit aufgenommen haben; denn Träume, wie sie hier dargestellt wurden, hat so oder ähnlich so gut wie jeder Mensch. Die übrigen Gesichte Falks hingegen, wie sie in den kommenden Kapiteln dargestellt werden sollen, die Erscheinungen des zweiten Gesichts und die Visionen, werden nur ganz selten bestimmten Menschen zuteil.

<sup>22</sup> vgl. die Geschichte „Die Rosenlaube“, abgedruckt in Volksspiegel zur Lehr und Besserung, 1826, S. 167 ff.

<sup>23</sup> Auserles. Werke, Bd. I

<sup>24</sup> F. Hacker, Systematische Traumberobachtungen, Archiv f. d. ges. Psychologie, Bd. 21, 1911, S. 39 ff.

## V.

Überblickt man das vorgelegte Material, so läßt sich sagen, daß, so sehr auch diese Träume Falks denen anderer Menschen gleichen, sie sich doch von den sozusagen normalen Träumen durch gewisse Eigentümlichkeiten unterscheiden, die auf den inneren Zusammenhang mit seinen anderen Gesichtern hindeuten. Dazu läßt sich kurz folgendes bemerken:

Träume erscheinen so gut wie immer unter der Form von Erlebnissen. Während sie aber im allgemeinen einen verworrenen und konfusen Charakter haben, sind sie bei Falk in sich folgerichtig und geordnet. Sie ergeben also ein abgerundetes Bild, bestehen also nicht nur in einer losen Folge von einzelnen Erscheinungen. Bei sonstigen Träumen sucht man oft vergeblich einen Sinn, während dieser Sinn bei den Erlebnissen Falks geradezu offen auf der Hand liegt.

Es muß ferner darauf hingewiesen werden, daß uns allen im Traum die Vorstellungen unter der Form von unmittelbaren Wahrnehmungen erscheinen. Die Untersuchungen Hackers haben ergeben, daß im Traum visuelle Vorstellungen weit überwiegen (in 93 % der Träume nachzuweisen), dann erst folgen akustische Vorstellungen (73 %) <sup>25</sup>. Die Traumbeobachtungen der Psychologen Weed und Hallam haben gezeigt, daß 85 % der Träume optische und 68 % akustische Erlebnisse enthalten. <sup>26</sup> In unseren Träumen erscheinen Dinge und Personen als sich unmittelbar real darbietend und „wirklich“ vor unsern Augen ablaufend. Insofern könnte man sagen, daß fast alle Menschen im Traum Eidetiker sind — über diesen Begriff wird noch ausführlicher im III. Kapitel gesprochen — und so ist es wohl verständlich, daß Kroh Träume als „spontane, anschauungsbildverwandte Äußerungen unseres Bewußtseins“ bezeichnet hat. <sup>27</sup> Auch bei Menschen, die im wachen Zustand keineswegs als „Augenmenschen“ zu bezeichnen sind, hat „das Bildhafte im Traum bei weitem das Übergewicht über das Gedankliche“ <sup>28</sup>. Der Durchschnittsmensch, soweit er nicht eidetisch veranlagt ist, unterscheidet im wachen

<sup>25</sup> F. Hacker, a. a. O., S. 16

<sup>26</sup> C. Weed and F. Hallam, A Study of the Dream-Consciousness, 1895, zit. nach O. Külpe, Vorlesungen über Psychologie, 1920, S. 71

<sup>27</sup> O. Kroh, Die eidetische Anlage bei Jugendlichen. Zeitschr. f. Kinderforschung 1924, S. 68

<sup>28</sup> Pfahler, Der Mensch und seine Vergangenheit. 1950, S. 165

Zustand ganz deutlich zwischen Vorstellungen und Wahrnehmungen. Er kann sie schon dadurch genau trennen, als den Vorstellungen die Plastizität und Deutlichkeit in den Farben und Formen fehlen, die wir bei den Sinneswahrnehmungen empfinden und aufnehmen. Für die Träume gilt dieser Unterschied zwischen Vorstellung und Wahrnehmung nicht, denn die Vorstellungen werden wie Wahrnehmungen empfunden, da es im Traum eigentlich nur Wahrnehmungen gibt. Bei Falk ist dies besonders deutlich ausgeprägt, weil er auch im wachen Zustand Eidetiker ist.

Zur rechten Würdigung der Träume Falks muß man auch das berücksichtigen, worauf Ludwig Klages erneut aufmerksam gemacht hat, daß die Seele ständig in der Hervorbringung von Bildern tätig sei. Uns scheint es offenkundig zu sein, daß hinter diesem Gedanken von Klages die alten Leibnizschen Ideen von den Monaden und ihrer unablässigen Tätigkeit in den *petites perceptions* stehen. Bekanntlich bedeuten die *petites perceptions* bei Leibniz nicht bloß kleine unbewußte Wahrnehmungen, sondern die ständig auf einander folgenden und sich aus einander entwickelnden seelischen Zuständlichkeiten. <sup>29</sup> Ähnlich wie Ludwig Klages hat auch Karl Bernhard Ritter die Bilderschicht als die tiefste Schicht der menschlichen Seele bezeichnet. „Unterhalb der Sphäre des Denkens, in welcher die äußeren und inneren Sinneswahrnehmungen verarbeitet werden, also unterhalb des logischen, kritischen und rechnenden Verstandes, ist eine Schicht wahrnehmbar, in der die Prozesse nicht in der Form begrifflicher Zusammenhänge, sondern in der Form ablaufender Bilderreihen vor sich gehen. Happich hat darauf aufmerksam gemacht, daß diese Schicht, die er das Bildbewußtsein nennt, der eigentliche Ort schöpferischer geistiger Vorgänge im Menschen ist.“ <sup>30</sup> Geht man diesen Gedanken noch etwas näher nach, so zeigt es sich, daß im Traum nicht nur Vorstellungen, sondern auch Gedanken in sinnlich wahrnehmbarer Form erscheinen. Dies finden wir besonders deutlich bei Falk ausgeprägt, bei dem die Gedanken, also die Reflexionen über den Himmelstraum, die er selbst anstellt, in der Form von Worten, die er vom Engel ausgesprochen hört, also sinnlich wahrnimmt, auftreten. So verstanden gibt es im

<sup>29</sup> G. W. Leibniz, Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand, besonders Vorrede und Kapitel IX

<sup>30</sup> K. B. Ritter, Über die Meditation als Mittel der Menschenbildung, 1947, S. 28; C. Happich, Anleitung zur Meditation, 1949<sup>3</sup>



Traum nichts Abstraktes, sondern nur Konkretes, unmittelbar Gesehenes oder Gehörtes.

Ein Zug muß schließlich noch erwähnt werden, der die Träume Falks auszeichnet und sie von vielen Träumen anderer Menschen unterscheidet, das ist der Charakter der Zwangsläufigkeit, der im engen Zusammenhang mit der bereits erwähnten Ordnung seiner Träume steht. Die von ihm im unterwachen Zustand erlebten und gesehenen Geschehnisse vollziehen sich mit innerer Gewalt und lassen keinen anderen Ausweg offen. Gerade in dieser Zwangsläufigkeit wird der Zusammenhang zwischen den Träumen und den Erscheinungen des zweiten Gesichts deutlich, wie sich auch hier die Verbindungslinien zu den Visionen bereits abzeichnen. Das zweite Gesicht ist nun das eigentliche Problem, mit dem er sich innerlich auseinandersetzen hatte. Doch zunächst müssen wir auf Falks Verhältnis zum Geist seiner Zeit eingehen.

## II. Kapitel

### Falk und der Geist seiner Zeit

*Falks Kampf gegen die Aufklärung — Seine Auseinandersetzung mit der Romantik — Seine Stellung zum Pietismus — Falk und Goethe — Falks Verhältnis zur Mystik*

Ehe wir mit der Schilderung der Gesichte Falks fortfahren, sei ein Kapitel eingeschoben, das das Verhältnis zum Geist seiner Zeit zum Gegenstand hat, denn obenhin gesehen, legt seine lebhafteste Trauertätigkeit den Gedanken nahe, ihn in die Reihe der zeitgenössischen Romantiker einzuordnen. Daß das kaum richtig ist, er sich selber vielmehr weithin von der Romantik abgesetzt hat, soll unten gezeigt werden. Zum folgenden Kapitel sei gleich vorweg bemerkt, daß es nicht unsere Absicht ist, eine geistesgeschichtliche Studie zu entwerfen, wofür hier der Raum fehlen würde. Es kommt uns vielmehr darauf an, aus der Stellung, die Falk zu den geistigen Bewegungen seiner Zeit einnimmt, seine Individualität deutlich zu machen. Seine Zustimmung wie seine Ablehnung zu den verschiedenen geistigen Strömungen am Ende des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts kennzeichnen ihn als einen Mann, der einen eigenen festen Standpunkt besitzt und von ihm aus Stellung zu den geistigen Strömungen und Erscheinungen seiner Zeit nimmt.

#### I.

Zunächst ist seine Position gegenüber der Aufklärung, die gerade damals — nach der Jahrhundertwende — zumindest in der Literaturgeschichte im Abklingen begriffen war, zu erörtern. An und für sich ist das Wort Aufklärung ein viel zu summarischer Begriff, denn sie hat in den verschiedenen europäischen Ländern eine ganz spezifische Ausprägung gefunden, ebenso kann man auch in der deutschen Aufklärung durchaus unterschiedliche Richtungen feststellen, da jedoch für Falk die Aufklärung eine geistige Einheit ist, darf hier wohl der zusammenfassende Begriff beibehalten werden.

Schon bei seinem Theologiestudium in Halle lernte Falk an der dortigen Universität Vertreter und Anhänger der Aufklärung kennen. So sehr ihm zeit seines Lebens vernünftiges Denken und Überlegen zugesagt hat, so sehr stieß ihn das vernünftelnde Erklären des Übersinnlichen und die Einmischung der Vernunft in die Wahrheiten des Glaubens ab. Er entwickelte sich immer mehr zu einem Gegner „der toten Vernünftlei, jener Wölfe in Schafskleidern, weil der Rationalismus das ‚Herz leer ließ‘, ja dem Glauben und der Liebe Kraft raubte.“<sup>1</sup>

Diese starke Ablehnung der Aufklärung und des Rationalismus hat Falk sein Leben lang bewahrt. So schrieb er in seinem Gedicht „An die Erzieher des 19. Jahrhunderts“ von 1804 über den studierenden Jüngling:

Drauf, achtzehn Jahr, von Schilda wie von Hameln.  
So geht's auf Universitäten fort.  
Hier sind eröffnet viel gelehrte Stühle;  
Auf jedem herrscht ein aufgeschlagenes Buch;  
Hier lernen Wenig — lehren aber Viele,  
Zahllose Weise — doch kein Mensch wird klug.<sup>2</sup>

Er packte den Rationalismus an seiner Wurzel, an dem Wahn, daß der Verstand allmächtig sei, und wies ihn in seine Schranken zurück. „Den Verstand überall so hoch stellen, heißt mit Gott aufheben; denn der Verstand steht bloß auf dem Gesetz der Ursächlichkeit, d. h. daß von allem, wovon wir eine Wirkung sehen, auch eine Ursache in Raum und Zeit vorhanden sein muß. Dies ist aber ein bloßes Weltvergnügen, kann uns daher auch nur in der Welt, d. h. unter sichtbaren Dingen als eine Führung dienen. Gott, der zugleich seine Ursache und Wirkung in sich enthält, kann also nur durch eine göttliche Vorsehung oder durch den Glauben gefaßt werden, wozu der Verstand die Beweise nachliefert.“<sup>3</sup> Daß sich hier Johannes Falk an Kants Lehre von der Beschränkung des Verstandes auf die Dinge der Erscheinungswelt anschließt, ist unverkennbar. Falk hatte Kants Werke, wie wir wissen, studiert und der „Kritik der praktischen Vernunft“ zugestimmt, jedoch betonte er Kant gegenüber, daß die wichtigste Pflicht des Menschen die Liebe sei. „Alle Moralprinzipien und

<sup>1</sup> Akten der Gesellschaft der Freunde in Not, Bd. 4, S. 248, Goethe-Schiller-Archiv, zit. nach T. Reis, S. 14.

<sup>2</sup> Auserles. Werke III, 225      <sup>3</sup> Auserles. Werke II, 261 ff

kategorischen Imperative sind Außenwerk; die einzig wahre Moral ist die Liebe Gottes und der einzig wahre Imperativ ist die Liebe des Nächsten.“<sup>4</sup> Wenn Kant die Aufklärung überwunden hat, so blieb er bekanntlich doch ein Sohn der Aufklärung, was für Falk, der 44 Jahre nach Kant geboren ist, nicht mehr zutrifft.

Vielmehr näherte er sich dem Standpunkt Herders, mit dem er herzlich befreundet war und der auf ihn einen großen Einfluß ausübte. Es ist wohl dem Weimarer Generalsuperintendenten zuzuschreiben, daß Falk, nachdem er 1792 das Theologiestudium abgebrochen hatte, um sich der Poesie und ihrem Studium zu widmen, dann später wieder zum christlichen Glauben zurückgekehrt war, an dem er von nun an unerschüttert festhielt. Sein Gedicht „Siebzehnhunderteins und Achtzehnhunderteins. Eine Zeitparallele“ ist offensichtlich unter dem Einfluß Herders entstanden. Dieser hatte durch seine Werke „Stimmen der Völker“ und „Vom Geist der ebräischen Poesie“ die geistige Entwicklung und das Schriftverständnis seiner Zeit entscheidend beeinflußt. Er öffnet der Klassik die Augen für die kristallklare Schönheit der hebräischen Dichtkunst. Es ist bekannt, welch starken Eindruck Goethe hierdurch empfing, so daß auch dieser sich für die „klare Luft der Patriarchen“ begeisterte. Diese Gedanken stehen hinter der oben erwähnten Zeitparallele Falks. In einem „Nachruf“ dazu schreibt er:

Komm, liebe Vorwelt, wieder, komm,  
Die Zeit der guten Seelen  
Von Patriarchen still und fromm  
Den Kindern zu erzählen.<sup>5</sup>

Die ehrwürdigen „stillen und frommen“ Patriarchen stehen turmhoch über dem kalten, spöttischen und ungläubigen „Geschwätz“ der Franzosen. So fuhr er in dem Gedicht fort:

Für Frankreichs frechen Afterspott,  
Für Voltaire und für Bahrden,<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Gespräch Falks mit seinem Freunde Wagner, Goethe-Schiller-Archiv, zit. nach T. Reis, S. 9

<sup>5</sup> Auserles. Werke III, 244; daß Falk stark unter dem Einfluß Herders gestanden hat, zeigt seine Schrift „Von dem einen, was unsern Gymnasien und Volksschulen not tut“, J. Falks Erziehungsschriften, hg. von R. Eckart, 1913, S. 17, 19, 33 u. ö.

<sup>6</sup> Gemeint ist Carl Friedrich Bahrdt, den man als „Enfant terrible“ der Aufklärung bezeichnet hat; vgl. Rudolf Ziel, Carl Friedrich Bahrdt, Z. K. G. 1941, S. 412 ff

Laßt, guter Abraham und Lot,  
 Euch länger nicht erwarten!  
 Die urralte heil'ge Zeit,  
 Sie soll uns heilig bleiben;  
 Die soll uns nicht Herzlosigkeit  
 Des Franzenvolks vertreiben.  
 Wir wollen kindlich euch empfahn  
 Und wie vor alten Zeiten,  
 So gut ein jeder weiß und kann  
 Verstehen euch zu deuten.<sup>7</sup>

Seine ganze tiefe Ablehnung gegenüber der aus Frankreich her-  
 übergekommenen Aufklärung hatte er in dem letzten Vers des  
 erwähnten Gedichts zusammengefaßt:

Entblößt im Leben, nackt im Tod  
 An Glauben leer, leer an Batzen —  
 Bewahr, o lieber Herr Gott,  
 Uns vor Aufklärungsfratzen.<sup>8</sup>

Aber dieser Gegensatz zur Aufklärung muß recht verstanden  
 sein, denn gewisse Züge teilte er mit der Aufklärung völlig. Sein  
 eigentliches Lebenswerk, die Erziehung der Waisen und Fürsorge  
 für die verwahrloste Jugend, lag durchaus im Zuge der philan-  
 thropischen Bestrebungen der Aufklärung und ihrer Hinneigung  
 zur praktischen Betätigung der Menschenliebe. Falk kannte das  
 erzieherische Werk eines Salzmann und Campe, erklärte aber  
 ebenso deutlich, daß man diese Art der Pädagogik nicht brauche.<sup>9</sup>  
 Selbstverständlich war ihm auch das pädagogische Lebenswerk  
 Johann Heinrich Pestalozzis bekannt. Für diesen Wegbereiter  
 moderner Erziehung hatte er persönlich die größte Hochachtung,  
 lehnte aber dessen Methode ab. „Die beste Methode bei Pesta-  
 lozzi sei er selbst und sein Beispiel.“<sup>10</sup> „Das einzig Rechtschaffene  
 und Tüchtige an ihm sei die grenzenlose Liebe und Aufopfe-  
 rung.“<sup>11</sup> Aus der Art und Weise, wie Falk gegen Salzmann und

<sup>7</sup> Auserl. Werke III, 244 f

<sup>8</sup> Auserl. Werke III, 241 f; vgl. Aufruf, 1818, S. 8 f; 136 Fußnote

<sup>9</sup> Falkiana, S. 17 f; H. Doering, Lebensumrisse von . . . Falk, 1840, S. 171

<sup>10</sup> Akten der Ges. d. Fr. i. N., Band 16, Seite 253

<sup>11</sup> Ebenda, Bd. 21, S. 276, zit. nach T. Reis, S. 27. Auch andere zu Be-  
 ginn des 19. Jahrhunderts wirkende große Pädagogen wie J. F. Oberlin,  
 die Gebrüder Zeller und F. Fröbel, die mehr oder weniger stark von  
 Pestalozzi beeinflußt waren, werden bei Johannes Falk kaum einmal er-  
 wähnt. Diese Nichtbeachtung mag zunächst als erstaunlich empfunden:

Campe polemisierte, kann man den Schluß ziehen, daß er auch  
 bei Pestalozzi zu beanstanden hatte, seine Pädagogik wäre zu  
 formal, zu geschraubt und zu gelehrt. Demgegenüber forderte  
 Falk: „Man werfe die neuen Elementarbücher ins Feuer und ent-  
 fessele den Genius der Menschheit und dieser werde wieder auf-  
 treten in seiner Größe, wie er einst in Rom und Sparta gethront  
 habe.“<sup>12</sup> Die epochale Entdeckung der Philanthropen und na-  
 mentlich Pestalozzis, daß das Kind eben ein Kind und kein „klei-  
 ner Erwachsener“ sei, hatte bei Falk keinen Widerhall gefunden.  
 „Behandelt eure Knaben gleich anfangs männlich, und ihr werdet  
 junge Männer haben; tändelt ihr aber und spielt mit ihnen zu  
 lange, so erzieht ihr euch alle Kinder.“<sup>13</sup> Immer wieder kam un-  
 ser Schriftsteller auf seine Forderung zurück, die sogenannten  
 Elementarbücher ungeachtet beiseitezulegen. „Wollt ihr aber doch  
 Elementarbücher, oh, ihr habt deren zwei — die Bibel und die  
 Ilias.“<sup>14</sup> Was notwendig und heilsam sei, sei allein eine Erzie-  
 hung zum Glauben. Das Christentum ist das „Kernstück“ alles  
 pädagogischen Tuns. Was ihn also von der philanthropischen  
 Erziehung der Aufklärung scheidet, ist der alte Kampf zwischen  
 Glaube und Unglaube. Falk ist gläubiger Christ und daher rührte  
 seine Ablehnung der Verherrlichung der Vernunft und einer Er-  
 ziehung allein aus menschlicher Güte.

Sehr eindringlich kommt es im Ostergespräch „Der Herr ist  
 wahrhaftig auferstanden“ von 1818 zum Ausdruck, das er also  
 5 Jahre nach seiner großen Lebenswende geschrieben hatte. Das  
 Motiv seines Handelns war nicht wie bei der Aufklärung die all-  
 gemeine Menschenliebe, sondern die christliche Nächstenliebe, die  
 ihre Wurzel in der Gottesliebe hat.

Der tiefere Sinn dieses Ostergesprächs wird deutlich, wenn  
 man bedenkt, daß „Johannes“ sowohl der Name des Evangelisten  
 und Lieblingsjüngers Jesu ist, der in einzigartiger Weise von  
 der Liebe zu den Brüdern gesprochen hat, als auch der Name des

werden, da das Hauptanliegen dieser Pädagogen dem Erziehungsziel von  
 Johannes Falk sehr nahe kam. Daß er jedoch die zeitgenössischen päd-  
 agogischen Bestrebungen bewußt übersieht, ist ein Zeichen für die Ori-  
 ginalität des Erziehungswerks Falk's und dessen Charakter.

<sup>12</sup> Aus Falks Gedicht „Die Wiederkunft der Griechen und Römer“,  
 Taschenbuch auf das Jahr 1802, Auserles. Werke, Bd. III, S. 213 ff

<sup>13</sup> H. Doering, S. 199

<sup>14</sup> ebenda

Schriftstellers, der ebenfalls Johannes — nämlich Johannes Falk hieß. Im Grunde handelt es sich bei diesem Ostergespräch um ein Selbstgespräch, eine Auseinandersetzung Falks mit sich selber, also des Schriftstellers Falk mit dem Christen Falk. Er erinnerte sich selbst daran, daß nur der wahre Christ ein Verhältnis zum Übersinnlichen, d. h. zu Gott hat. Dies Verhältnis nennt er hier Mystik. So gesehen, enthält also dies Selbstgespräch als tieferen Sinn eine Beschreibung der großen Wende seines Lebens und kann nur von daher in seiner vollen Tragweite recht verstanden werden.

*Evangelium:* Die Lahmen, Aussätzigen, Hungrigen, die Nackenden, die Gefangenen zu Bethesda und Bethania sind meine, sind deine Brüder. O, du armer, lieber christvergessener Schriftgelehrter, daß man dieses alles erst wieder in dir auffrischen muß! Wie heißt du?

*Schriftgelehrter:* Johannes.

*Evangelium:* Johannes? Bist du nicht der Jünger einer, den Jesus lieb hatte und der einst in seinem Schoß lag?

*Schriftgelehrter:* Mit der Mystik will ich ein für allemal nichts zu tun haben.

*Evangelium:* So unternimm es nur auch zugleich, wie ein blinzelnder Maulwurf, der sich, anstatt in die Erde in die Bücher eingegraben, dich von der Mystik des ewig großen Lebensgeheimnisses, dich von deiner Mutter, deinem Vater, deiner Hand, deinem Fuß, deinem Ohr, deinem Auge, oder was Eins ist, von dem Leben loszusagen! —

*Schriftgelehrter:* Sollt' in allen diesen Dingen Mystik sein? — Das laß ich nicht folgen —

*Evangelium:* So gewiß, wie sie in jedem Puls deines Herzens klopft! Also, Johannes. Und weißt Du? Dein Haus und deines Vaters Stamm ist mir nicht unbekannt . . .<sup>15</sup>

Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß Johannes Falk die Aufklärung in dem Sinne, wie die Romantik sie verstand, als flachen Intellektualismus durchaus abgelehnt und bekämpft, daß er aber die andere Seite der Aufklärung, die Menschenliebe, das tätige Eingreifen in das Leben, die praktische Fürsorge für die Bedürftigen sich zu eigen gemacht hat; aber auch hier wieder mit dem Unterschied, daß er als Grund seines Tuns nicht die humanitas, sondern das Wort Gottes postulierte. Insofern gehört er

<sup>15</sup> Auserl. Werke II, 326 f

in die Reihe vieler seiner Zeitgenossen, die ursprünglich von der Aufklärung herkamen, sie aber dann überwunden, zugleich aber das Gute an der Tradition der Aufklärung beibehalten und fortgesetzt haben.

Auch in politischer Hinsicht ging er ähnliche Wege. Zu Beginn seines Studiums im Jahre 1792, ähnlich wie damals Schiller für die Ideen der französischen Revolution begeistert, brannte er darauf, nach Paris zu reisen, wo das „Herz der Zeit“ schlug. Seine Geldmittel reichten jedoch nur zu einer Reise nach Weimar; hier vollzog er seine politische Wandlung und entwickelte sich später in zunehmendem Maße zu einem Vertreter des patriarchalischen Systems. Er nahm also in politischer Hinsicht eine ähnliche Position ein wie Matthias Claudius. Zwischen beiden Dichtern besteht unverkennbar manche geistige Verwandtschaft<sup>16</sup>.

## II.

Zieht man diese Ablehnung der Aufklärung in Betracht und denkt man an manches gefühlvolle Gedicht Falks, so könnte man geneigt sein, ihn zu den Romantikern zu zählen, manche von ihnen kannte er persönlich, mit August Wilhelm Schlegel hatte er korrespondiert<sup>17</sup>, Caroline Schlegel-Schelling nannte ihn einmal launisch „das gutmütigste Kind von der Welt“<sup>18</sup>. Auch können wir den Schriften Falks entnehmen, daß er viele Werke der Romantik gelesen hatte. Berücksichtigt man ferner sein eigenes reiches Gefühlsleben, seine dichterische Begabung, seine poetische Phantasie und seine Betonung des Vaterländischen, so könnte man erst recht geneigt sein, ihn als einen Romantiker aufzufassen. Nimmt man die Romantik als einen allgemeinen Begriff, so gehört Johannes Falk in gewissem Sinne allerdings dazu, geht man aber zu einer konkreten Untersuchung über, so zeigen sich grundlegende Unterschiede, die ihn von den übrigen Romantikern trennen. Einige von ihnen, wie etwa Ludwig Tieck und E. T. A. Hoff-

<sup>16</sup> vgl. Matthias Claudius, Briefe an Freunde, 2 Bde., hg. von Hans Jessen, 1938; Johannes Herzog, Claudius und Hamann, 1940

<sup>17</sup> Briefe von und an August Wilhelm Schlegel, gesammelt und erläutert durch J. Körner, 2 Bde. 1930

<sup>18</sup> „Wenn wir — oder auch ich allein — im Gasthof waren, so leistete uns Falk Gesellschaft, der Satirenschreiber, das gutmütigste Kind von der Welt, der sich jetzt in Weimar aufhält und von den Weimarianern liebhaben läßt, die immer jemand des Schlages haben müssen.“ Caroline Schlegel in einem Brief an Luise Gotter vom 25. XII. 1796, zit. nach Willi A. Koch, Briefe deutscher Romantiker, o. J. S. 82

mann, hatten ein reiches Traumleben, aber ihr Verhältnis zu ihren Träumen ist ein ganz anderes als Falks. Für den Romantiker war, so kann man wohl sagen, der Traum eine Enthüllung einer höheren Wirklichkeit, ja das Leben selbst wird ihm zum Traum.<sup>19</sup> Falk jedoch unterscheidet ganz scharf zwischen dem Traum und der Wirklichkeit. Er hält es für möglich, daß seine Gesichte Vorahnungen künftigen Geschehens enthielten, und gerade deshalb bemüht er sich, sie möglichst exakt auf ihre Wahrheit zu untersuchen. Für die Romantiker stand der Traum im Zusammenhang mit der Erkenntnis, er ist eine Art intuitiven Erfahrens; für Falk hingegen nicht. Er verhielt sich zu derartigen Erlebnissen skeptisch, sein Verhältnis zu ihnen bleibt stets ein nüchternes.

Weiterhin unterscheidet er sich von den Romantikern durch seine auf das Harmonische angelegte Natur, während manche von diesen, wie die Gebrüder Schlegel, Platen, Werner<sup>20</sup> u. a., ausgesprochene Disharmoniker waren und ihr inneres Gleichgewicht nur mühsam oder künstlich aufrecht erhielten oder sogar wie Kleist an der Disharmonie zerbrachen. Schiller, der Falk persönlich gut kannte, hielt Falk für eine ausgesprochen harmonische Natur und meinte, daß aus diesem Grunde der junge Dichter aus Danzig sich nicht zum Satiriker geeignet hatte, denn zum Satiriker gehöre „eine Art von permanenter Disharmonie“<sup>21</sup>.

Kennzeichnend für sein Verhältnis zur Romantik ist die Auseinandersetzung mit Friedrich Schleiermacher. In seinem Satyrischen Taschenbuch von 1802 richtete er mit seinem Aufsatz „Jahrmärkte zu Plundersweiler“ heftige Angriffe gegen den damaligen Prediger an der Berliner Charité<sup>22</sup>. Er warf diesem vor, daß er sich für „seine künstliche Dogmatik philosophischer Flicklappen bedient habe, nur um am Ende sich und anderen etwas weis zu machen“<sup>23</sup>. Sehr heftig kritisierte er die „Weihnachtsfeier“ Schleiermachers, die nach seiner Ansicht ihre Entstehung der „fa-

<sup>19</sup> vgl. Grillparzer, Das Leben ein Traum, ähnlich Novalis

<sup>20</sup> G. Stephansky, Das Wesen der deutschen Romantik, 1923, S. 183. Hier könnte ebenfalls an Novalis erinnert werden, vgl. Karl Barth, Die Protestantische Theologie des 19. Jahrhunderts, 1952<sup>2</sup>, S. 303; W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung, 1913<sup>4</sup>, S. 268 ff. Auch Hölderlin wäre hier zu nennen, vgl. Dilthey, S. 349 ff.; P. Böcksamm, Hölderlin und seine Götter, 1935; J. Hoffmeister, Heimkehr des Geistes, Studien zur Dichtung und Philosophie der Goethezeit, 1946, S. 211 ff

<sup>21</sup> E. Witte, Falk und Goethe, Phil. Diss. Rostock, 1912, S. 20

<sup>22</sup> E. Witte, a. a. O., S. 28

<sup>23</sup> Akten der Ges. d. Fr. i. N., 19, 143, zit. nach T. Reis, S. 10 f

selnden Mystik in der modernen Predigt“ verdanke. Das ganze romantische Beiwerk dieser Schrift Schleiermachers von 1801 wird wiederholt getadelt<sup>24</sup>.

An dieser Auseinandersetzung mit dem jungen Schleiermacher wird deutlich, was Falk von der Romantik, insofern jener als deren philosophischer und theologischer Vertreter angesehen werden kann, scheidet. Es ist der Zug der Spekulation, der beim jungen Schleiermacher vorherrschend ist; Falk als ein visionärer Typ war dieser gänzlich abhold, er konnte mit ihr einfach nichts anfangen. Die Spekulation, die von gewissen Grundbegriffen ausgeht und logisch ein ganzes System konstruiert, war für Falk, übrigens auch für Goethe, im Grunde nichts anderes als „Sprüchelmacherei“, ja leere Wortdrescherei. Jede Spekulation, sei es die der Romantiker oder die von Kant, Fichte, Schelling, wurde verworfen<sup>25</sup>, denn Christus habe auch nicht „mit seinen Jüngern über das Dasein nach dem Tode, über Gott, Unsterblichkeit, theoretisiert, disputiert oder philosophiert.“<sup>26</sup> Für Falk stand die Anschauung an erster Stelle, die auf innerer Schaukraft beruht und sich bei ihm in eigentümlicher Weise mit dem gesunden Menschenverstand vereinigte. Der im Goethe-Schiller-Archiv befindliche handschriftliche Nachlaß zeigt, daß sich Falk auch mit Schellings Ideen beschäftigt und dessen „Bruno“ gelesen hatte. Dieser Philosoph hob hervor, daß sich die Gottheit zunächst im Unbewußten und Instinkt äußere, um sich nachher ins menschliche Bewußtsein zu verwandeln. Falk lehnte diesen Gedanken entschieden ab, weil er zur Voraussetzung hätte, „daß in der Wirkung noch mehr enthalten sei als in der Ursache, welches doch schnurstracks allen Gesetzen der menschlichen Denkkraft entgegen ist.“<sup>27</sup>

Ebenso wie er Schleiermachers und Schellings Spekulationen verwarf, so äußerte er sich auch recht abfällig über Ludwig Tieck, Friedrich Schlegel und später über Webers romantische Oper „Der Freischütz“<sup>28</sup>. Wie wenig sich Falk für die Naturschwärmerei der

<sup>24</sup> S. Schultze, Falk und Goethe, S. 46

<sup>25</sup> Erziehungsschriften, S. 75 f

<sup>26</sup> Erziehungsschriften, S. 20

<sup>27</sup> Goethe-Schiller-Archiv, zit. nach T. Reis, S. 5 f.; zu Schelling s. Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, Bd. 7, S. 599 u. ö.; vgl. W. Lütgert, Die Religion des deutschen Idealismus und ihr Ende, Bd. 2, 1923, S. 114 ff

<sup>28</sup> Geh. Tgb. II, 76 f

Romantiker begeistern konnte, geht aus einer Besprechung der seichten Minnelieder Ludwig Tiecks hervor, in der er eine ironische Bemerkung Friedrich Schillers wiedergab: „Wenn die Sperlinge auf dem Dach, sagte Schiller, je auf den Einfall kommen sollten zu schreiben oder einen Almanach für die Liebe und Freundschaft herauszugeben, so läßt sich zehn gegen eins wetten, er würde ungefähr ebenso beschaffen sein. Welch eine Armut der Ideen, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen, ganz recht. Das sind ungefähr die Gegenstände alle, die in dem Kopf eines Sperlings Platz haben.“<sup>29</sup>

Falk kehrte sich bewußt von der Romantik ab, ja stellte sich im Gegensatz zu ihr, weil sie kein wirkliches Gefühl besäße, sondern nur eine künstlich krampfhaft und letztlich oberflächliche Gefühlsschwärmerei wäre. Das ist für unsere Untersuchungen über die Gesichte Falks von erheblicher Bedeutung; denn wenn in seinem Leben Träume und das zweite Gesicht, Visionen und Auditionen von entscheidender Bedeutung waren, so darf man das keineswegs als Ausfluß einer romantischen Gefühlseligkeit auffassen.

### III.

Falk setzte sich nicht nur von der Aufklärung und von der Romantik ab, vielmehr lebte er überhaupt — aufs Ganze gesehen — sehr stark im Gegensatz zum Geist seiner Zeit. Das gilt auch für den Pietismus. Weil er ganz aus dem Glauben heraus lebte und handelte und eine Erneuerung der Welt nur vom christlichen Glauben her erwartete, könnte man meinen, ihn in die Nähe der späten Pietisten zu stellen. Aber auch von ihnen unterschied er sich aufs deutlichste.

Seine Mutter, die seine Tochter als „eine feurige, gottesfürchtige Frau“ schilderte, entstammte der Brüdergemeinde<sup>30</sup> und hatte auf die gesamte Entwicklung Falks sowie auf seine Erziehung im christlichen Glauben einen großen Einfluß ausgeübt. In seiner Jugendbiographie, „Johannes von der Ostsee“, beschreibt er diesen Einfluß zwar nicht ausführlich, wir können jedoch dem Bericht indirekt entnehmen, daß die warmherzige Mutter gegenüber dem streng gesetzlich eingestellten Vater oft für die Kinder ein-

<sup>29</sup> Schultze, Falk und Goethe, S. 45

<sup>30</sup> R. Falk, S. 7

getreten ist und das Herz ihrer Kinder mit Liebe erfüllte und prägte. Um so erstaunlicher ist es, daß Falk später den Pietismus kaum erwähnte und sich zur Brüdergemeinde nur spärlich geäußert hatte. Es hängt dies sicherlich mit Falks Lebensführung, seiner Begeisterung für die zeitgenössische Literatur und seiner eigenen schriftstellerischen Tätigkeit und seiner Übersiedlung nach Weimar zusammen, daß er von der Brüdergemeinde immer mehr innerlich Abstand gewann. So bezeichnete er in späteren Jahren die Brüdergemeinde einmal als etwas „Herrenhutisches, Pietistisches, Augenverschließendes, mit einem Wort ängstlich formal Beschränktes“<sup>31</sup>. Er, der ganz im Geiste Weimars lebte, wenn er auch dort oft angefochten wurde, hatte sich von der Frömmigkeitsform seiner Mutter gelöst und war auch im Glauben seinen eigenen Weg gegangen.

In den letzten Jahren vor der großen Wende seines Lebens hatte Falk wie so manche „Reformer“ der Stein-Hardenbergschen Zeit<sup>32</sup> sich viel mit pädagogischen Fragen beschäftigt. So lag es nahe, daß er sich mit dem pädagogischen Werk des halleischen Pietismus und ihres Gründers August Hermann Francke auseinandersetzen hatte. Bei dem Schriftsteller aus Weimar ist es auffällig, daß sich verhältnismäßig wenig Äußerungen in dieser Hinsicht finden. Wohl brachte er gelegentlich seine Hochachtung vor August Hermann Francke, in dessen Pädagogik er „viele treffliche Blicke“ fand, zum Ausdruck<sup>33</sup>, meinte jedoch, daß das Erziehungsziel des Pietismus zu eng sei. „Der letzte Zweck des Spener-Franckeschen an sich höchst ehrwürdigen Erziehungsinstituts lief doch nur am Ende auf die Cansteinsche Bibelanstalt hinaus. Das Neue Testament war der eigentliche Pol ihres pädagogischen Wirkens und Homer sowie die Werke anderer blinder Heiden wurden dem heiligen Text nur bedingungsweise und als Glossen untergeordnet.“<sup>34</sup> Das erzieherische Bemühen Franckes und seine Liebe zum Kinde wußte Falk wohl zu würdigen, meinte jedoch,

<sup>31</sup> Akten der Gesellschaft der Freunde in Not, 16/221, zit. nach T. Reis, S. 12

<sup>32</sup> Fichte, Reden an die deutsche Nation; vgl. auch Heinrich Hermelink, Das Christentum in der Menschheitsgeschichte von der französischen Revolution bis zur Gegenwart, Bd. 1, 1951, S. 267 ff; W. Lütgert a.a.O. S. 139 ff

<sup>33</sup> Akten der Ges. d. Fr. i. N., Bd. 21, S. 321, zit. nach T. Reis, S. 23; vgl. Aufruf, S. 70

<sup>34</sup> H. Doering, Falk, S. 169

daß die Pädagogik des Pietismus letztlich rein biblizistisch orientiert und deshalb zu eng sei. „Der böse Fleck bei Francke war die pietistische Richtung.“<sup>35</sup>

Daß sich Johannes Falk weit vom Pietismus entfernt hatte, mag man daran erkennen, daß er, soweit wir sein Schrifttum übersehen, Gerhard Tersteegen nicht ein einziges Mal erwähnt. Eine gewisse Beziehung zu diesem rheinischen Pietisten hätte an sich insofern nahegelegen, da dieser sich in mannigfaltigen Übersetzungen und Lebensbeschreibungen bemüht hatte, die Gedanken der französischen Mystik und namentlich die von Fénelon und Madame Guyon in Deutschland heimisch zu machen.<sup>36</sup> Falk seinerseits wußte keinen Theologen so sehr zu schätzen wie Franz von Fénelon. Doch Falk übergang in seinem Schrifttum den rheinischen Liederdichter, er hatte eben zum Pietismus weder in seiner frühen noch in seiner späteren Ausprägung eine innere Berührung. Auch kommen in seinen Dichtungen jene Leute, die häufig pietistische Ausdrücke wie Bekehrung, Gnade, Führung im Munde führen, nicht gut weg.<sup>37</sup>

Wie wenig Falk innerlich mit dem Pietismus in Berührung stand, geht nach unserer Meinung am deutlichsten aus der Deutung und Bewertung seiner Vision aus dem Jahre 1813 hervor. Diese führte zu einer völligen Umkehr seines Lebens: aus einem Schriftsteller wurde der Vater der Waisen. Es hätte an sich nahe gelegen, dieses Erlebnis als seine „Bekehrung“ aufzufassen und die in der Vision auftretenden Lichterscheinungen als eine Begegnung mit Christus zu deuten. Auch wäre es ihm möglich gewesen, später genau Ort und Stunde seiner Bekehrung anzugeben, wie es häufig von Pietisten gefordert wurde. Falk jedoch begriff seine Vision nicht als seine Bekehrung, sondern als seine Berufung. Es wurde ihm eine neue Lebensaufgabe gegeben. Eine Bekehrung setzt ein gewisses Selbstinteresse voraus, der Betreffende überlegt sich hinterher, wann und wo er dies und jenes erlebt habe. Falk interessiert sich nicht für das, was er erlebt hat, hierin ist er ganz ein Schüler des von ihm hochgeschätzten Fénelon, der das „desintéressement“ der Seele für ihre Erlebnisse und ihr

<sup>35</sup> Akten der Ges. d. Fr. i. N., Bd. 21, S. 321

<sup>36</sup> Friedrich Winter, Die Frömmigkeit Gerhard Tersteegens im Verhältnis zur französisch-quietistischen Mystik. Phil. Diss. Bonn, 1927

<sup>37</sup> „Der Ablaß“, in Volksspiegel zur Lehr' und Besserung, S. 260 ff

Schicksal gefordert und gepriesen hat. Die Berufung lenkt das Augenmerk nicht auf die Erlebnisse des Menschen, sondern auf den Auftrag, der ihm erteilt wird. Daß Falk seine Vision im Herbst des Jahres 1813 nicht als eine Bekehrung aufgefaßt hat, zeigt uns am deutlichsten, wie sehr er sich von der Bindung an die Brüdergemeinde und die Pietisten freigemacht hat.

#### IV.

Bei der kurzen Charakterisierung seines Verhältnisses zum Geist seiner Zeit dürfen wir nicht unterlassen, einen Blick auf seine Stellung zu Goethe zu werfen. Zunächst seien die äußeren Beziehungen der beiden ungleichen Dichter zu einander kurz erwähnt. Als wenig bekannter, von Wieland gelobter und geförderter Dichter<sup>38</sup> kam Falk 1796 nach Weimar, überglücklich darüber, daß sein Jugendwunsch in Erfüllung ging, als Dichter unter den großen Dichtern zu weilen, und sah zunächst voller Bewunderung zu der überragenden Gestalt des Olympiers empor. Im häufigen Umgang wandelte sich diese Verehrung in eine Freundschaft, die von Goethe erwidert wurde, wenn auch dieser das dichterische Schaffen des jungen Schriftstellers für durchaus mittelmäßig hielt und für dessen Satiren wenig Verständnis aufbringen konnte. Als dann Falk 1804 seine Satire „Die Prinzessin mit dem Zauberrüssel“<sup>39</sup> durch ein Marionettentheater aufführen ließ und außerdem noch bei der zweiten Aufführung als Nachspiel „Schauspielers Erdenwallen“ hinzufügte, in welchem er die Schauspieler Weimars der Lächerlichkeit preisgab, meinte Goethe, für deren Ehre eintreten zu müssen und beantragte bei der Landesregierung die Ausweisung Falks. Diesem Wunsch wurde jedoch nicht stattgegeben. Falk durfte in Weimar bleiben, das Verhältnis zu Goethe erlitt zum ersten Male einen empfindlichen Bruch. Doch gelang es ihm bald, die Kluft wieder zu überbrücken.

Eine erneute und recht ernste Verstimmung trat in der napoleonischen Zeit ein, weil Falk in seiner 1806 gegründeten Zeitschrift nationale Ideen und Reformgedanken leidenschaftlich vertrat, die Goethe entschieden zurückwies und wiederum die Aus-

<sup>38</sup> Der Neue Teutsche Merkur, 1802, S. 102

<sup>39</sup> Dies Lustspiel ist zugleich eine Parodie auf die Jungfrau von Orléans und andere Tragödien Schillers, Falkiana 89 ff und 99 f; vgl. J.A. Ludecus, Aus Goethes Leben, Wahrheit und keine Dichtung, von einem Zeitgenossen, 1849, S. 47 ff

weisung Falks aus Weimar forderte. Die entsprechende Anordnung der Regierung konnte nicht ausgeführt werden, da bereits am kommenden Tag die bei Jena siegreichen französischen Truppen in Weimar einrückten. Später näherten sich wieder beide Dichter. Nach 1813 gab Falk seine schriftstellerische Tätigkeit ganz auf und erkannte seine eigentliche Lebensaufgabe in der Erziehung der verwahrlosten Jugend. Dies praktische Handeln fand den Beifall Goethes: „Darum soll Falk gelobt werden, der sich dieser Anstalt mit ganzer Seele widmet und seine Schriftstellerei ganz aufgegeben hat.“<sup>40</sup> Diese gegenseitige Hochschätzung sollte nun durch nichts mehr getrübt werden.

Das schönste Dokument dieser Freundschaft ist Falks nachgelassene Schrift „Goethe, aus näherem persönlichen Umgang dargestellt“, die, entsprechend einer Vereinbarung, die Falk mit dem Verlag Brockhaus getroffen hatte, erst nach dem Tode Goethes erschien und damals beträchtliches Aufsehen erregte; dies Buch ist wohl auch mittelbar und unmittelbar der Anlaß dafür, daß man immer wieder die Frage nach dem Verhältnis dieser beiden Männer zu einander aufgeworfen hat. Als erster setzte sich Friedrich Wilhelm Riemer mit diesem Werk über Goethe auseinander. Riemer, der bekanntlich mehr als 30 Jahre lang in enger Verbundenheit mit Goethe lebte, ließ zunächst gelten, daß Falk ebenso wie Bettina Brentano die Feder ergriffen hätte, um den Dichterstürzen „in ein vorteilhaftes Licht zu stellen, ja, ihm alle Liebe und Ehre zu erweisen“<sup>41</sup>. Dennoch sei die Darstellung Falks, wie die der Bettina, einseitig, er habe manches zu den Gesprächen hinzugefügt, was Goethe in dieser Weise nie hätte sagen können. Sodann hat Siegmund Schultze, nachdem er Falks „Geheimes Tagebuch“ herausgegeben hat, eine Schrift „Falk und Goethe“ erscheinen lassen<sup>42</sup>. Eine Dissertation von Ernst Witte mit dem gleichen Titel will auf manches Fehlurteil Schultzes hinweisen. Auch haben sich manche Aufsätze mit diesem Gegenstand befaßt, erwähnt seien hier Armin Tillio „Goethe im Garten“<sup>43</sup> und Helmuth

<sup>40</sup> Goethes Gespräche, Gesamtausgabe, hg. von F. v. Biedermann, Bd. 3, 1910, S. 223

<sup>41</sup> F. W. Riemer, Mitteilung über Goethe, 1841, 1. Band, S. 18

<sup>42</sup> S. Schultze, Falk und Goethe. Ihre Beziehungen zu einander nach neuen handschriftlichen Quellen, 1900

<sup>43</sup> Armin Tillio, Goethe im Garten. Ein Beitrag zur Frage nach der literarischen Zuverlässigkeit Johannes Falks. in der Festgabe für Julius Wahle, 1921, S. 170 ff

Schreiner „Der Lump von Weimar“<sup>44</sup>. Diese Veröffentlichungen, besonders die Arbeiten von Schultze und Witte, schildern mehr die äußeren Verhältnisse der beiden Dichter zu einander, daß es — wie oben erwähnt — zu zeitweiligen Zerwürfnissen kam, jedoch die Verbindung immer wieder aufgenommen wurde. Bei der Schilderung dieser Ereignisse ergreift Schultze mehr Partei für Falk, während Witte Goethes Haltung verteidigen will.

Beide Autoren gehen jedoch zu wenig auf die innere Verbundenheit und auch Gemeinsamkeit der beiden Dichter ein, und gerade darauf muß es uns in unserer Untersuchung ankommen. So turmhoch Goethe als dichterisches Genie mit seinem Werk über Falks im Grunde belangloser Schriftstellerei und Dichtung steht: in ihren Wesenszügen zeigen sie doch eine gewisse Verwandtschaft. Da ist zunächst die Kraft zur Schau zu nennen, die beiden eigentümlich ist und die auf dem Grund der eidetischen Fähigkeit beruht<sup>45</sup>, mit dem Unterschied jedoch, daß Goethe auch die Kraft der Gestaltung besaß, die Falk letztlich abging. So blieb es eben bei Falk nur bei den „Gesichten“, er kam nicht zu wirklichen Dichtungen. Seine Werke sind deshalb heute so gut wie vergessen.

Falk ist mit Goethe noch dadurch innerlich verwandt, daß beide in entscheidender Weise das Handeln des Menschen in der Welt betonen. Es kann als bekannt vorausgesetzt werden, daß Goethe erst im Handeln das wirkliche Wesen des Menschen sich offenbaren sieht<sup>46</sup>. Bei Falk kam es zum Durchbruch zur eigenen Aktivität erst nach seiner großen Wandlung. Es ist beachtenswert, daß gerade in der Zeit, wo sich Falk zum tätigen Leben und Wirken durchrang, die Freundschaft beider sich auf einer höheren Ebene erneuerte. So hat Goethe dem Werk der Liebestätigkeit Falks, seinem praktischen Handeln an der verwahrlosten Jugend, große Hochachtung entgegengebracht, und so sagte er einmal zu einem Begleiter: „Was Falk kann, können wir beide nicht“<sup>47</sup>.

Neben der Kraft der inneren Schau und der Betonung des tätigen Lebens kommt eine verbindende Rolle sicherlich — wenn auch verborgen und z. T. unbewußt — der Hinneigung beider

<sup>44</sup> „Zeitwende“, 16. Jg., 1940, S. 189 ff

<sup>45</sup> Zur Eidetik vgl. die unten zitierten Werke, besonders von V. Urbantschitsch, E. R. und W. Jaensch, O. Kroh, K. Groß u. a.

<sup>46</sup> H. A. Korff, Geist der Goethezeit, Bd. 2, 1930, S. 348 ff

<sup>47</sup> Erziehungsschriften, S. 198



zur Mystik zu, die ja ebenfalls in Goethes Schaffen eine nicht zu übersehende Unterströmung bildet<sup>48</sup>.

## V.

Wie zur Romantik, so weist auch Falks Verhältnis zur Mystik eine gewisse Zwiespältigkeit auf. Ihn gerade hierin recht zu verstehen, ist deshalb von größter Wichtigkeit, weil für ihn und seine Lebensführung Visionen und sonstige Gesichte von entscheidender Bedeutung waren. Um so unbegreiflicher ist es, daß alle, die bisher über Falk gearbeitet haben, diesen Fragenkreis einfach ignoriert haben.

Die Mystik ist unbestreitbar eine mehr oder weniger stark hervortretende Unterströmung der deutschen Geistesgeschichte. Das Anliegen unserer Untersuchung besteht nun nicht darin, zu einer neuen Bestimmung des Begriffs der Mystik zu gelangen, nur soviel sei gesagt, daß wir dies Wort im weiteren Sinne verwenden und darunter das Streben des Menschen nach Unmittelbarkeit und Innerlichkeit des religiösen Erlebens verstehen. Daß auch Falk danach trachtete, zeigen seine Worte: „Die Dogmatiker memorieren, die Scholastiker raisonnieren, die Dichter phantasieren sich an Christus zu Tode. Die ersten häufen Worte auf Worte, die zweiten Schlüsse auf Schlüsse, die dritten Wunder auf Wunder — eigentlich kreuzigen ihn alle drei. Wer Christus in der Taubeneinfalt und Wahrhaftigkeit eines Heiligen rein und unbefleckt zu erleben trachtet, dem ist im Schmerz des Kampfes mit der Innen- und Außenwelt, der ihm auf diesem Wege bevorsteht, alles Raisonnieren, alles Disputieren, Phantasieren und Memorieren plötzlich vergangen, und was er sucht, ist nur der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft.“<sup>49</sup> Dies Schriftwort, „der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft“, mußte Falk sehr viel gesagt haben, denn er führt es recht häufig an<sup>50</sup>. Fragen wir nun weiter nach seinem Verhältnis zur Mystik, so tritt einem zunächst entgegen, daß er von seinen Zeitgenossen als der „Mystikus“ bezeichnet wurde<sup>51</sup>. In seiner Nähe habe man „ein mysti-

<sup>48</sup> vgl. 5. Akt in Faust II. Teil

<sup>49</sup> Akten d. Ges. d. Fr. i. N., Bd. 21, S. 326, zit. nach T. Reis, S. 14

<sup>50</sup> Brief an seine Frau vom 22. 5. 1822, Erziehungsschr., S. 147 u. ö.

<sup>51</sup> Falkiana, S. 122; Denner, S. 86; vgl. auch Brief von Wilhelm Körte an Rosalie Falk vom 17. 5. 1828

sches Wehen empfunden“ berichtete der Oberkonsistorialrat Horn nach einem Besuch der Falkschen Anstalten<sup>52</sup>. Der handschriftliche Nachlaß Falks bekundet, wie bereits erwähnt, daß er Friedrich Schellings Werk „Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge“ bald nach dessen Erscheinen eingehend studierte und sich Auszüge daraus machte. Wie schon die Anmerkungen, die Schelling selbst zur ersten Ausgabe seines Werkes hinzugefügt hat<sup>53</sup>, bekunden, so ist dies Werk in mancher Hinsicht als Interpretation der Ideen Giordano Brunos aufzufassen. Wir meinen jedoch, daß von keinem weitergehenden Einfluß Schellings die Rede sein kann, weil dessen Kosmogonie und erkenntnistheoretische Spekulationen, die in eigentümlicher Weise mit der Ästhetik verbunden sind, bei Falk ganz in den Hintergrund treten. Wohl finden wir auch bei diesem Dichter erkenntnistheoretische Erörterungen, doch sind diese nicht von der Identitätsphilosophie her bestimmt, sondern setzen sich, vor allem durch Goethe angeregt, mit den Phänomenen der inneren Schaukraft auseinander.

Es ist uns ferner überliefert, daß er die Werke Franz von Baaders gelesen hat; eine Notiz im handschriftlichen Nachlaß läßt darauf schließen, daß ihm Jacob Böhme ebenfalls bekannt war<sup>54</sup>, es ist jedoch nicht erkenntlich, ob er die Werke des philosophus teutonicus selbst gelesen hat. Ebenso wird es wohl eine offene Frage bleiben, ob er durch Valenti, Baader oder andere Philosophen seiner Zeit auf Böhme hingewiesen wurde. In den „Auserlesenen Werken“ unseres Schriftstellers finden wir eine längere Ausführung über die einzigartige Visionärin Catharina von Siena<sup>55</sup>, die er nach Fénelons „Maximes de Saints“ zitiert. Sailer's Buch über Fenebergs Leben hat er ebenfalls gelesen, und zwar gleich nach dem Erscheinen dieses Werkes im Jahre 1814<sup>56</sup>. Der katholische Theologe Johann Michael Feneberg war überzeugt, die Stimme Gottes in sich zu hören und meinte<sup>57</sup>, sie wohl von seinen eigenen Gedanken unterscheiden zu können, auch glaubte er

<sup>52</sup> Oberkonsistorialakten das Falksche Institut betreffend, 1819 ff S. 6, zit. nach T. Reis, S. 68

<sup>53</sup> Friedrich Schelling, Bruno, 1802, S. 225 ff

<sup>54</sup> Akten der Ges. d. Fr. i. N., Bd. 7, S. 112; vgl. T. Reis, S. 6

<sup>55</sup> Auserles. Werke, Bd. II, S. 343 f

<sup>56</sup> T. Reis, S. 14

<sup>57</sup> J. M. Sailer. Aus Fenebergs Leben. 1814, S. 142

an das „inwendige Licht“, das ihm die rechte Erkenntnis schenke<sup>58</sup>. So wurde er des „falschen Mystizismus“ beschuldigt und von seiner Professur in Dillingen vertrieben. Doch war er frei von allem Haß gegen seine Feinde<sup>59</sup> und betonte immer wieder den Leidensgehorsam des Christen<sup>60</sup>. Daß somit manche Parallelität zwischen den Grundmotiven der Frömmigkeit Falks und Fenebergs besteht, ist offenkundig; es darf jedoch nicht übersehen werden, daß auch Unterschiede vorhanden sind, hier ist besonders das starke Sündenbewußtsein Fenebergs hervorzuheben<sup>61</sup>.

Ebenso wie Falk manche Werke mystischer Theologen gelesen hatte, so bemühte er sich auch, Mystiker seiner Zeit persönlich kennenzulernen. Der unbekannt Verfasser der Falkiana berichtet, daß Falk im Jahre 1809 die Bekanntschaft mit Zacharias Werner machte<sup>62</sup>. Dieser kam, wie manche andere Romantiker, ursprünglich vom Gedankengut der Aufklärung her und hatte durch sein 1804 erschienenes Drama „Die Söhne des Thales“ die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt<sup>63</sup>. In den folgenden Jahren wandte er sich immer mehr der Mystik zu und glaubte eine Zeit lang, in einer Dichtung, die in ihrem Lobpreis der Liebe Gottes oft wie Zinzendorf sehr gefühlsselige Töne anschlug und mitunter nahe an religiöse Erotik grenzte, seinen Stil gefunden zu haben. Von Natur aus ein zerrissener Mensch, befand sich Werner in dem Jahre, da er Falk näher kam, in einer inneren Krisis. Die beiden in gewisser Weise verwandten Seelen schlossen bald innige Freundschaft und faßten den Entschluß, gemeinsam einen Almanach herauszugeben<sup>64</sup>; dieser Plan wurde jedoch nicht ausgeführt. Bald darauf reiste Werner nach Rom und trat dort zur katholischen Kirche über. Als einige Jahre später Frau von Krüdener, jene eigentümliche Schwärmerin, die zu den Mitbegründern der Heiligen Alliance gehörte, in Leipzig weilte, benutzte Falk die Reise zu seinem Verleger dazu, ihr dort einen Besuch abzu-

<sup>58</sup> a. a. O., S. 144, 208 u. ö.

<sup>59</sup> vgl. Fenebergs Aufsatz „Meine Gesinnungen über meine Richter“, abgedruckt bei Sailer, a. a. O., S. 171 ff

<sup>60</sup> Sailer, S. 349 f, 229

<sup>61</sup> a. a. O., S. 227, 362 f, 309 ff, 242 f u. ö.

<sup>62</sup> Falkiana, S. 122

<sup>63</sup> P. Hankamer, Zacharias Werner, 1920; H. Breyer, Das Prinzip von Form und Sinn im Drama Zacharias Werners, 1933

<sup>64</sup> Falkiana, S. 124; vgl. dazu den Brief Werners an Hitzig. Briefe des Dichters Z. Werner, 1914, 2. Bd., S. 171 ff; vgl. S. 210

statten und sich mit ihr ausgiebig zu unterhalten. Der Vater der verwahten Kinder mußte auf sie einen großen Eindruck gemacht haben, denn sie überreichte ihm ein größeres Geldgeschenk für seine Erziehungsanstalt<sup>65</sup>. Besonders bedeutsam wurde für Falk die Begegnung mit dem Arzt Ernst de Valenti<sup>66</sup>. Dieser hatte in Sulza einen Erbauungsverein gegründet, auch mystischer Verein genannt, in welchem gelegentlich die Werke älterer Mystiker gelesen wurden. Valenti suchte Falk in Weimar auf<sup>67</sup> und so kam es zu längeren Gesprächen. Valenti machte dem Schriftsteller und Erzieher den Vorwurf, sein Christentum sei nicht entschieden genug, er habe die Rechtfertigungslehre nicht recht begriffen, er müsse vielmehr der Vernunft und allen äußeren Werken absagen und die wahre Wiedergeburt erleben<sup>68</sup>. Falk nun seinerseits hielt seinem Gegner vor, er sei ein Gichtelianer, versteige sich in unfruchtbare mystische Spekulationen, die im Grunde nichts anderes seien als eine fromme „Betrachtung der Nasenspitze“<sup>69</sup>; im Leben eines Christen käme es letztlich allein auf die Tat der Liebe an<sup>70</sup>, sonst sei der Glaube tot. Die Unterredungen wurden immer heftiger und führten schließlich zu einer völligen Verfeindung der beiden Männer. Mit der heftig geführten literarischen Polemik werden wir uns im VI. Kapitel noch eingehender zu beschäftigen haben.

Schließlich ist noch der Theologe zu nennen, den Falk in seinen Schriften und auch in seinem geheimen Tagebuch am meisten erwähnt, Franz von Fénelon, der der bedeutendste Vertreter und klügste Verteidiger der quietistischen Mystik in Frankreich war. Falk bezeichnete ihn einmal mit fast poetisch klingenden Worten als den „edlen, uneigennütigen, echt menschlichen, ja ich möchte sagen, echt göttlichen Fénelon“<sup>71</sup>. Das Hauptwerk dieses Theologen „Explication des Maximes des Saints sur la Vie intérieure“, wurde von Falk häufig zitiert. Daß unser Schriftsteller auf diesen französischen Mystiker des 17. Jahrhunderts gerade in seinem

<sup>65</sup> Geh. Tgb. I, S. 3

<sup>66</sup> Julius Pentzlin, Ernst de Valenti, Monatsschrift für Innere Mission, 1897, S. 353 ff und 393 ff

<sup>67</sup> R. Falk, S. 101

<sup>68</sup> Valenti, Über den Verfall der protestant. Kirche, 1821, S. 37, 52 u. ö.

<sup>69</sup> Geh. Tgb. I, 62

<sup>70</sup> Volksspiegel, S. 285; Erziehungsschriften, S. 3, 5, 8 u. ö.

<sup>71</sup> Tagebuch v. 19. 8. 1811, Goethe-Schiller-Arch., zit. nach T. Reis, S. 9

Geheimen Tagebuch, in welchem er sonst kaum einen Theologen erwähnte, des öfteren hinwies, muß deshalb besonders beachtet werden, weil dies Journal nach seiner Absicht sein „Leben vor Gott“ darstellen sollte, er also darin das aussprach, was ihm wichtige und innerliche Anliegen waren. Wir meinen also, Falk zu einem gewissen Teil von den Gedanken Fénelons her verstehen zu müssen. Die Werke Fénelons hatte er vermutlich durch die deutsche Übersetzung von Matthias Claudius kennengelernt, der die religiösen Schriften Fénelons in drei Bänden 1800, 1809 und 1811 herausgab. Der Wandsbecker Bote hatte, wie die Vorrede seiner Ausgabe erkennen läßt, eine wahrhafte Begeisterung für den französischen Mystiker und vergleicht ihn mit Bernhard von Clairvaux, beide seien die großen politischen Ratgeber und wahrhaft Frommen ihres Jahrhunderts gewesen<sup>72</sup>. Falks Verehrung für Fénelon gründet sich indessen mehr darauf, daß dieser die wahrhaftige, uneingeschränkte und völlig selbstlose „göttliche Liebe“ verkündigt hatte. Daß Johannes Falk von Fénelon und dessen Gedanken eine eingehende Kenntnis hatte, braucht nicht unbedingt auf die Übersetzung von Matthias Claudius zurückzuführen zu sein, er kann vielleicht auch durch die Werke von Tersteegen oder durch Pestalozzi auf diesen französischen Theologen und Pädagogen hingewiesen sein. Friedrich Delekat hat in seinem Buch über Pestalozzi den Nachweis geführt, daß hinter der Ethik und Pädagogik Pestalozzis die Gedanken Fénelons von der „reinen Liebe“ stehen<sup>73</sup>. Es ist aber schließlich auch möglich, daß Johannes Falk, der gut französisch sprach, von sich aus zu den Werken Fénelons griff, gehörte doch dieser zu den meistgelesenen französischen Theologen und Pädagogen des 18. Jahrhunderts<sup>74</sup>. Sein Erziehungsroman „*Télémaque*“ leitete bekanntlich eine neue Epoche der Erziehung ein.

Jedenfalls steht fest, daß Falk die „*Maximes des Saints*“ gekannt hat und das ist für unsere kurze Erörterung über das Verhältnis Falks zum Geist seiner Zeit und namentlich für unsere Untersuchung der inneren Schaukraft von einer ganz besonderen Bedeutung, denn dieses Buch stellt eine Verteidigung der quie-

<sup>72</sup> Matthias Claudius, Vorrede zum 2. Band

<sup>73</sup> Friedrich Delekat, *Johann Heinrich Pestalozzi*. 1928, besonders S. 37 ff und 22 f

<sup>74</sup> Albert Chérel, *Fénelon au XVI<sup>e</sup> siècle*. 1917

tistischen Mystik dar, wobei sich Fénelon beständig auf die großen, von der katholischen Kirche anerkannten Mystiker wie Therese von Jesu, Johannes vom Kreuz und Franz von Sales beruft. Nun ist gerade die spanische Mystik durch eine ungeheuer starke Skepsis ausgezeichnet, die die Visionäre selbst gegenüber ihren Erlebnissen und den ihnen zuteil gewordenen Gesichten und Offenbarungen hatten. Therese quälte sich zutiefst mit dem Zweifel, ob ihre Visionen von Gott oder dem Teufel stammten. Die Entscheidung hierüber suchte sie bei ihren Beichtvätern, die sie sich zumeist selbst aussuchte und deren Rat sie sich unterwarf. Auf deren Empfehlung hin war sie bereit, wenn sie wiederum eine Vision Christi hatte, diese mit dem Kreuzeszeichen vertreiben zu wollen; der „Erscheinung Christi“ streckte sie ein Kreuzifix, das sie in der geballten Faust hielt, entgegen, um die Vision, falls diese unecht, das heißt für Therese ein Blendwerk des Teufels sei, zum Verschwinden zu bringen<sup>75</sup>. Sie hielt es durchaus für möglich und fürchtete sich davor wie vor der leibhaftigen Hölle, einer „unechten Vision“ zum Opfer zu fallen, also arglistigen Täuschungen des Teufels zu erliegen<sup>76</sup>. Hinter diesem Zweifel der Therese und anderer Mystiker steckt nicht die müde Skepsis der Moderne, denn für sie sind Gott und Teufel Realitäten. In ihren Zweifelskämpfen enthüllt sich vielmehr die brennende Sehnsucht eines Menschen, der die innere Schaukraft in hervorragendem Maße besessen hat, nur echte Erlebnisse zu haben und wahrhaft göttliche Erscheinungen zu erblicken. Diese Sehnsucht nach echten Visionen ist mit der tödlichen Furcht, diabolischen Täuschungen zu erliegen, verbunden. Es muß noch beachtet werden, daß die spanische Mystikerin mit Nachdruck vor der „geistlichen Gier“ warnt; der Mensch soll nicht etwa aus Neugierde wünschen, dahin zu gelangen, Erscheinungen zu haben, denn Therese weiß, daß der

<sup>75</sup> Fr. Ribera, *Vie de Sainte Thérèse*, französische Übersetzung von Marcel Bouix, 1884, 2. Bd. Kapitel XX, S. 274 ff

<sup>76</sup> Therese von Jesu erörtert diese Fragen ausführlich in ihrer Lebensbeschreibung, besonders in den Kapiteln XXVIII ff. Auch in ihrer Abhandlung „Die Seelenburg“ setzt sie sich mit diesen Problemen auseinander, vor allem in dem Abschnitt „Die sechste Wohnung“. Sämtliche Schriften der hl. Therese von Jesu, deutsche Ausgabe, 5. Band, 1938, S. 173 ff; vgl. auch Louis Bertrand, *Sainte Thérèse*, 1927, S. 231 ff; Erich Seeberg, *Zur Frage der Mystik*, 1921, wieder abgedr. in *Menschwerdung und Geschichte*, 1938, S. 111 ff; Walter Nigg, *Große Heilige*, 1946, S. 205 ff

Mensch von sich aus keine echten Visionen herbeiführen kann, sondern daß diese unvermutet auftauchen und ihn überwältigen müssen. Die subjektive Seite des Erlebnisses soll völlig in den Hintergrund treten; Fénelon spricht in diesem Zusammenhang von der amour desintéressé, der Mensch soll Gott um seiner selbst willen lieben und darf sich von keinem persönlichen Gedanken oder egoistischer Erwartung bestimmen lassen.

An diesen eben skizzierten Gedanken kann man einige wesentliche Züge der inneren Schaukraft erkennen. Die mit dieser Begabung wirklich ausgerüsteten Menschen — wenigstens soweit sie zur quietistischen Mystik gehören — werden nicht von dem eitlen Streben nach „himmlischen Genüssen“ getrieben, vielmehr ist es so, daß derjenige, der die innere Schaukraft besitzt, etwas schauen muß, was er eigentlich gar nicht sehen „will“; das Gesicht überwältigt ihn, er kann sich dessen nicht erwehren.

Falk hatte, wie bereits erwähnt, Fénelons Werk „Maximes des Saints“ gekannt. Berücksichtigt man nun, daß er dadurch von den Zweifeln der spanischen und französischen Mystiker gegenüber ihren Visionen Kenntnis hatte, so gewinnt seine kritische Haltung gegenüber seinen persönlichen Erlebnissen und Gesichten ein ganz anderes Gewicht. Von Natur aus war er bereits kritisch veranlagt, wie seine frühere schriftstellerische Tätigkeit, in der er oft einen sarkastischen Ton anschlug, erkennen läßt. Diese Anlage kam vollends zum Durchbruch, nachdem er von der kritischen Haltung der Therese von Jesu gegenüber ihren Gesichten gehört hatte. Falk wußte ebenfalls oft nicht, woher seine Erlebnisse eigentlich stammten, ob sich in ihnen göttlicher Geist offenbarte oder ob am Ende eine teuflische Macht ihn erschrecken wollte, indem sie ihm einen Blick in eine grauenhafte Zukunft ermöglichte. Als sich wieder einmal in einem zweiten Gesicht ein künftiges Unheil anzukünden schien, rief er gequält aus: „Geist, wer du auch sein magst, du weißt mehr als ich und bist doch ohnmächtig, wenn du nicht handeln darfst.“<sup>77</sup> Wenn Therese der Vision mit der Faust droht, so ist das dem Ausspruch Falks vergleichbar: „Höllisches Blendwerk, ich mag von dir nichts wissen.“<sup>78</sup> Die spanische Mystikerin befolgt oft eine Klosterregel, die vorschreibt, bei Visionen, deren Echtheit einem fragwürdig ist, das Kreuzeszeichen zu schlagen, den Namen Jesu Christi anzurufen oder das Vater-Unser zu be-

<sup>77</sup> R. Falk, S. 92

<sup>78</sup> ebenda

ten. So flüchtete auch Falk angesichts seiner schreckhaften Erlebnisse zum Gebet.

Wie die Heilige des 16. Jahrhunderts, so hat auch unser Dichter erfahren, daß den Visionen das Leiden vorangehen muß. In ihren Werken sprach die spanische Nonne oft von der Wüste und Anfechtung, durch die die Seele hindurchgehen muß, ehe sie die Beglückung erfährt. Falk redete von seiner Familie als dem „Haus der ausgeweinten Gespenster“<sup>79</sup>. Schmerzen und Leiden empfangen also bei beiden durch die Vision ihren Sinn und ihre Verklärung.

Falk hob immer wieder seine Verehrung und Vorliebe für Fénelon hervor, wir müssen aber feststellen, daß die Hochschätzung dieses mystischen Theologen zu einem Teil auf einem Mißverständnis beruhte. Falk sah in ihm einen Apostel der Liebe und begeisterte sich für dessen hohes Lied der Liebe. Er verstand dabei unter der Liebe — so wie wir es heute auch noch tun — ein Gefühl, das den Menschen beseelt und beseligt. Für Fénelon dagegen gehört das Gefühl den unteren Seelenkräften an, und die Liebe ist für ihn die reinigende Kraft, die sich an die oberen Seelenkräfte wendet, und diese sind nach seinem Verständnis die Vernunft und der Wille. Insofern kann man sagen, daß für beide schließlich das Ziel des Lebens die Verwirklichung der reinen Liebe in der Selbstpreisgabe des Menschen ist. Allerdings ist zu sagen, daß beide, so sehr sie auch im Lobpreis und der strikten Forderung der Aufopferung des eigenen Ichs übereinstimmen, sie doch etwas durchaus verschiedenes darunter verstanden haben. Für Fénelon ist, entsprechend der Tradition der französischen, spanischen und niederdeutschen Mystik, die Vernichtung des Ichs der Weg der Seele zu Gott; im völligen amour desintéressé denkt sie nicht an das eigene Schicksal, sondern nur daran, in Gott aufzugehen, so wie es Gerhard Tersteegen, der Schüler der Madame Guyon und Fénelons, in seinem bekannten Liede ausgedrückt hat:

Ich will, anstatt an mich zu denken,  
Ins Meer der Liebe mich versenken.

In der Zeit des deutschen Idealismus war die Mystik „von ihren weltflüchtigen asketischen Urelementen befreit“<sup>80</sup>, und so meinte

<sup>79</sup> Brief an Gen. v. M., T. Reis, S. 4

<sup>80</sup> H. Stephan, Geschichte der evangelischen Theologie seit dem Deutschen Idealismus, 1938, S. 24

Falk, wenn er seinerseits die Selbstaufopferung forderte, daß der Mensch sich in den Taten der Liebe verzehren sollte, so wie er sich in seinem pädagogischen Bemühen an der verwahten Jugend aufgerieben hat. Er hat also den Gedanken der Selbstaufopferung von Fénelon übernommen, aber auch hierin seinen Lehrer mißverstanden, indem er dessen Gedanken im Sinne des Neuhumanismus und Rationalismus umdeutete, denn gerade diese beiden Bewegungen wandten ihr Hauptaugenmerk den praktischen Taten der Nächstenliebe und vornehmlich der Pädagogik zu. Wenn unser Schriftsteller die Gedanken des französischen Mystikers einmal im Sinne der Romantik und ein anderes Mal im Sinne des Neuhumanismus bzw. des Rationalismus interpretierte, so drückt sich dadurch zugleich aus, daß er sowohl gegenüber diesen beiden Geistesströmungen seiner Zeit wie auch gegenüber der Mystik eine selbständige Haltung eingenommen hat. Die Umdeutung der Gedanken Fénelons durch Falk darf jedoch nicht über das Gemeinsame hinwegtäuschen: für beide ist Vorbild und Urbild der Liebe Jesus Christus der Gekreuzigte und für beide bestand die Hauptaufgabe des Menschen in der Nachfolge durch die Selbstaufopferung.

Diese Gedanken sind gewiß nicht allein von der französischen und spanischen Mystik betont worden; auch der Apostel Paulus und D. Martin Luther hatten ähnliche und wohl auch tiefere Gedanken über das Leiden und den Leidensgehorsam des Christen ausgesprochen, so daß man Luthers Grundkonzeption mit W. von Löwenich am prägnantesten als Kreuzestheologie bezeichnen kann<sup>81</sup>. Es will jedoch beachtet werden, daß sich Falk eigentlich nur dann auf den Reformator berief, wenn von der „protestantischen Befreiung“ des Menschen von den Fesseln der Sklaverei die Rede ist. „Zwei kolossale Popanze standen dem fortschreitenden Genius der Menschheit im Wege: der Pfaffe und der Ritter. Luther stürzte den Ersten, Napoleon den Zweiten. Das Feudalsystem ist die Knechtschaft der Menschheit. Habt ihr diesen Kerkermeister gestürzt, so werden die Knechte zu Menschen. Luther hat Napoleon vorgearbeitet, ohne diese kräftige Vorrede würde das neue Werk schwerlich so gut aufgenommen werden. Der Beweis liegt zu Tage: wo die Reformation vorgearbeitet hat.“

<sup>81</sup> W. von Löwenich, *Luthers Theologia crucis*. 1939<sup>2</sup>; vgl. W. Elert, *Morphologie des Luthertums*, I. Bd., 1931, S. 512 ff

da siegt Napoleon, das heißt in allen hellen Ländern, von den Pyrenäen bis an die Weichsel. — Wo die Finsternis noch die Menschen in den Banden der Möncherei gefangen hält, wo Luther nicht vorarbeitete, da gedeiht das neue Werk auch nicht, oder doch nur mühsam und langsam. Der Mensch lernt seine Rechte kennen, da er mit Gott selbst anbinden will<sup>82</sup>, und seinen Statthalter (den Papst) fortschickt. Es ist das sicherste Zeichen von Selbständigkeit, wenn die äußeren Autoritäten nichts mehr gelten. Selbständigkeit ist die Mutter der Freiheit und Ingenuität.“<sup>83</sup> Falk sah also in Luther den Mann, der im Kampf gegen das Papsttum die lediglich äußere Autorität zerbrochen und damit der Freiheit Raum geschaffen hat. Auf der gleichen Linie liegen auch spätere Äußerungen Falks. — In seinen Gedichten zum Reformationsjubiläum und in seinem Lutherbüchlein hatte er wiederholt den deutschen Reformator als Held der Nation und Wegbereiter der Freiheit verherrlicht<sup>84</sup>.

In dieser Auffassung des Reformators ist der Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ganz ein Kind seiner Zeit, denn nicht nur die Männer der Aufklärung, sondern auch die des deutschen Idealismus — Philosophen wie Fichte und Hegel, Theologen wie Herder und Schleiermacher und Dichter wie Goethe, Schiller und Zacharias Werner — sehen in Luther vor allem den „Held des Gewissens“, der das „Panier der Freiheit“ als erster entrollt hat<sup>85</sup>. Falk ging über diese damals fast allgemeingültige Deutung Luthers noch hinaus, indem er ihn als Wegbereiter jener politischen und geistigen Freiheit begriff, die dann durch die Französische Revolution und Napoleon Wirklichkeit wurde.

Auf Grund dieser damals weit verbreiteten Auffassung des Reformators ist es nun verständlich, daß Falk, wenn er davon spricht, daß der Glaube in der Liebe tätig sein muß, und die Forderung erhebt, daß der Mensch sich für die Werke der Liebe selbst auf-

<sup>82</sup> Diese Argumentation Falks erinnert an die alte, auf Lactanz zurückzuführende Ableitung des Wortes *religio* von *religare*.

<sup>83</sup> *Falkiana*, S. 19 f

<sup>84</sup> Vgl. Falks Schrift *D. Martin Luther und die Reformation in Volkliedern*, 1830, und sein Gedicht „Es lebe Wittenberg . . .“, das er mit einem bisher ungedruckten Brief vom 22. September 1817 seinem Freunde Zeune in Berlin zuschickte.

<sup>85</sup> H. Stephan, *Luther in den Wandlungen seiner Kirche*. 1951<sup>2</sup>, S. 36ff; vgl. K. Leese, *Der Protestantismus im Wandel der neueren Zeit*. 1941; ders., *Die Religion des protestantischen Menschen*. 1938; E. Hirsch, *Die idealistische Philosophie und das Christentum*. 1926, S. 147 f

opfern soll, nicht an Martin Luther, vielmehr an Franz von Fénelon erinnerte.

Da hier von dem Verhältnis Falks zur Mystik die Rede ist, muß noch auf einen Vorwurf eingegangen werden, der gegen dieselbe oft erhoben wurde. Die Mystiker waren zu allen Zeiten dem Mißverständnis ausgesetzt, als ob sie im Leben rein passiv wären und die Aktivität des Menschen bekämpfen wollten. Fraglos hat es auch solche Mystiker gegeben wie etwa die Gichtelianer, die Falk so leidenschaftlich bekämpfte. Die wirklich großen Mystiker dachten in diesem Punkt zumeist entschieden anders, sie vermochten die Aktivität nur insofern zu unterdrücken, als diese auf menschlicher Eigensucht und Ehrgeiz beruhen. Auch betonten sie — wie es bekanntlich Luther auch tat —, daß der Mensch Gott gegenüber nur passiv sein kann. Ist die Seele, so gehen ihre Gedanken weiter, erst völlig von der Eigensucht gereinigt und hat sie vollständig den Willen Gottes in sich aufgenommen, so kann und muß der Mensch in dieser Welt handeln, allerdings stets und lediglich als ein Werkzeug Gottes. Der wahrhaft Handelnde ist dann nach ihrer Überzeugung Gott selbst, der durch sie hindurch wirkt. So oder ähnlich dachten Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi, die Jungfrau von Orléans, Therese von Avila, Johannes vom Kreuz, Franz von Sales und Franz von Fénelon. So dachte auch Johannes Falk: „Ich war ein Lump mit tausend anderen Lumpen in der deutschen Literatur, die dachten, wenn sie an ihrem Schreibtisch säßen, so sei der Welt geholfen. Es war noch eine große Gnade Gottes, daß er, anstatt wie die anderen mich zu Schreibpapier zu verarbeiten, mich als Charpie benutzte und in die offene Wunde der Zeit legte. Da wird nun freilich den ganzen Tag an mir gezupft und gerupft; denn die Wunde ist groß und sie stopfen zu, solange noch ein Fäserchen an mir ist.“<sup>80</sup> Daß er ein Werkzeug der Liebe Gottes sein sollte, das sich selbst verzehrte, wurde ihm durch seine Vision gezeigt.

Wenn man das Ergebnis der obigen, oft nur skizzenhaften Erörterungen zusammenfassen will, so läßt sich grundsätzlich sagen, daß Falk zu den geistigen Strömungen seiner Zeit eine durchaus eigene Stellung einnahm. Er vereinigt in sich gewisse Züge der Aufklärung und solche der Romantik. Von jener hat er besonders

<sup>80</sup> Geh. Tgb. I, 49

die humanitären Bestrebungen und pädagogischen Bemühungen übernommen, mit dieser teilt er die Wiederentdeckung und Betonung des Gefühlslebens und des Glaubens. Selbst in seiner Freundschaft zu Goethe, die auf innerer Verwandtschaft beruhte, blieb er durchaus selbständig. Er opferte dieser Freundschaft weder seine Lebensansicht noch seinen Glauben. Auch vom Pietismus, sowie der mystischen Schwärmerei seiner Zeit, weiß er sich abzusetzen.

In dieser Mittelstellung zwischen Aufklärung und Romantik ist er in einer gewissen Weise Matthias Claudius verwandt, er unterscheidet sich aber von diesem durch seine ausgeprägte Eigenwilligkeit. Gewiß war auch Falk schließlich zur inneren Harmonie gelangt, jedoch erreichte er den Ausgleich erst nach langen inneren Kämpfen. In seiner Ablehnung der „Vernünftelei“ der Aufklärung hat er Ähnlichkeit mit Hamann und Jacobi, aber die Selbständigkeit Falks war doch eine andere als die dieser beiden Männer, die durch unverkennbare geniale Begabung ausgezeichnet waren. Diesen gelang es wirklich, zu ihrem Teil die Aufklärung zu überwinden. Falk, später als jene geboren, besaß nicht den Elan des Sturms und Dranges. Wenn er gegen die Aufklärung polemisierte, so kämpfte er eigentlich gegen eine Zeitströmung, die schon weithingehend verebbt war, daher hatte er auch auf die Entwicklung der Geistesgeschichte nicht den Einfluß ausgeübt, wie es Hamann und Jacobi vor ihm taten. Bei seiner Auseinandersetzung mit der Aufklärung handelt es sich wohl letztlich um die Erringung der persönlichen Freiheit.

Das gleiche mag wohl auch für seine Bekämpfung der zeitgenössischen Romantik gelten. Auch hier läuft alles nur auf persönliche Entscheidung, nicht auf Auswirkung auf weite Kreise hinaus. So besteht also Falks Bedeutung nicht in seiner Stellung zu den geistigen Strömungen seiner Zeit; die obige Skizze sollte uns nur dazu verhelfen, ihn als einen zwar nicht genialen, aber doch originalen Denker zu begreifen. Der Ruhm, der an seinem Namen haftet, rührt nicht von seinen geistigen Auseinandersetzungen und Bemühungen her, sondern gründet sich auf das Werk, das er geschaffen und das exemplarische Bedeutung gewonnen hat. Wie es jedoch zu diesem Werk gekommen ist, läßt sich nur verstehen, wenn man seine originale Stellung zum Geist seiner Zeit begreift.

### III. Kapitel

#### Das zweite Gesicht bei Johannes Falk

*Volkstümliche Vorstellung des zweiten Gesichts — Karl Schmeings Untersuchungen — Kurze Kennzeichnung der Eidetik — Falk als Eidetiker und Vorschauer — Unterschiede zwischen Vorschau und Eidetik — Die Erscheinungen des zweiten Gesichts bei Johannes Falk — Falks Stellung zu diesen Erscheinungen*

##### I.

Wenn man sich nur etwas eingehender mit Johannes Falk und seinen Schriften beschäftigt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er das sogenannte zweite Gesicht gehabt hat. Man versteht darunter eine absonderliche Veranlagung: Menschen, die sie besitzen auch „Vorschauer“ oder plattdeutsch „Spökenkieker“ genannt, sehen vorwiegend in der Abend- oder auch Morgendämmerung, mitunter auch am helllichten Tage eigentümliche Erscheinungen, die zumeist depressiver Art sind, also etwa einen Sarg, Leichenzug, Katastrophe, Brand oder Krieg, die von den Vorschauern als Vorzeichen solcher kommender Unglücksfälle aufgefaßt werden. Diese Erscheinungen tragen objektiven Charakter, der Schauende verhält sich selbst ganz passiv. Für ihn sind sie Erscheinungen der Außenwelt, sie sind nicht etwa symbolisch, sondern in ihnen stellt sich eine objektive Wirklichkeit unmittelbar dar, für ihn ist es eine zukünftige Wahrnehmung, die allerdings individuell bedingt ist. Bei den Vorschauern handelt es sich zumeist um ernste, verschlossene Naturen, die selber ihre Begabung nicht als einen Segen, sondern eher als eine Bürde oder gar als einen Fluch betrachten, der ihnen zu tragen auferlegt ist. Falk selbst hatte stark darunter gelitten: „Alle diese Anzeichen sind mir höchst schmerzlich und widerwärtig, daß ich sie nie suche, sondern daß sie ungesucht wie ein Lichtermeer in meine Augen dringen, nur mit dem Unterschied, daß ich gern mein inneres Auge zu-

schließen möchte, aber es, gleichsam von einer höheren Macht bezwungen, bereitwilligst offen halten muß.“<sup>1</sup>

Mit Nachdruck sei darauf hingewiesen, daß das zweite Gesicht mit der weitverbreiteten gewerbsmäßigen Zukunftsdeutung wie Kartenschlagen, Wahrsagen aus dem Kaffeesatz und ähnlichem Unfug nichts gemein hat. Der echte Vorschauer sucht nie eine Erscheinung des zweiten Gesichts herbeizuführen, er will auch gar nicht in der Zukunft lesen; erst recht läßt er sich für seine Zukunftsdeutung nicht bezahlen.

Der plattdeutsche Ausdruck „Spökenkieker“ könnte zu der Vermutung verleiten, daß man es bei ihnen mit irgendwie krankhaften Leuten oder geistig hinter der Zeit zurückgebliebenen Schäfern zu tun habe, die depressive Momente meditieren und sich in zügellosem Spintisieren ergehen. Das trifft keineswegs zu, vielmehr schildern alle, die mit Vorschauern gesprochen haben, diese als geistig durchaus normale und gesunde Leute. Meist sind es ernste, stille und träumerische Naturen, es finden sich aber auch solche unter ihnen, die durchaus lebenspraktisch veranlagt und mit ausgesprochenem Humor begabt sind. Das zweite Gesicht ist also keineswegs das ungesunde Produkt eines abwegigen Spintisierens oder Meditierens<sup>2</sup>, es wird überhaupt nicht von Menschen herbeigeführt, erst recht nicht herbeigesehnt, vielmehr gehört es zum Wesen der Vorschau, daß sie den Menschen einfach überfällt, so daß er sich ihr gegenüber nicht wehren kann. Gerade das völlig Unerwartete, das zumeist unheilvoll ist, kündigt sich in deutlich geschauten Bildern an.

In ihrem Buch „Bilder aus Westfalen“ gibt uns die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff eine eingehendere Schilderung des zweiten Gesichts: „Große Aufmerksamkeit . . . verdient das sogenannte Vorgesicht, ein bis zum Schauen oder mindestens deutlichem Hören gesteigertes Ahnungsvermögen, ganz dem second sight der Hochschotten ähnlich und hier (erg. Westfalen) so gewöhnlich, daß, obwohl die Gabe als höchst unglückliche eher geheim gehalten wird, man doch überall auf notorisch damit Begabte trifft und im Grunde fast kein Eingeborener sich gänzlich

<sup>1</sup> Aus einem Manuskript des Goethe-Schiller-Archivs, zit. nach T. Reis, S. 104

<sup>2</sup> Zu diesem Problem vgl. meinen Aufsatz „Meditation auf Abwegen“ in „Weg zur Seele“, 1951, Heft 1, S. 1 ff

davon freisprechen dürfte. — Der Vorschauer (Vorgucker) im höheren Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem hellblonden Haar, dem geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen und einer blassen oder überzarten Gesichtsfarbe; übrigens ist er meistens gesund und im gewöhnlichen Leben häufig beschränkt und ohne eine Spur von Überspannung. — Seine Gabe überkommt ihn zu jeder Tageszeit, am häufigsten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht, und von fieberischer Unruhe ins Freie oder ans Fenster getrieben wird; dieser Drang ist so stark, daß ihm kaum jemand widersteht, obwohl jeder weiß, daß das Übel durch Nachgeben bis zum Unerträglichen, zum völligen Entbehren der Nachtruhe gesteigert wird; wogegen fortgesetzter Widerstand es allmählich abnehmen und endlich gänzlich verschwinden läßt. Der Vorschauer sieht Leichenzüge — lange Heereskolonnen und Kämpfe — er sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergibt, und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Flecke wirklich gesprochen werden. — Auch unbedeutende Begebenheiten muß der Vorschauer unter gleicher Beängstigung sehen, zum Beispiel einen Erntewagen, der nach vielleicht zwanzig Jahren auf diesem Hof umfallen wird; er beschreibt genau die Gestalt und Kleidung der jetzt noch ungeborenen Dienstboten, die ihn aufzurichten suchen; die Abzeichen des Fohlens oder Kalbes, das erschreckt zur Seite springt und in eine jetzt noch nicht vorhandene Lehmgrube fällt.<sup>3</sup> An dieser bildhaften und poetischen Schilderung der Vorschau gilt es wohl auf Grund des gegenwärtigen Standes unserer Erkenntnis einige Korrekturen vorzunehmen, wir führten jedoch diese Sätze der Dichterin an, da sie in treffender Weise auf jenes „eigentümliche Faktum hinweisen, daß dem Seher gerade das Zufälligste und Nebensächlichste, das gleichgültige Drum und Dran“ gezeigt wird.<sup>4</sup>

Wenn wir nun auf Grund des bisher Gesagten der Frage nachgehen, worin das Eigentümliche des zweiten Gesichts beruht, so werden wir bald bemerken, daß ein Charakteristikum der Vor-

<sup>3</sup> Annette von Droste-Hülshoff, *Sämtliche Werke*, München 1925, Bd. 3, S. 124 f

<sup>4</sup> E. Mattiesen, *Der Jenseitige Mensch, Eine Einführung in die Metapsychologie der mystischen Erfahrung*, 1925, S. 473, vgl. S. 445 ff

schau darin besteht, daß die Erscheinungen eines Brandes, eines Sarges oder eines Leichenzuges ganz leibhaftig, also wie unmittelbare „natürliche“ Wahrnehmungen empfunden werden, und zwar bis in genaue Einzelheiten hinein, etwa Stellung des Sarges, sein Schmuck, die ihn umstellenden Lichter, oft auch die Gesichter derer, die dem Leichenzug folgen. Der Verstorbene selbst wird fast nie erkannt, dafür werden um so deutlicher die geschaut, die hinter dem Sarg einherziehen; der Fehlende unter ihnen muß dann der Tote sein.

Diese Erscheinungen werden „wirklich“ geschaut und von bloßen Phantasievorstellungen deutlich getrennt. Dieser Wirklichkeitscharakter, der die Vorschau grundsätzlich vom Traum unterscheidet, macht einen Wesenszug der Bilder des zweiten Gesichts aus. Sie sind leibhaftig, also nicht symbolisch und werden nicht als eine rein subjektive, sondern als objektive Tatsächlichkeit empfunden.

Wenn man dies soeben skizzierte Phänomen als zweites Gesicht, Vorschau oder ähnlich bezeichnet hat, so ist dies offensichtlich eine volkstümliche Redeweise. Wir müssen uns darüber im klaren sein, daß diese Ausdrücke zunächst keine wissenschaftlichen Begriffe sind. Auch ältere und neuere Arbeiten auf diesem Gebiet, wie die von Georg Horst<sup>5</sup>, Johannes Müller<sup>6</sup>, Jung-Stilling<sup>7</sup>, Friedrich zur Bensen<sup>8</sup> und Wilhelm Horkel<sup>9</sup> sind wohl recht aufschlußreich, aber nicht wissenschaftlich kritisch. Den Verfassern kam es wohl zumeist darauf an, Material dieses wenig erforschten Gebietes zu sammeln und zusammenzustellen, was an sich schon verdienstvoll ist. Am sorgfältigsten und kritischsten hat Friedrich zur Bensen die ihm bekannten Vorschauen durchforscht und kam zu dem Ergebnis, daß der größte Teil (etwa 95 %) der untersuchten zweiten Gesichte „nur den Schein des guten Glaubens für sich hat“<sup>10</sup>. „Bei Lichte besehen und geprüft, zerfließen sie wie der Nebel vor dem Sonnenstrahl.“<sup>11</sup> Auch sondert Friedrich zur Bensen mit Recht die Träume aus, da zum zweiten Gesicht

<sup>5</sup> Georg Horst, *Deuteroskopie*, 1830

<sup>6</sup> Joh. Müller, *Über die phantastischen Gesichtserscheinungen*, 1826

<sup>7</sup> Johann Heinrich Jung-Stilling, *Theorie der Geisterkunde*, 1808, und *Apologie der Geisterkunde*, 1809

<sup>8</sup> Friedrich zur Bensen, *Das zweite Gesicht nach Wirklichkeit und Wesen*, 1921<sup>6</sup>; ders., *Neuere Vorgesichte*

<sup>9</sup> Wilhelm Horkel, *Botschaft von drüben*, 1949

<sup>10</sup> Friedrich zur Bensen, a.a.O., S. 59

<sup>11</sup> Friedrich zur Bensen, a.a.O., S. 59 f



hinzugehört, daß es im wachen Zustand erblickt wird. Er wendet nun sein Augenmerk allein dem kleinen Rest von Vorschauen zu, der als gesichert gelten darf. Da er jedoch nicht genügend auf die Ergebnisse der exakten Psychologie zurückgreift, kann er die Frage, wie es überhaupt zu derartigen Erscheinungen kommen kann, nicht recht lösen. Als Grund gibt er lediglich die „gesteigerte Ahnung“ an<sup>12</sup>, die den Vorschauern zu eigen ist. Damit hat er allerdings ein richtiges Moment gefunden, das wir für unsere weitere Untersuchung im Auge behalten wollen; in die letzte erreichbare Tiefe des Problems ist er nicht vorgedrungen.

Wir wollen uns nun bemühen, über eine vorwissenschaftliche Erörterung des zweiten Gesichts hinauszugelangen, was jedoch durch die Materie selbst erschwert wird, denn das Eigentümliche dieser Erscheinungen besteht gerade darin, daß sie zu dem Grenzgebiet zwischen exakter Psychologie und verschiedenen Formen des Okkultismus wie Hellsehen, Ferngesicht und Spiritismus gehören. Dies Grenzgebiet zwischen exakter Psychologie und Aberglauben wird in der Wissenschaft im allgemeinen als Parapsychologie oder Metapsychologie<sup>13</sup> bezeichnet. Befragt man nun die meist älteren Schriften dieser Disziplin<sup>14</sup>, so muß man bald die

<sup>12</sup> Friedrich zur Bosen, a.a.O., S. 79 ff

<sup>13</sup> E. Mattiesen, a.a.O.

<sup>14</sup> H. Driesch, Parapsychologie, 1932; M. Dessoir, Der Okkultismus in Urkunden, Bd. II; R. Baerwald, Die intellektuellen Phänomene, 1925, bes. S. 262 ff; Th. Flournoy, Experimentalpsychologie und Spiritismus, 1921; H. Bender, Psychische Automatismen, Zur Experimentalpsychologie des Unterbewußten und der außersinnlichen Wahrnehmung, 1936; Frhr. von Schrenck-Notzing, Physikalische Phänomene des Mediumismus, 1920; F. Moser, Der Okkultismus, 1935; Hans von Gumpfenberg, Philosophie und Okkultismus, 1921; Graf H. Keyserling, Graf K. Hardenberg, K. Happich, Das Okkulte, 1923; J. Peter, Psychometrie, Hellsehen in Raum und Zeit, 1921; Ch. Richet, Grundriß der Parapsychologie und Parapsychophysik, dt. Übersetzung von R. Lambert, 1923; C. Flammarion, Rätsel des Seelenlebens, dt. Ausgabe, 1909; O. Piper, Der Spuk, 1925; A. Esser, Geheimnisvolle Kräfte. Utopien der Menschheit, 1949; H. Weinert, Hellsehen und Wahrsagen, 1943; J. B. Rhine, Die Reichweite des menschlichen Geistes, hg. von R. Tischner, 1950; R. Tischner, Ergebnisse okkultischer Forschung. Eine Einführung in die Parapsychologie, 1950; H. H. Kritzing, Zur Philosophie der Überwelt, 1951; L. Rosenberger, Geisterscher, 1952; C. G. Jung, Synchronizität als ein Prinzip akausaler Zusammenhänge, in Bd. 4 der Studien aus dem C. G. Jung-Institut, 1952. Aus Raumgründen verbietet es sich, auf diese Literatur im einzelnen einzugehen. Eine gesonderte und sich lohnende Untersuchung würde es darstellen, ausführlicher aufzuzeigen, an welchem Ort innerhalb der umfangreichen parapsychologischen Literatur jeweils das zweite Gesicht erörtert und welche Bewertung ihm zuteil wird.

Feststellung treffen, daß sie eigentlich nichts Wesentliches zu unserem Problem beisteuern. Daß das zweite Gesicht zum Grenzgebiet zwischen exakter Psychologie und Okkultismus gehört, wird auch dadurch unterstrichen, daß diejenigen Schriftsteller, die sich mit dem Okkultismus beschäftigen oder sich bemühen, ihn als etwas Ernstzunehmendes darzustellen, das zweite Gesicht häufig als eine Erscheinungsform des Okkultismus auffassen, ihn also in die Nähe des Ferngesichts — oder, wie man früher sagte, des Fernsehens — rücken. Jedoch unterscheidet sich die Vorschau vom Ferngesicht dadurch, daß das zweite Gesicht etwas ankündigt, das erst in der Zukunft sich ereignen wird, wohingegen das Ferngesicht etwas zeigt, was gleichzeitig, jedoch in räumlicher Entfernung an einem anderen Orte vor sich geht. Ein räumlicher Abstand ist jedoch grundsätzlich etwas anderes als eine zeitliche Vorschau; es fehlt beim Ferngesicht die Komponente des Prophetischen und gerade diese ist es, durch die das zweite Gesicht zu einem so schwierigen und vielleicht letztlich unlösbaren Problem wird.

Hiermit stehen wir bei der Frage, die sich bei jeder Erörterung des zweiten Gesichts aufdrängt, wie es zu erklären ist, daß die vorhergesehenen Ereignisse später tatsächlich eintreten. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß gewisse historisch sicher überlieferte Vorschauen durch die Tatsachen bestätigt worden sind. Friedrich Wilhelm Weber, der Verfasser des Epos „Dreizehnlinden“, hatte ein derartiges Erlebnis. Als Arzt in seinem Heimatort Alhausen tätig, verkehrte er im Hause eines Postverwalters. Eines Tages hatte er sich ziemlich ermüdet und abgesehen auf das Sofa im Wohnzimmer der befreundeten Familie niedergelegt und zunächst mit der kleinen Tochter unterhalten, die bald aus dem Zimmer hinausging. „In diesem Moment sah Weber, der dem Kind mit seinen Augen gefolgt war, zu seiner Überraschung durch die halboffene Tür einen kleinen Sarg im Hausflur stehen. Er sah schärfer hin, aber die Erscheinung blieb. Nun eilte er zu der Stelle, wo er den Kindersarg gesehen hatte, aber jetzt war dieser verschwunden.“<sup>15</sup> Er erzählte den Eltern dies Erlebnis, die jedoch davon keineswegs beeindruckt waren. Bald darauf er-

Es würde sich dabei sicherlich ergeben, daß das zweite Gesicht, das ernster zu nehmen ist als manche Themen, die in der Parapsychologie ausführlich erörtert werden, noch genauer zu erforschen ist.

<sup>15</sup> Julius Schwegler, Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke, 1900, S. 133

krankte das Kind an Masern und starb. Bei der Beerdigung „fügte es der Zufall, daß die Träger den Sarg an derselben Stelle niedersetzten, wo Weber ihn früher gesehen“ hatte<sup>16</sup>; der erschütterte Vater machte den Dichter auf die Erfüllung des Vor Gesichts aufmerksam. Diese Vorschau weist manche verwandte Züge mit der Schilderung der Annette von Droste-Hülshoff auf; Falk hatte, wie noch gezeigt wird, etwas sehr ähnliches erlebt.

Andersartig ist die Erscheinung, die Emanuel Swedenborg 1759 in Göteborg hatte. Er sah Hunderte von Meilen von Stockholm entfernt den Brand dieser Stadt, ehe bei der damaligen Nachrichtenübermittlung eine Kunde davon in Göteborg eintreffen konnte<sup>17</sup>. Durch diese Vorschau wurde Swedenborg mit einem Schlage berühmt. Es ist offenkundig, daß wir es hier nicht mit einem zweiten Gesicht zu tun haben, da nichts vorhergesehen wird, vielmehr handelt es sich um ein Ferngesicht, da hier etwas erblickt wird, was gleichzeitig an einem anderen Ort geschieht. Somit steht diese Schau Swedenborgs in der Nähe der eigentümlichen Gesichte der Frau Hauffe, die der Arzt und Dichter Justinus Kerner in seinem Buch „Die Seherin von Prevorst“ beschrieben hat<sup>18</sup>. Das Ferngesicht Swedenborgs kündigt kein zukünftiges Geschehen an, birgt also nichts Prophetisches in sich. Als Vorschauer kann vielmehr der Schweizer Theologe und Dichter Johann Caspar Lavater angesprochen werden. Von ihm ist uns glaubhaft überliefert, daß er mehrfach geäußert habe, er werde an einer Schußwunde sterben. Tatsächlich wurde er im Jahre 1799 von einem Soldaten der französischen Armee angeschossen.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß August Winnig, der bedeutende Dichter unserer Zeit, wiederholt in seinen Werken dargelegt und versichert hat, er besitze die Gabe des zweiten Gesichts<sup>19</sup>.

An diesen historischen Beispielen, denen man noch manche andere hinzufügen könnte, erkennt man andeutungsweise die Problematik des zweiten Gesichts. Hinzu kommt noch die große Zahl der im Volke überlieferten Vorschauen und Prophezeiungen. Wer mit offenen Ohren durch die Lüneburger Heide oder andere Ge-

<sup>16</sup> a.a.O. <sup>17</sup> I. Kant, Träume eines Geistersehers, 1766

<sup>18</sup> J. Kerner, Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige, 1826

<sup>19</sup> vgl. besonders A. Winnig, Das Unbekannte, 1940

genden Norddeutschlands geht, trifft überall auf derartige unter der Bevölkerung umlaufende Geschichten. Es soll aber hier nicht näher darauf eingegangen werden, weil es äußerst schwierig ist und eine gesonderte Untersuchung erfordern würde, diese Berichte auf ihre Echtheit und Zuverlässigkeit zu überprüfen. Die erwähnten Beispiele weisen wohl schon zur Genüge auf das Problem hin, das sich bei jeder Diskussion des zweiten Gesichts ergibt, wie es zu erklären ist, daß viele Unglücksfälle und sonstige Ereignisse, die sich in Vorschauen angekündigt haben, dann tatsächlich eingetreten sind. Bisher ist es nicht möglich gewesen, diesen Sachverhalt wirklich wissenschaftlich zu durchdringen. Andererseits geht es wohl auch nicht an, die Erfüllung der Vorgesichte als Zufälligkeiten oder Häufung von Zufällen aufzufassen. Es bleibt eben beim zweiten Gesicht ein ungeklärter Rest, den auch wir nicht versuchen wollen, aufzuhellen.

## II.

Durch die Arbeiten von Karl Schmeing, besonders durch seine Bücher „Das zweite Gesicht in Niedersachsen“, 1937, und „Zur Geschichte des zweiten Gesichts. Eidetische Grundlinien“, 1943, ist etwas wissenschaftliche Klarheit in dies halbdunkle Gebiet hineingekommen. Karl Schmeing, ein Schüler von E. R. Jaensch, geht von dessen Begriff der Eidetik aus<sup>20</sup>, zieht auch die z. T. älteren Arbeiten anderer Forscher, so das epochemachende Buch von Viktor Urbantschisch hinzu<sup>21</sup> und verwertet das Material derjenigen Psychologen, die teils selbständig, teils zusammen mit E.R. Jaensch gearbeitet haben wie Oswald Kroh<sup>22</sup>, Karl Groß<sup>23</sup>, Walter Jaensch<sup>24</sup> und Theodor Bonte<sup>25</sup>.

<sup>20</sup> E. R. Jaensch, Über die Verbreitung der eidetischen Anlage im Jugendalter, Zeitschrift für Psychologie, Bd. 87, 1921; ders., Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt und die Grundlagen der menschlichen Erkenntnis, 2 Bde., 1927; ders., Die Eidetik und die typologische Forschungsmethode, 1933<sup>9</sup>

<sup>21</sup> V. Urbantschisch, Über die subjektiven optischen Anschauungsbilder, 1907

<sup>22</sup> O. Kroh, Subjektive Anschauungsbilder bei Jugendlichen, 1922; ders., Eidetiker unter deutschen Dichtern, Zeitschr. f. Psychologie, Bd. 85, 1920

<sup>23</sup> K. Groß, Goethe als Eidetiker, in Die Umschau, 1921

<sup>24</sup> W. Jaensch, Die eidetischen Typen und ihre klinische Beziehung, in Biologie der Person, 1931, Bd. II

<sup>25</sup> Th. Bonte, Untersuchungen über die eidetische Veranlagung von Kindern und Jugendlichen, Zeitschr. f. angewandte Psychologie, Bd. 43, 1928; ders., Die personale Bedeutung der eidetischen Anlage

Die Begabung des zweiten Gesichtes und der Glaube daran, daß es so etwas überhaupt gibt, ist — wie die Erhebungen von Karl Schmeing ergeben haben — innerhalb der deutschen Grenzen auf den norddeutschen Raum beschränkt, also vorwiegend Niedersachsen, Westfalen und Schleswig-Holstein. Vereinzelt begegnen uns auch Vorschauer längs der Ostseeküste bis hin nach Danzig und Ostpreußen<sup>26</sup>. Südlich der niedersächsischen Stammesgrenzen findet sich kaum noch eine Spur von ihnen. Wie weit es außerhalb Deutschlands Vorschauer gibt, ist wissenschaftlich noch nicht recht erarbeitet; fest steht nur, daß sie in Skandinavien, der Bretagne und besonders in Schottland anzutreffen sind; das deutsche Wort zweites Gesicht ist eine im 18. Jahrhundert entstandene und, wie wir meinen, sehr zutreffende Übersetzung des englischen *second sight*. Vorher und bis ins 19. Jahrhundert bezeichnete man die Phänomene zumeist als Deuteroskopie<sup>27</sup>.

Karl Schmeing hat das Verdienst, das Problem des zweiten Gesichtes von der Eidetik aus aufgegriffen und behandelt zu haben. Ihm kam es darauf an aufzuzeigen, daß die Vorschauer Eidetiker sind<sup>28</sup>, und wir glauben, ihm hierin beipflichten zu sollen. Aber damit ist das Problem noch nicht vollständig gelöst. Wenn es einerseits als erwiesen angesehen werden darf, daß die Vorschauer Eidetiker sind, so steht andererseits mit größerer Sicherheit fest, daß durchaus nicht alle Eidetiker die Gabe des zweiten Gesichtes besitzen. Es erhebt sich somit die Frage, wodurch erhält der Vorschauer das Bewußtsein und die Gewißheit, daß ihm seine Erscheinungen Blicke in die Zukunft eröffnen. Es geht wohl nicht an, diese „prophetische Komponente“ des zweiten Gesichtes lediglich als Einbildung oder Fiktion zu erklären. Das Problem, worin Eidetiker und Vorschauer sich unterscheiden, hat Karl Schmeing eigentlich nicht behandelt; es wird uns im Laufe unserer Erörterungen noch beschäftigen. Einen vorläufigen Hinweis zur Lösung dieser Frage mag man zunächst in der Arbeit von Bensen erblicken.

Bevor wir mit der Behandlung des zweiten Gesichtes fortfahren, müssen wir in Kürze feststellen, worum es sich bei der Eidetik handelt.

<sup>26</sup> Karl Schmeing, *Das zweite Gesicht*, S. 13 ff

<sup>27</sup> G. Horst, *Deuteroskopie*, 1830

<sup>28</sup> K. Schmeing, a.a.O., S. 47, 87 ff u. ö.

### III.

Die experimentelle psychologische Forschung hat ergeben, daß Kinder bis zum 13.—15. Lebensjahr recht häufig eidetische Veranlagung aufweisen. Nachdem Viktor Urbantschisch erstmalig darauf hingewiesen hat<sup>29</sup>, haben die Reihenuntersuchungen neuerer Forscher wie Oswald Kroh<sup>30</sup>, Ernst R. Jaensch<sup>31</sup>, Paula Busse<sup>32</sup>, Hans Zeman<sup>33</sup> und Friedrich Wilhelm<sup>34</sup> ergeben, daß Kinder in den angegebenen Lebensjahren zu zwei Drittel als Eidetiker zu bezeichnen sind. Vor dem 11. und nach dem 16. Lebensjahr ist die eidetische Veranlagung erheblich seltener, sie verschwindet zumeist im Reifungsalter; Erwachsene besitzen sie so gut wie nie. Kennzeichnend für den Eidetiker ist, daß er Anschauungsbilder sieht. Nach Auffassung der Marburger Schule stehen diese Anschauungsbilder in der Mitte zwischen Vorstellungsbildern und Nachbildern, auch sind, wie wir hinzufügen möchten, manche Anschauungsbilder den Wahrnehmungsbildern eigentümlich verwandt, sie können sogar an solche unmittelbar anknüpfen und sie in gewissem Sinne weiterführen, wie weiter unten bei der Behandlung des zweiten Gesichtes und der Visionen Falks gezeigt werden soll.

Zunächst wollen wir auf das Verhältnis der Anschauungsbilder zu den Vorstellungsbildern und den physiologischen Nachbildern eingehen. Vorstellungsbilder sind reine Erzeugnisse der Phantasie. Man kann die Augen schließen und eine bestimmte Landschaft, ein Zimmer, eine Person oder dergleichen mehr weniger deutlich sich vorstellen, der Eidetiker hingegen sieht diese Gegenstände leibhaftig und mit der gleichen Deutlichkeit vor sich, wie er einen wirklich vorhandenen Gegenstand wahrnimmt. Die Vorstellungsbilder sind blaß, undeutlich und schemenhaft und

<sup>29</sup> V. Urbantschisch, Über die subjektiven optischen Anschauungsbilder, 1907, S. 1 f

<sup>30</sup> O. Kroh, Subjektiv optische Anschauungsbilder bei Jugendlichen, 1922, S. 16 ff

<sup>31</sup> E. R. und W. Jaensch, Über die Verbreitung der eidetischen Anlage im Jugendalter, *Zeitschr. f. Psychologie*, 1921, S. 21; E. R. Jaensch, *Eidetische Anlage und kindliches Seelenleben*, 1934

<sup>32</sup> P. Busse, Über die Gedächtnisstufen und ihre Beziehung zur Wahrnehmungswelt, *Zeitschr. f. Psychologie*, 1920

<sup>33</sup> H. Zeman, Verbreitung und Grad der eidetischen Anlage, *Zeitschr. f. Psych.*, 1925, S. 208 ff, besonders S. 225 ff

<sup>34</sup> F. Wilhelm, Die Bedeutung der eidetischen Forschung für Erziehung und Unterricht, 1927, S. 15

besitzen Subjektivitätscharakter. Wer solche Vorstellungsbilder hat, ist sich völlig bewußt, daß ihnen keine Realität zukommt, sondern er sie selbst durch Anspannung seines Willens hervor gebracht hat.

Dadurch unterscheiden sie sich übrigens auch von den Halluzinationen. Der Halluzinierende meint, daß die von ihm geschauten Bilder Vorgänge und Objekte der Außenwelt seien. Da die Halluzinationen nachweislich auf einer krankhaften Störung des Gehirns beruhen, die eidetischen Anschauungsbilder hingegen von normalen Menschen gesehen werden, können die halluzinatorischen Vorstellungen hier außer Betracht bleiben. Wichtig ist nur zu bemerken, daß die eidetischen Anschauungsbilder oft „halluzinatorische Deutlichkeit“ besitzen<sup>35</sup>.

Ebenso wie die Vorstellungsbilder kennt jedermann auch die Nachbilder. Sieht man auf einen hellerleuchteten oder leuchtenden Gegenstand, z. B. die Sonne, blickt dann auf einen neutralen Hintergrund, so erscheint das Nachbild als dunkler Fleck. Ebenso verhält es sich, wenn man vor einem grauen Hintergrund einen hellroten Gegenstand eine Zeit lang betrachtet; wird dann der Gegenstand weggezogen, so erscheint — also nach Aussetzen des Reizes — vor dem Hintergrund das physiologische Nachbild des Gegenstandes im selben Umriss, jedoch fast immer in der Komplementär- oder Kontrastfarbe, in unserem Falle also grün. Das physiologische Nachbild hängt immer von einem entsprechenden Reiz unmittelbar ab und tritt nie ohne entsprechende Vorlage auf. Es wandert mit der Blickrichtung mit und wird deshalb meist als subjektiv bezeichnet. Dies ist insofern wichtig, als dem Nachbild in Wirklichkeit nichts mehr entspricht, da dem dunklen bzw. grünen Fleck im Sehfeld keine dunkle oder grüne Stelle der Außenwelt gegenübersteht. Man darf aber nicht vergessen, daß das Nachbild objektiv bedingt ist, die Nachwirkung eines Objektiven auf das physiologische Subjekt darstellt. Der Ausdruck subjektiv darf also nicht so verstanden werden, als sei das physiologische Nachbild vom Subjekt willkürlich hervorgebracht.

Der Eidetiker nun besitzt die Fähigkeit, Anschauungsbilder, die also *sui generis* sind, zu erzeugen, und zwar zumeist vor einem

<sup>35</sup> O. Kroh, Subjektive Anschauungsbilder bei Jugendlichen, 1922, S. 13, 26 ff

neutralen grauen Hintergrund, vor dem sich das geschaute Bild abhebt. Falls diese Fläche, was an sich für die Entstehung der Anschauungsbilder nicht günstig ist, eine Musterung oder sonstige Gestaltung aufweist, so wird diese durch das davor geschaute Bild verdeckt. Die günstigste Farbe des Hintergrundes für das Auftreten eidetischer Phänomene ist ein helles bis mittleres Grau, das die psychologische Forschung als Augengrau bezeichnet hat, sie meint damit jene graue Färbung, die einem erscheint, wenn man die Augen schließt. Die damit zusammenhängenden physiologischen und biologischen Fragen (Beschaffenheit der Netzhaut usw.) brauchen hier nicht erörtert zu werden<sup>36</sup>.

Uns interessiert die psychische Tatsache, daß der neutrale augengraue Hintergrund eine wichtige Rolle beim Zustandekommen der Anschauungsbilder spielt. Bereits Goethe, der allerdings die Begriffe der eidetischen Forschung noch nicht kannte, hat in seiner „Farbenlehre“ darauf hingewiesen, daß eine hellgraue Fläche einen günstigen Hintergrund darstellt<sup>37</sup>. Dies ist, wie wir hervorheben möchten, für religiöse Erlebnisse recht bedeutsam. So sei kurz erwähnt, daß Therese von Avila, die später unter dem Namen Therese von Jesu heilig gesprochen wurde, die Gestalt oder das Haupt Christi vor dem dunklen Hintergrund ihrer Klosterzelle erblickte. Andere Erscheinungen hatte sie ebenso wie Heinrich Seuse, Katharina von Siena und Ignatius von Loyola während der Morgen- oder Abendgebete in der Klosterkirche. Bernadette Soubirous schaute ihre „Dame“ vor der dunklen Höhle Massabielle bei Lourdes. Die Kinder vom Tannenhof hatten ihre Erscheinungen vor dem abendlichen Walde. Diese Reihe ließe sich noch beliebig fortsetzen, wobei es sich von selbst versteht, daß mit der Erwähnung der Beschaffenheit des Hintergrundes noch nicht das Letzte über diese Visionen ausgesagt ist.

Die meisten Eidetiker brauchen zur Hervorbringung ihrer Anschauungsbilder die erwähnte graue oder dunkle Unterlage. Man nennt sie deshalb die Dunkeloptimalen. Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß es auch helloptimale Eidetiker gibt, die allerdings viel seltener sind. Diese erblicken ihre Anschauungsbilder am günstigsten in einer hellen Umwelt und vor einem hel-

<sup>36</sup> vgl. dazu E. R. Jaensch, Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt, Bd. I, S. 417 ff

<sup>37</sup> Goethe, Sämtliche Werke, Cotta'sche Ausgabe, Bd. 34, S. 91 ff

len Hintergründe. Auf diese Unterscheidung brauchen wir hier jedoch nicht näher einzugehen, weil wir es im Verlaufe unserer Untersuchung lediglich mit Erscheinungen der ersten Form zu tun haben.

Wichtiger für den Gang unserer Erörterung ist es, daß die Anschauungsbilder, wie die Marburger psychologische Forschung erwiesen hat, sowohl rezeptiv als auch spontan sein können. Rezeptiv sind sie, wenn der Eidetiker erst den Gegenstand betrachtet und dann, wenn er auf neutralen Hintergrund blickt, dasselbe Bild wieder vor ihm auftaucht, was zumeist nicht momentan, sondern erst in langsamerer Entwicklung geschieht, so daß die Versuchsperson plötzlich sagt: „Hier taucht das Bild wieder auf“ und dabei mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle des Projektionsschirmes zeigt<sup>38</sup>. Dieses Auftreten der Anschauungsbilder erst nach einer gewissen Zeitspanne und dem darauf folgenden Verschwinden ist ein wichtiger Hinweis darauf, daß man die eidetischen Bilder nicht mit visuellen Erinnerungsvorstellungen verwechseln darf<sup>39</sup>, denn das Erinnerungsvermögen ist ungleich konstanter. Anschauungsbilder hingegen tauchen plötzlich auf, entfalten sich und versinken wieder, was oft ebenso schnell geschieht. In diesem Zusammenhang wird man unwillkürlich daran erinnert, daß Schleiermacher die Schau des Universums als zart und flüchtig bezeichnet und diesen „geheimnisvollen Augenblick“ mit einem „jungfräulichen Kuß“ vergleicht<sup>40</sup>. Auch die

<sup>38</sup> E. R. Jaensch, Die Eidetik, S. 13

<sup>39</sup> E. R. Jaensch, Die Eidetik, S. 12

<sup>40</sup> Friedrich Schleiermacher, Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Aus der zweiten Rede seien einige Sätze zitiert: „Jener erste geheimnisvolle Augenblick, der bei jeder sinnlichen Wahrnehmung vorkommt, ehe noch Anschauung und Gefühl sich trennen . . . ich weiß, wie unbeschreiblich er ist und wie schnell er vorübergeht . . . Flüchtig ist er und durchsichtig, wie der erste Duft, womit der Tau die erwachten Blumen anhaucht, schamhaft und zart wie ein jungfräulicher Kuß. Schnell und zauberisch entwickelt sich eine Erscheinung, eine Begebenheit zu einem Bilde des Universums . . . Die geringste Erschütterung, und es verweht die heilige Umarmung und nun erst steht die Anschauung vor mir als eine abgesonderte Gestalt.“ Ausgabe von Rudolf Otto, 1926, S. 47 f. Es liegt auf der Hand, daß Schleiermacher hier das Wort Anschauung in einem anderen Sinne gebraucht als die heutige psychologische Forschung. Dies Schleiermacherzeit kann unseres Erachtens nur recht gedeutet werden, wenn man die eidetischen Phänomene beachtet. Andere Interpretationen finden sich bei E. Brunner, Die Mystik und das Wort, 1928<sup>2</sup>, S. 53 ff.

Schilderung, die Dante in der „Göttlichen Komödie“ von der Schau des inneren Wesens der Trinität gibt, hat ähnlichen Charakter. Die Erscheinung schwindet, „wie der Schnee in der Sonne zu schmelzen pflegt“<sup>41</sup>. Bei Leuten, die stärker eidetisch veranlagt waren, als der deutsche Theologe und der italienische Dichter es wohl gewesen sind, sind die Anschauungsbilder von größerer Dauer und treten auch häufiger auf. Wichtig ist, daß bei den meisten Eidetikern Anschauungsbilder erst gesehen werden, nachdem ein entsprechendes Bild oder Gegenstand zuvor betrachtet ist. Es gibt aber auch Eidetiker, die ihre Bilder spontan hervorbringen können, wie etwa Goethe, ohne daß sie den Gegenstand kurz vorher betrachtet haben<sup>42</sup>. Diese spontanen Anschauungsbilder „zeigen einen unverkennbaren Zusammenhang mit den innersten Regungen und Strebungen der ganzen Persönlichkeit“<sup>43</sup>, und müssen deshalb besonders beachtet werden.

Die Deutlichkeit der Anschauungsbilder erstreckt sich in beiden Fällen zumeist bis auf genaue Einzelzüge<sup>44</sup>, so daß der Betreffende nach und nach etwaige Schriftzüge oder gedruckte Sätze ablesen kann, sie also deutlich vor sich sieht. Das Eigentümliche des eidetischen Nachbildes besteht nun darin, daß der Betreffende bei der Exposition des Originals diese Einzelheiten oder Schriftzüge gar nicht bewußt in sich aufgenommen hat<sup>45</sup>.

Eine typische Eidetikerin unserer Zeit ist die Therese Neumann aus Konnersreuth. Sie sieht ähnlich wie einst Maria von Agreda im 17. und Anna Katharina Emmerich<sup>46</sup> im 19. Jahrhundert zumeist in der Passionszeit die Leidensgeschichte Jesu in leibhaf-

<sup>41</sup> Dante, Die Göttliche Komödie, übersetzt von H. Gmelin, III. Teil, o.J. (1950), Dreiunddreißigster Gesang, S. 395

<sup>42</sup> Johannes Müller, ein Arzt und Zeitgenosse Falks, beschreibt dieses Phänomen mit folgenden Worten: „Urplötzlich stehen Gestalten leuchtend da, ohne alle Anregung durch die Vorstellung. Die Erscheinung ist urplötzlich, sie ist nicht zuerst eingebildet, vorgestellt und dann leuchtend. Ich sehe nicht, was ich sehen möchte; ich kann mir nur gefallen lassen, was ich ohne alle Anregung leuchtend sehen muß.“ J. Müller, Über phantastische Gesichtserscheinungen, 1826, S. 23. Zur Spontaneität der Anschauungsbilder vgl. auch V. Urbantschisch, a.a.O., S. 152 ff

<sup>43</sup> O. Kroh, Subjektive Anschauungsbilder, S. 63

<sup>44</sup> O. Kroh, a.a.O., S. 28

<sup>45</sup> E. R. Jaensch, Aufbau der Wahrnehmungswelt, Bd. II, S. 61 ff

<sup>46</sup> A. Mayer, Mystik als Lehre und Leben, 1934, S. 398 ff und 483 ff; vgl. auch die Schriften Clemens Brentanos über das Leiden unseres Herrn Jesu Christi und Mariä, hinter denen die Visionen der A. K. Emmerich stehen.

tigen Bildern vor sich; derartige Gesichte vergangener Ereignisse werden auch retrospektive Visionen genannt<sup>47</sup> und stehen in gewissem Zusammenhang mit der Kontemplation des Leidens Christi. Daß Therese Neumann sich die Ereignisse der Passionsgeschichte nicht bloß vorstellt, sondern sie lebendig anschaut, ergibt sich unseres Erachtens am klarsten daraus, daß sie auf Anfrage, wie viele Personen sie erblicke, nicht eine bestimmte Zahl angeben kann, vielmehr liest sie ab und sagt: „Da ist einer und dort ist einer und dort noch einer“<sup>48</sup>. Sie selbst addiert nicht. Zahlen und deren Zusammenzählung sind immer mit intellektuellen Vorstellungen verbunden, die der Therese zu fehlen scheinen. In die gleiche Richtung weist auch, daß sie die geschauten Personen mit Ausnahme von Jesus und Maria eigentlich nie mit Namen bezeichnet, sondern sie nach ihrer Kleidung oder Tätigkeit beschreibt, so wird Petrus der „Ohrmuschelabschneider“ genannt. Der bloße Name ist wohl auch für sie nur „Schall und Rauch“<sup>49</sup>. Ein Hauptcharakteristikum aller Anschauungsbilder besteht eben darin, daß die Eidetiker den Gegenstand ihrer Betrachtung unmittelbar vor Augen haben und erst an Hand dieser ihre Vorstellungen entwickeln können.

Die Anschauungsbilder stehen, wie bereits oben bemerkt, in der Mitte zwischen Vorstellungsbildern und Nachbildern, und zwar nicht auf einem Punkt, sondern auf einer gedachten Linie zwischen beiden. Um diesen Sachverhalt zu verdeutlichen, zieht E. R. Jaensch den Vergleich mit der orangen Farbe an, die zwischen gelb und rot steht und zahlreiche Nuancen aufweist, bald mehr dem Rot sich nähert, bald mehr nach Gelb hinüberspielt<sup>50</sup>. Die Marburger Schule spricht daher von nachbildnahen und vorstellungsnahen Anschauungsbildern. Dabei gilt es zu beachten, daß die Anschauungsbilder sich sowohl gegenüber den Nachbildern als auch den Vorstellungs- oder Erinnerungsbildern dadurch un-

<sup>47</sup> T. K. Oesterreich, Einführung in die Religionspsychologie, 1917, S. 36 ff

<sup>48</sup> F. Gerlich, Die stigmatisierte Therese Neumann von Konnersreuth, 1929, Bd. 1, S. 234, 240, 277 u. ö.; G. Wunderle, Die Stigmatisierte von Konnersreuth, 1927, S. 36; J. Teodorowicz, Konnersreuth im Lichte der Mystik und Psychologie, 1936, S. 459

<sup>49</sup> Von hier aus könnte man Erwägungen darüber anstellen, inwieweit die Verwendung des epitheton ornans bei den antiken Schriftstellern psychologisch zu verstehen ist.

<sup>50</sup> E. R. Jaensch, Die Eidetik, S. 17

terscheiden, daß sie deutlicher, plastischer und lebendiger sind als jene und daher die Aufmerksamkeit des Schauenden im besonderen Maße auf sich ziehen. Hier sei an das erinnert, was Rudolf Otto das „fascinans“ des Numinosen nannte<sup>51</sup>.

Die Anschauungsbilder wie die Nachbilder sind subjektiv, wobei das Wort subjektiv in dem oben erwähnten einschränkenden Sinn gemeint ist. Beide wandern mit der Blickrichtung mit. Die Anschauungsbilder sind natürlich bei den einzelnen Eidetikern verschieden deutlich. An der Intensität der Bilder erkennt man den Grad der eidetischen Veranlagung des Betreffenden. Ein geradezu klassisches Beispiel für Anschauungsbilder berichtet uns Goethe, der starke eidetische Veranlagung besaß, in „Hermann und Dorothea“. Darin heißt es:

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne  
Sie noch einmal ins Auge, die schnell verschwindende, faßte,  
Dann im dunklen Gebüsch und an der Seite des Felsens  
Schwebend siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,  
Eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:  
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens  
sanft sich vorbei.<sup>52</sup>

An diesen Versen Goethes wird das Gemeinsame und das Unterschiedliche der Anschauungsbilder und physiologischen Nachbilder deutlich. Gemeinsam haben sie, daß sie zumeist vor einem neutralen Hintergrund erscheinen und dort besonders deutlich sichtbar sind. Auch bewegen sich beide mit der Blickrichtung mit. Der Unterschied liegt darin, daß die Anschauungsbilder plastisch, deutlich und in denselben Farben wie das Urbild erscheinen, vor allen Dingen wirken sie sehr viel lebendiger. Das Nachbild einer untergehenden Sonne, um dies als Vergleich zu Goethes Versen heranzuziehen, ist jener dunkle, häßliche und unangenehme störende Fleck im Blickfeld, der jedem bekannt ist.

Die Lebhaftigkeit der Anschauungsbilder erreicht zuweilen — namentlich bei einem erregten oder erschöpften seelischen Zustande des Schauenden — den Grad einer unmittelbar gewissen Wahrnehmung, so daß der Betreffende völlig gewiß ist, den geschauten Gegenstand unmittelbar und leibhaftig vor sich zu haben. In diesem Zusammenhang ist gelegentlich darauf hingewie-

<sup>51</sup> R. Otto, Das Heilige, 1923<sup>10</sup>, S. 37

<sup>52</sup> Goethe, Hermann und Dorothea, 7. Gesang

sen worden, D. Martin Luther habe nach einer Erscheinung des Teufels ein Tintenfaß geschleudert; der bekannte Fleck im Studierzimmer auf der Wartburg solle das beweisen. Bei genauerer Nachprüfung zeigt es sich jedoch, daß dieser Wurf mit dem Tintenfaß sicherlich historisch unrichtig ist. Eine derartige mittelalterlich volkstümliche Vorstellung des Teufels, die solcher Handlungsweise zu Grunde liegen müßte, hat Luther nicht besessen. Dem Teufelsglauben kommt vielmehr im Rahmen der Theologie Luthers eine ganz andere Bedeutung zu.<sup>53</sup> Auch möchten wir von uns aus hinzufügen, daß nach unserer Meinung Luther viel zu wenig visionär veranlagt war, um eine Erscheinung des Teufels erblicken zu können. Nur Menschen mit innerer Schaukraft können ihre Anschauungsbilder lebhaft vor sich sehen und dann entsprechend reagieren, nur bei Eidetikern können Vorstellungen den Charakter der Wahrnehmung annehmen.

Daß sich Vorstellungen in Anschauungsbilder umsetzen, die den Charakter und die Deutlichkeit von Wahrnehmungen besitzen, ist ein Faktum, das häufig anzutreffen ist, man denke etwa daran, wie die Mystiker und Mystikerinnen des Mittelalters den Weg von der meditatio zur contemplatio beschrieben haben. Diese Möglichkeit, daß vorgestellte Gestalten und Ereignisse sich plötzlich in anschaulichen Bildern darbieten, ist nicht nur auf das Gebiet des Glaubens beschränkt, sondern überall da anzutreffen, wo wir es mit Eidetikern zu tun haben. So wird von dem Dichter E. T. A. Hoffmann berichtet, die grausigen Spukgestalten seiner Phantasie erhielten für ihn mitunter eine derartige Lebendigkeit, daß er sich selbst vor ihnen zu fürchten begann. Seine Frau mußte sich neben ihn setzen, um ihn zu beruhigen<sup>54</sup>. Hoffmann wußte zwar, daß er lediglich Gestalten seiner Einbildungskraft vor sich

<sup>53</sup> Über die eigentümliche Geschichte des Tintenkleckses ist Näheres nachzulesen bei H. Boehmer, Der junge Luther, 4. Aufl. hg. v. H. Bornkamm, 1951, S. 353; J. Luther, Legenden um Luther; zur Teufelsvorstellung vgl. H. Oberdieck, Der Teufel bei Luther, 1931; M. Rade, Zum Teufelsglauben Martin Luthers, 1931; M. Osborn, Die Teufelsliteratur des 16. Jhdts., 1893; H. Preuß, Die Vorstellung vom Antichrist im spätem Mittelalter, bei Luther und in der konfessionellen Polemik, 1906.

<sup>54</sup> J. E. Hitzig, Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß, 1823, Bd. 2, S. 311; vgl. auch Karl Weidel, Zur Psychologie der Ekstase, Zeitschr. f. Religionspsychologie, Bd. II, S. 193. Auch Charles Dickens vergaß mitunter bei seinem dichterischen Schaffen, daß er sich eigentlich nur mit den Gestalten seiner Phantasie beschäftigte. Er sprach mit ihnen, als ob er mit gegenwärtigen Personen redete.

hatte, trotzdem sah er sie ebenso deutlich wie leibhaftige Personen. Dies Verhalten darf man wohl nicht allein aus den Absonderlichkeiten, die uns sonst von diesem phantastischen Dichter überliefert sind, erklären, sondern ist zunächst als ein Hinweis auf die eidetische Anlage zu bewerten. Auch von Goethe wird ein ähnliches Verhalten überliefert, so erzählt dessen Sekretär Schuchhardt: „Während des Diktierens kam es auch nicht selten vor, daß Goethe plötzlich stehen blieb, wie man etwa tut, wenn man eine Gruppe Menschen oder einen anderen Gegenstand unvermutet vor sich sieht. Diese schien er sofort künstlerisch zu gestalten und zu gruppieren. Mit ausgebreiteten Händen und unter Beugung des Körpers nach der einen oder anderen Seite brachte er den Gegenstand ins Gleichgewicht und in kunstgerechte Stellung. War ihm das gelungen, so rief er gewöhnlich: So recht! Ganz recht! Anfangs wurde es mir fast unheimlich bei dieser Unterhaltung mit der unsichtbaren Gesellschaft.“<sup>55</sup> Daß diese Gestalten nicht leibhaftig im Zimmer anwesend waren, war dem Dichter Goethe sicherlich ebenso klar wie Hoffmann. Die erwähnten Beispiele führen uns jedoch zu der Erkenntnis, daß bei Eidetikern Vorstellungen sich in Anschauungsbildern darbieten können. Dieser Tatbestand erinnert an die erste Darstellung der Phänomene der Eidetik durch den Wiener Arzt Urbantschisch im Jahre 1907; dieser besaß noch nicht den Begriff der Eidetik, hatte aber von der Sache auf experimentellem Wege eine richtige Erkenntnis gewonnen. Die erörterten Phänomene hat er als subjektiv optische Anschauungsbilder oder auch charakteristischer Weise als „anschauliche Gedächtnisbilder“ bezeichnet<sup>56</sup>.

Man hat nun weiterhin festgestellt, daß es einerseits Eidetiker gibt, deren Anschauungsbilder stets beweglich sind, andererseits solche, die ein unbewegliches Bild vor Augen haben. Die Marburger Schule hat die damit zusammenhängenden Fragen eingehender untersucht, und es ist gelungen, zwei Typen von Eidetikern herauszustellen, die E. R. Jaensch im Anschluß an die Untersuchungen seines Bruders, des Psychiaters Walther Jaensch, den basedoiden und den tetanoiden genannt hat<sup>57</sup>. Mit diesen

<sup>55</sup> zit. nach: „Vom tätigen Leben“. Goethes Briefe aus der zweiten Hälfte seines Lebens, 1944<sup>11</sup>, S. 403

<sup>56</sup> Viktor Urbantschisch, a.a.O., S. 1 ff

<sup>57</sup> Walther Jaensch, Grundzüge einer Physiologie und Klinik der psychophysischen Persönlichkeit, 1926; O. Kroh, Subjektive Anschauungs-

Bezeichnungen soll an sich nichts Pathologisches gemeint sein, sie mögen vielmehr auf eine gewisse körperlich-seelische Disposition innerhalb durchaus normaler Breiten hinweisen. Dieser Einteilung liegt zu Grunde, daß die psychologisch-medizinische Forschung ergeben hat, daß die eidetische Anlage mit der leiblichen Konstitution des Betreffenden, mit seiner Ernährung (Kalk- bzw. Calciummangel), mit vasoneurotischen Erscheinungen zusammenhängen<sup>58</sup>. Es erübrigt sich wohl, auf diese experimentell physiologische und psychologische Seite der Eidetik näher einzugehen, da wir in dieser Beziehung bei Falk nichts Genaueres feststellen können. Es mag nur nebenbei bemerkt werden, daß das Bild, das seine Tochter Rosalie von ihrem Vater gibt und das im IV. Kapitel Erwähnung finden wird, die Vermutung nahelegt, daß er zum basedoiden Typus zuzuzählen ist; wir denken dabei besonders an die Art, wie sie den Gesichtsausdruck ihres Vaters beschreibt<sup>59</sup>. Die Schilderung ist jedoch nur andeutungshaft, so daß sich keine bindenden Schlüsse daraus ziehen lassen.

Es sei auch noch darauf hingewiesen, daß W. Jaensch den Gesamteindruck der Persönlichkeit des tetanoiden Typus als verschlossen, mürrisch, einheitlich oder vorwiegend depressiv bezeichnet. Wenn ein Mensch dieses Typus überhaupt intelligent sei, so habe man es mit einer „zuverlässigen Intelligenz“ zu tun. Demgegenüber sei der basedoide Typus „offen, flink, gewandt, im allgemeinen fröhlich, aber oft wechselnder Stimmung“, er besitzt zumeist eine „gute Intelligenz, die aber ohne Dauerleistung ist“, auch zeichne er sich häufig durch künstlerisch-ästhetische Neigungen aus<sup>60</sup>. Wenn man diese Gegenüberstellung bedenkt, so weist vieles darauf hin, daß Falk dem basedoiden Typus zuzuordnen ist, was auch durch das unterstrichen wird, was im folgenden Kapitel über seinen Charakter und Temperament auszusagen ist.

Für den weiteren Fortgang unserer Untersuchung ist es wichtig, festzuhalten, daß es den basedoiden und den tetanoiden Typus gibt. Die Eigentümlichkeit des ersteren, auch lebhaft-beweglicher Typ genannt, besteht darin, daß das Anschauungsbild sich bewegt; die geschaute Eisenbahn fährt, die Blume entfaltet sich, das Tier bewegt sich usw. Manche basedoiden Eidetiker können

bilder, S. 155 ff; neben den reinen gibt es auch Mischtypen mit B- bzw. T-Komplexen <sup>58</sup> W. Jaensch, a.a.O., S. 285 ff  
<sup>59</sup> R. Falk, S. 76 <sup>60</sup> W. Jaensch, a.a.O., S. 201

sogar willkürliche Bewegungen ihrer Anschauungsbilder herbeiführen<sup>61</sup>. Der tetanoide Eidetiker, auch der starre, unbewegliche Typ genannt, ist dadurch gekennzeichnet, daß das Anschauungsbild starr und unbeweglich ist; das Bild steht fest wie eine Photographie. Daß diese beiden extremen Typen in der Wirklichkeit verhältnismäßig selten „rein“ vorkommen, versteht sich von selbst. Auch bei dieser Typologie gibt es — wie bei jeder anderen — gleitende Übergänge und eigentümliche Mischungsverhältnisse, so daß man sehr häufig von einer „Legierung des B- und T-Komplexes“ sprechen kann<sup>62</sup>. So ergibt es sich eben, daß mancher basedoide Eidetiker auch tetanoide Züge aufweisen kann und mancher starre Typ dem beweglichen sich nähert.

Karl Groß machte nun unseres Wissens erstmalig auf ein eigentümliches Phänomen aufmerksam<sup>63</sup>, das für unsere Untersuchung über die Gesichte des Johannes Falk von besonderer Bedeutung sein wird. In seinem Aufsatz über „Goethe als Eidetiker“ wies Groß darauf hin, daß dieser Dichter sowie andere Eidetiker ihre Bilder gelegentlich von einem Strahlenglanz umgeben sehen, welchen man mit einem „Nimbus“ oder einer „Aura“ vergleichen kann. So schreibt Goethe in seiner „Farbenlehre“: „Indem ich nämlich, auf dem Felde sitzend, mit einem Manne sprach, der in einiger Entfernung von mir stehend, einen grauen Himmel zum Hintergrund hatte, so erschien mir, nachdem ich ihn lange scharf und unverwandt angesehen, als ich den Blick ein wenig gewendet, sein Kopf von einem blendenden Schein umgeben.“<sup>64</sup> Jaensch unterstreicht dieses eigentümliche Faktum mit dem Hinweis darauf, daß der Pudel in Goethes „Faust“ einen „Feuerstrudel“ nach sich ziehe<sup>65</sup>. Der Dichter hat das Auraphänomen mit dem angestregten und konzentrierten Fixieren des Betrachtenden in Zusammenhang bringen wollen: „Die Gelehrten, welche auf den Kordilleras ihre Beobachtungen anstellten, sahen um den Schatten ihrer Köpfe, der auf Wolken fiel, einen hellen Schein. Dieser Fall gehört wohl hierher; denn indem sie das dunkle Bild des Schattens fixierten und sich zugleich von der Stelle bewegten, so schien ihnen das geforderte helle Bild um das dunkle zu schwe-

<sup>61</sup> Karl Schmeing, Das zweite Gesicht, S. 83, 177 f u. ö.

<sup>62</sup> E. R. Jaensch, Die Eidetik, S. 39

<sup>63</sup> K. Groß, Goethe als Eidetiker, „Die Umschau“, 1921

<sup>64</sup> Goethe, Sämtliche Werke, Bd. 34, S. 33

<sup>65</sup> E. R. Jaensch, Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt, Bd.I.S.231



ben. Man betrachte ein schwarzes Rund auf einer hellgrauen Fläche, so wird man bald, wenn man die Richtung des Blicks im geringsten verändert, einen hellen Schein um das dunkle Rund schweben sehen.“<sup>66</sup>

Karl Groß stellte außerdem noch fest, daß diese Eidetiker ihre Anschauungsbilder „in stärkerer Leuchtkraft und lebhafterer Farbe sehen als das Urbild“<sup>67</sup>. Die Einzelheiten des Auraphänomens bedürfen wohl noch weiterer Durchforschung. Es würde lohnend sein, bei diesen Untersuchungen von den Visionen hochgradiger Eidetiker wie Mechthild von Hackeborn, Gertrud der Großen, Therese von Avila, Katharina von Siena, Marie Alacoque, Birgitta von Schweden, Symeon dem neuen Theologen<sup>68</sup>, Johann Georg Gichtels und Dostojewskijs auszugehen. Franziskus von Assisi erblickte in seiner Christusvision ganz deutlich die fünf Wunden Christi, von denen Strahlenbündel ausgingen. Nach dieser Vision soll Franz nach einer glaubwürdigen Überlieferung die Stigmata Christi an seinem Leibe getragen haben<sup>69</sup>. Die spanische Mystikerin sah in einer Vision lediglich die Hände Christi, von einem Strahlenflor umglitzert. Marguerite Maria Alacoque schaute das dornenumflochtene Herz Jesu, von einem Strahlenglanz umgeben. sie wurde bekanntlich die eigentliche Begründerin der Verehrung des Herzens Jesu. Mechthild von Magdeburg berichtet in ihrer Schrift, die den bezeichnenden Titel trägt „Das fließende Licht der Gottheit“<sup>70</sup>, sie habe Engel erblickt.

<sup>66</sup> Goethe, a.a.O. <sup>67</sup> K. Groß, a.a.O., S. 663

<sup>68</sup> Karl Holl, Enthusiasmus und Bußgewalt beim griechischen Mönchtum, 1898, S. 42 f

<sup>69</sup> Vgl. E. Benz, Ecclesia spiritualis, 1937, bs. S. 97 ff. Bei Franz von Assisi ebenso wie übrigens bei Katharina Emmerich und Therese Neumann aus Konnersreuth ist auffällig, daß diese Mystiker einerseits ausgeprägt eidetisch veranlagt waren, andererseits die Stigmata Christi an ihrem Körper trugen. Es muß also irgendeine Wechselbeziehung zwischen der eidetischen Anlage und der Stigmatisation bestehen. Erstaunlicherweise gibt es, soweit wir sehen, hierüber noch keine gedruckten Abhandlungen. Die Stigmatisation ist vorwiegend von Medizinern untersucht worden, und mit den eidetischen Phänomenen hat sich fast nur die Marburger psychologische Schule auseinandergesetzt. Man hat also jeweils die Forschungsergebnisse der anderen Fakultät nicht genügend berücksichtigt.

<sup>70</sup> Wilhelm Preger hat in seiner Geschichte der Mystik (Bd. 1. S. 98) darauf hingewiesen, daß die Schilderungen der Visionen der Mechthild von Magdeburg von Dante in seiner „Göttlichen Komödie“ verwandt wurden: Mechthild selbst kehrt bei Dante in der Gestalt der Matelda wieder (Bd. 1. S. 103).

deren „Kronen heller leuchteten als das feinste Gold“<sup>71</sup>. Auch in dem Material, das von der experimentellen Religionspsychologie vorgelegt worden ist, treffen wir hin und wieder auf eine Auraerscheinung<sup>72</sup>. Daß bei den Gesichtten Falks das gleiche Phänomen des öfteren auftritt, wird noch im Folgenden deutlich werden.

Dies Phänomen führt uns auf die Verwandtschaft der Anschauungsbilder mit den Wahrnehmungsbildern, wie wir in Ergänzung der Forschungen der Marburger Schule noch hinzufügen wollen. Mit der Unterscheidung, daß die Anschauungsbilder rein subjektiv und die Wahrnehmungsbilder rein objektiv sind, kommt man letztlich nicht aus. Auch die moderne Psychologie wie die moderne exakte Naturwissenschaft betont die Subjektsbedingtheit der Wahrnehmung wie der Erkenntnis. Umgekehrt gilt das gleiche auch für das Gebiet der Psychologie, daß nämlich nicht nur die Sinneswahrnehmungen, sondern auch die Anschauungsbilder in gewisser Weise einen objektiven Charakter tragen, was allerdings bei rein experimentellen Versuchen nicht hervortritt. Unter objektivem Charakter verstehen wir nicht nur das Gegenständliche der Außenwelt, sondern die in diese hereinbrechende höhere Wirklichkeit, welche die exakt experimentelle Psychologie mit dem Begriff oder der Vorstellung Gott als bloße Idee gar nicht zu erfassen vermag. Insofern sind die Anschauungsbilder den Wahrnehmungsbildern verwandt, nur daß sie sich nicht wie diese auf äußere Gegenstände, sondern auf eine höhere, letzte Wirklichkeit beziehen. Davon wird bei den Visionen Falks noch im einzelnen die Rede sein müssen. Zunächst gehen wir zur Behandlung der eigentümlichen Tatsachen der Eidetik und des zweiten Gesichts über.

#### IV.

Die Psychologen, die sich mit der Eidetik beschäftigt haben, haben darüber nicht nur experimentell gearbeitet, sondern auch einige wenige historische Abhandlungen veröffentlicht. So hat z. B. Oswald Kroh festgestellt, daß romantische Dichter wie Otto Ludwig, Ludwig Tieck, E. T. A. Hoffmann und Viktor von Schef-

<sup>71</sup> Mechthild von Magdeburg, Das fließende Licht der Gottheit, hrg. von W. Schlußner, 1927, S. 17, vgl. S. 25

<sup>72</sup> Karl Girgensohn, Der seelische Aufbau des religiösen Erlebens, 1925<sup>2</sup>, S. 589 f u. ö.

fel Eidetiker waren; auch Goethe ist dazu zu rechnen<sup>73</sup>. K. Groß hat einen besonderen Aufsatz über Goethe als Eidetiker herausgebracht<sup>74</sup>. Diese erwähnten Dichter haben jedoch, soweit wir sehen, außer Goethe die Gabe des zweiten Gesichts nicht gehabt. Anders jedoch war es, wie wir hinzufügen möchten, bei diesem Dichter. Er besaß auch die Gabe der Vorschau. Zum Beweise dessen führen wir eine Stelle aus seiner Autobiographie „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“, 11. Buch, an. Er hat gerade von Friederike Abschied genommen. „Als ich ihr noch die Hand vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Weg fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen, wie es will, verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung.“<sup>75</sup> Hier finden wir alle Charakteristika des zweiten Gesichts wieder, das leibhaftige Bild, bis in die Einzelheiten (des Anzuges) ausgeprägt, die Vorahnung künftigen Geschehens und sodann das tatsächliche Eintreffen; nur daß dies zweite Gesicht Goethes nichts Unheilverkündendes hat. Wohl auch deshalb hat er sich über das „wunderliche Trugbild“ anscheinend keine weiteren Gedanken gemacht.

Man kann sicherlich sagen, daß das dichterische Schaffen Goethes wesentlich durch seine eidetische Anlage bedingt ist. Was er schrieb, sah er leibhaftig vor sich. Daher stammt die Lebensnähe seiner dichterischen Schilderungen, ihre Bestimmtheit und ihre ganz konkreten, individuellen Züge. Nur selten macht sich bei ihm das eidetische Phänomen auch in der Form des zweiten Gesichts geltend.

<sup>73</sup> O. Kroh, Eidetiker unter deutschen Dichtern, in Zeitschr. für Psychologie, 1920, S. 118 ff

<sup>74</sup> K. Groß, Goethe als Eidetiker, „Die Umschau“ 1921, S. 661 ff

<sup>75</sup> Goethe, Sämtliche Werke, Bd. 21, S. 50 f

Ähnlich dürfen wir uns den Sachverhalt bei Johannes Falk vorstellen. Über ein jugendliches Erlebnis, das ausgesprochen eidetische Züge an sich trägt und das er mit ungefähr 14 Jahren hatte, berichtete er später in seiner Lebensbeschreibung. Doch zuvor müssen wir kurz das betrachten, was dies Erlebnis auslöste: es war auf dem Christmarkt zu Danzig, zu dem viele Menschen herbeigeströmt kamen. „Mich hatte“, so berichtete er später, „der Strom der Menge mit solcher Gewalt in den Rücken gefaßt, daß ich wie unbeweglich vor einem jungen, sehr schön und wohl gekleideten Frauenzimmer stand, die darüber in großer Verlegenheit schien . . . ich stand bloß dicht bei ihr und sah sie an und sie (mich) auch. Und ich sprach kein Wort, und sie auch nicht. . . Und als sie wegging, sah sie sich noch einmal nach mir um, und wurde rot, und ich auch. Und so ist sie verschwunden und (ich) habe sie seitdem mit keinem Auge wiedergesehen.“<sup>76</sup> Andere Leute kamen vorüber und sprachen den jungen Johannes an. Eine katholische Nonnenkirche stand an seinem Wege, er betrat das Gotteshaus, wohl stark beeindruckt durch das junge Mädchen, das er soeben erblickt hatte. Für das nun folgende Erlebnis dürfte es wichtig sein, daß er das Mädchen zuvor lange angestarrt hatte. „Und wie ich erst drin in der Kapelle war, wurde mir auf einmal das Herz wieder leicht, und weinte viel und laut, und wo ich hinsah, in den Kirchstühlen und überall stand das junge Frauenzimmer von heut abend vor mir, und sah mich still und freundlich an. Und die Musik (Orgelmusik) ging fort, und die Lampe (die ewige Lampe der katholischen Kirchen) schien dazu wie der Mond, wenn Volllicht wird, und mir war nicht anders, als ob ich den Himmel offen sah, und alle Engel niederstiegen und ihre Freude davon hatten, daß ich hier war.“<sup>77</sup> Wie der junge Johannes vor dem finsternen Hintergrund des Inneren der Kirche, die im abendlichen Dunkel lag, die Gestalt des jungen Mädchens plötzlich wiedererblickte, wie diese Erscheinung mit der Blickrichtung mitwanderte, sowie viele sonstige Einzelzüge des obigen Berichtes machen es deutlich, daß wir es hier mit einem eidetischen Anschauungsbild zu tun haben. Wenn man diese Erscheinung des jungen Falk mit dem vergleicht, was Hermann in Goethes Drama erblickte, so fällt einem sofort auf, daß beide Berichte erstaunlich

<sup>76</sup> Leben, wunderbare Reisen und Irrfahrten des Johannes von der Ostsee, 1805, S. 125 f    <sup>77</sup> a.a.O. S. 127

viele verwandte Züge tragen, was darauf zurückzuführen ist, daß beide Dichter Eidetiker waren.

Dies Erlebnis Falks in der Nonnenkirche zu Danzig läßt es uns als gesichert erscheinen, daß er als Junge von ungefähr 14 Jahren Eidetiker war. Das ist an und für sich nicht erstaunlich, denn die Marburger psychologische Schule hat den Beweis erbracht, daß eine hohe Prozentzahl der Kinder bis in die Reifezeit eidetische Veranlagung besitzen. Wir sind der Meinung, daß Falk auch als Erwachsener Eidetiker war, denn seine späteren Dichtungen lassen klar und deutlich entsprechende Züge erkennen. Es sei zunächst auf das Gedicht „Die Erscheinung in den Bergen“ verwiesen, auf das unten im V. Kapitel näher eingegangen werden soll. Da einige Verse dieses Gedichtes in der Nähe des Jugenderlebnisses in der Nonnenkirche zu Danzig stehen, seien sie schon hier zitiert:

Ich sah mit sel'gem Hoherstaunen  
Ein Götterbild in Wolken stehn; —  
Nicht konnt' ich seinem Glanz entweichen,  
Nicht konnt' ich zitternd näher gehn.<sup>78</sup>

Auch diese Erscheinung in den Bergen scheint mit der Blickrichtung mitzugehen; so heißt es einige Strophen weiter:

Als müßt' ich ewig mit dir ziehen,  
Du Abglanz himmlischen Gesichts.<sup>79a</sup>

Wenn man seine eigene Lebensbeschreibung aufmerksam liest, so vermeint man es spüren zu können, hier spricht ein Eidetiker. So beginnt der Siebenunddreißigjährige seinen Bericht über die Kindheit in Danzig mit folgenden Worten: „Noch immer klingt mir in den langen, lauwarmen und mond hellen Sommerabenden — selbst mitten in Thüringen — und nach einer Abwesenheit von 15 Jahren aus jenen Gegenden — das Gezirp der Abendgrillen durch die einsame Dorf stille in dem Ohr, — ich stehe an der grünen Brücke, auf einem Floß als Knabe im Sonnenschein und fische; — ich liege auf einem Hügel oder einer Düne der Ostsee; ich ergötze mich an dem mannigfaltigen Spiel der in dem dortigen Moorland so häufig auf- und absteigenden Irrlichter — ich höre das Gezwitscher der Schwalben aus dem mit ihrem Bau ganz überwölbten Kirchspiel zu Aller-Gottes-Engel, wo ich, ach, so oft, anstatt Gott zu dienen, andern Engeln, als

<sup>78</sup> Auserl. Werke. Bd. I. S. 93. <sup>79a</sup> a.a.O.. S. 94

den seinigen, nachging, und in den Vorhöfen der Kirche der Liebe und ihren Eingebungen Gehör gab. — Plötzlich schreckt mich das Rasseln der Halsschellen eines wachsamem Hofhundes aus poetischen Träumen — und ich glaube, durch sein heftiges Verfahren, aus der rot vergitterten Gartentür, mich und die Geliebte verraten. So schwelgt meine Erinnerung in den Tagen der Vorzeit“<sup>78b</sup>.

Daß es sich bei dieser Schilderung um eidetische Phänomene, also leibhaft Geschautes, nicht nur schemenhaft Vorgestelltes handelt, kann wohl nicht bezweifelt werden. Dafür spricht die genaue Wiedergabe der Farben der grünen Brücke, der rot vergitterten Gartentür und der Tanz der Irrlichter über dem nächtlichen Moor. Ebenfalls ist auffällig, daß der Hintergrund, vor dem diese anschaulichen Erinnerungsbilder auftauchen, die mond hellen Nächte Thüringens sind. Auch die Synästhesien, von denen noch die Rede sein wird, machen sich geltend. Er vernimmt gleichzeitig mit der Schau das Gezirpe der Grillen und hört das Zwitschern der Schwalben. Zugleich handelt es sich um bewegte Anschauungsbilder, die nach E. R. und W. Jaensch dem basedoiden Typ zukommen. Die Bewegung erhält durch das erschreckende Rasseln der Halskette des Hofhundes, wodurch das Liebespaar sich verraten glaubt, geradezu einen dramatischen Akzent. Auffällig ist übrigens die hier für die Schilderung angewandte Form des Präsens, während bei der übrigen Darstellung der Jugendzeit das Imperfekt vorherrscht. Das Präsens können wir als einen stilistischen Hinweis auf eine unmittelbare Schau auffassen.

Ebenso tritt uns das eidetische Phänomen in einem Gedicht entgegen, das er am 7. August 1801 geschrieben und seinem treuen Jugendfreund Wilhelm Körte, einem Neffen des Dichters Gleim, gewidmet hat. Es erinnert in mancherlei Weise an das Erlebnis in der Nonnenkirche und die Erscheinung in den Bergen:

Hier pfleg' ich süßer Dichterträume  
Hier, unter'm Obdach grüner Bäume,  
Leb' ich im schönen Griechenland.  
Ich stehe, sinne, dicht' und schreibe,  
Mich mit der Tafel in der Hand.  
Da winken aus den dunklen Zweigen  
Mir hohe Schatten zu; da steigen  
Mir göttliche Gestalten auf.  
Es sinkt die Scheidewand der Jahre;

<sup>78b</sup> Johannes von der Ostsee. S. 7

Virgil, Homer, bekränzt die Haare  
 Mit ew'gen Rosen, steigen auf.  
 Da hört' ich Stimmen, die mich rufen:  
 Was weilst du an den ersten Stufen  
 Der Kunst, und zauderst? Auf, zum Ziel!  
 Noch viel Verdienst ist unerrungen,  
 Viel noch der Taten unbesungen;  
 Stimm höher drum dein Saitenspiel.<sup>78c</sup>

Hier treffen wir wiederum auf die typisch eidetischen Züge: den dunklen Hintergrund, die lebendig hervortretenden Gestalten, die Synästhesien und nun den für Falk im Speziellen typischen Zug: der Appell, den Aufruf zum tätigen Leben.

Es ist jedoch für Falk charakteristisch, daß er zu dieser Zeit, 1801, also noch viele Jahre vor der großen Wende in seinem Leben, den Appell zur Tat als einen Aufruf zu gesteigertem dichterischen Schaffen deutet. Er hat also seine offenbare eidetische Anlage als dichterische Phantasie aufgefaßt<sup>79</sup>. Seine wahre Berufung hat er in dieser Zeit noch nicht erkannt.

Diese Zitate aus seinen Gedichten und seiner Jugendbeschreibung mögen darauf hingewiesen haben, daß Falk auch als Erwachsener Eidetiker war. Noch deutlicher läßt sich wohl diese Veranlagung an seinen Vorschauen erkennen, von denen im übernächsten Abschnitt gesprochen werden soll. Da jedoch diese Erscheinungen des zweiten Gesichts mit einem überwachen Zustand des Betrachtenden zusammenhängen und zu einem gewissen Teil an der Grenze dessen liegen, was durch exakte Psychologie erforscht werden kann, kam es uns in diesem Abschnitt darauf an, an gewöhnlichen Begebenheiten zu zeigen, daß Johannes Falk die innere Schaukraft besaß.

## V.

So sehr wir feststellen können, daß bei Johannes Falk die Eidetik und das zweite Gesicht ineinander übergehen, so sehr ist es jedoch notwendig, zwischen beiden zu unterscheiden. Die Vorschauer sind zwar alle Eidetiker, aber diese besitzen keineswegs sämtlich die Gabe des zweiten Gesichts. Es müssen also Unterschiede bestehen, diese sind allerdings nicht so sehr die des Wesens, als vielmehr der Intensität der geschauten Erscheinung.

<sup>78c</sup> Auserlesene Werke I, 217 f. <sup>79</sup> vgl. meinen Aufsatz: Die Berufung des Johannes Falk. Weg zur Seele, 1951, H. II, S. 49 ff

Die Andersartigkeit besteht zunächst darin, daß der Eidetiker von Anschauungsbildern entweder auf die Vergangenheit, auf eine vorher erfolgte konkrete Wahrnehmung schließt, oder auf ein Gegenwärtiges, das ihm erscheint, bezieht. So erblickt Therese von Konnersreuth die Passionsgeschichte in einzelnen konkreten Bildern, Bernadette Soubirous erkannte in einer Höhle bei Lourdes die Mutter Gottes und sah, daß die „Dame“ ihr zunickt. Der Vorschauer dagegen bezieht das Anschauungsbild auf die Zukunft und ist überzeugt, daß die Ereignisse so, wie sie geschaut wurden, sich künftig zutragen werden. Er braucht also kein früheres Wahrnehmungsbild sozusagen als Vorlage zu besitzen.

Ferner besteht ein Unterschied darin, daß der Eidetiker, wenigstens vom basedoiden Typus, seine Anschauungsbilder meist durch seinen Willen beeinflussen kann. Er kann sie also mitunter geradezu herbeiwünschen, wenn dies auch nur ganz unbewußt geschieht. Beim Vorschauer, der fast stets bewegliche zweite Gesichte hat, ist geradezu das Gegenteil der Fall. Die Vorschau überfällt ihn, er kann sich nicht dagegen wehren. Sie hat also mehr den Charakter des Zwanghaften. Der Vorschauer hat auch nie den Wunsch, solche Erscheinungen zu erblicken. Er leidet geradezu *unter* seinem Anschauungsbild, während der Eidetiker wie z. B. Therese von Avila oder Frau von Chantal oder die Therese von Konnersreuth mehr *mit* dem leiden, was ihnen in ihren Visionen entgegentritt. So empfindet der Vorschauer seine Gesichte in der Regel als einen Fluch, von dem er nicht freikommen kann, während den Eidetiker seine Schau, noch dazu, wenn es eine religiöse Schau ist, in höchste Erregung, ja in Entzücken versetzt. Diese Erregung ist allerdings — wie alle Gefühle — ambivalent, sie kann daher auch mit einem geheimen Schrecken verbunden sein.

Ferner deutet beim Vorschauer das Bild immer eine Wirklichkeit, wenn auch eine zukünftige, an. Beim Eidetiker und religiösen Visionär kann der Wirklichkeitsgrad wechseln. Einmal hat der Betreffende das deutliche Bewußtsein, daß er lediglich „Bilder“ sieht, ein anderes Mal kann das deutliche Gefühl und sichere Bewußtsein auftreten, daß das, was er erblickt, real gegenwärtig ist. Er ist dann überzeugt, leibhaftig Wirkliches vor sich zu sehen. So bleibt also als Hauptunterschied zwischen den Erscheinungen des zweiten Gesichtes und den übrigen eidetischen Phänomenen

dies bestehen, daß die Gesichte des Vorschauers immer auf ein zukünftiges Geschehen, und zwar zumeist auf ein zukünftiges Unheil, bezogen sind. Das „prophetische Element“ fehlt den übrigen Erscheinungen der Eidetik und deshalb muß eine Darstellung des zweiten Gesichtes, die auf dies Prophetische nicht eingeht, sondern sich bemüht, es von vornherein zu elemitieren, im Grunde unbefriedigt lassen, weil gerade ein Hauptcharakteristikum übersehen wird.

Schließlich ist noch festzustellen, daß Unterschiede zwischen den Erscheinungen des zweiten Gesichtes und der Eidetik hinsichtlich der Bewußtseinslage bestehen. Der Vorschauer befindet sich immer in einem gewissen überwachen Zustande, er ist hellichtig. Bei den übrigen Phänomenen kann die Bewußtseinslage eine ganz verschiedene sein. Die Eidetiker, wie sie zunächst von Viktor Urbantschisch und dann von der Marburger psychologischen Schule experimentell untersucht worden sind, befanden sich im Zustande des gewöhnlichen wachen Bewußtseins, wie sich das schon zum Teil aus dem Wesen und Vorgang des Experimentes ergibt. Die Untersuchungen der Phänomene der Eidetik im tatsächlichen Leben der betreffenden Menschen zeigen dagegen, daß die Anschauungsbilder häufig im überwachen, teilweise sogar im unterwachen Zustande geschaut wurden. Gerade weil wir uns mit diesen Erscheinungen auf religiösem Gebiet beschäftigt haben, müssen wir dies besonders hervorheben. Die Schau erstreckt sich über alle Bewußtseinslagen und steht daher im Gegensatz zu den Phänomenen des zweiten Gesichtes, die auf einen bestimmten überwachen Zustand beschränkt sind. Hier bietet sich noch ein weites Feld für die Forschung. Die Visionen, um das gleich an dieser Stelle hinzuzufügen, werden immer im überwachen Zustand mannigfaltiger Art geschaut.

## VI.

Johannes Falk, in Danzig geboren, besaß die Gabe des zweiten Gesichtes. Dies geht aus vielen seiner Äußerungen hervor. So schreibt er in seinem Geheimen Tagebuch: „Den 10. November 1820 träumte ich *hell* gegen Morgen von Rauch, Qualm und Feuer, was von der Seite des Marktes (in Weimar) herkam. Das war ungefähr um 7 Uhr frühe. Ich sagte den Kindern nichts, sprach aber mit den Dienstboten, besonders mit Helena Wohl-

zogen auf den Fall, daß eine Feuersbrunst in der Stadt ausbräche, wie wir es halten, was wir zuerst einpacken wollten. Ein ähnlicher Morgentraum ist mir vor einigen Jahren, als es uns gegenüber, bei Egloffsteins, im Kleinstebuschen Hause brannte, in Erfüllung gegangen.“<sup>80</sup> Falk, und darin ist er ganz Kind seiner Zeit, unterschied weder zwischen den einzelnen Bewußtseinsstufen noch zwischen Traum, zweitem Gesicht, eidetischem Phänomen und Vision, wie auch Swedenborg, Kant, Jung-Stilling, Kerner und Blumhard diese Differenzierung nicht kannten. Er trieb keine seelischen Analysen, er sah diese Erscheinungen nur vom Inhaltlichen her und verstand sie als Prophezeiungen der Zukunft. Wir meinen daher seinen Ausdruck des Hellträumens so verstehen zu dürfen, daß er in Wirklichkeit nicht schlief. Auch glauben wir, hier keinen Wachtraum vor uns zu haben, womit die Bedeutung der Wachträume, auf die besonders Freud hingewiesen hat, nicht verkannt werden soll. Wir wollen vielmehr davon ausgehen, was Falk selbst erwähnt, daß es sieben Uhr morgens war, also an jenem Tage eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, die Zeit der ersten Morgendämmerung.

Die günstigste Farbe für den Hintergrund, die das Auftreten des eidetischen Phänomens am meisten begünstigt, ist eine mittelgraue Tönung. Die Vorschauer haben ihre Gesichte so gut wie stets in der Zeit der Dämmerung. Auffällig ist ferner, und das deutet ebenfalls in Richtung des zweiten Gesichtes, daß Falk genau die Stelle des Brandes sah. Hinter dem geschauten Brand dürfen wir den Novemberhimmel im Morgengrau annehmen.

Sehr aufschlußreich scheint uns die abschließende Bemerkung der Tagebuchnotiz zu sein, daß er schon früher einmal den Brand eines benachbarten Hauses gesehen hat, der dann auch tatsächlich eingetreten ist. Die Erfahrungen, daß seine Vorgesichte in Erfüllung gingen, bewogen Falk, sich diese schon vor Eintritt des Geschauten von Bekannten bestätigen zu lassen. So steht unter der Eintragung des Vaters die Notiz der Tochter: „Dies hat mein Vater früh um 8 Uhr niedergeschrieben. Rosalie Falk, den 10. November, früh 8 Uhr.“<sup>81</sup>

Die frühere Vorschau ist genau so, wie er sie gesehen hatte, in Erfüllung gegangen. Bei dem Gesicht des 10. November hingegen trat etwas ganz anderes ein, als er geschaut und erwartet

<sup>80</sup> Geh. Tgb. I, S. 57    <sup>81</sup> ebenda

hatte. So lesen wir am kommenden Tage in seinem Journal: „Eine Feuersbrunst ist es nun zwar nicht gewesen, aber ein Kind von mir ist in der Nacht nahe am Tode gewesen.“<sup>82</sup> Man findet es bei Vorschauern gar nicht so selten, und das von Karl Schmeing herausgegebene Material beweist das mit aller Deutlichkeit<sup>83</sup>, daß sie einen Brand sehen und nachher tritt ein Todesfall ein. Der Vorschauer selbst erkennt darin die Erfüllung seines zweiten Gesichts. Schmeing wendet mit Recht hingegen ein, daß dies keine „echte“ Erfüllung sei, weil das Vorgeschaut sich nicht so verwirklicht hat, wie es sich angekündigt hat. Anschauungsbild und Wirklichkeit entsprechen einander nicht direkt, und deshalb ist zur Eidetik keine Brücke zu schlagen. Diese Erwägungen sind berechtigt, jedoch bleibt die Tatsache bestehen, daß es manchen heutigen Vorschauern ähnlich ergangen ist.

Das Wichtigste an diesem Gesicht Falks und seiner ganz andersartigen Erfüllung kommt wohl in der Bemerkung zum Ausdruck, die er später selbst an den Rand seines Tagebuches geschrieben hat. Sie enthält seine eigene Stellungnahme zu jenen Ereignissen, die sich im Traum und im zweiten Gesicht anzukündigen scheinen: „Man sieht, daß es verständig ist, wie ich es tue, sich auf solche Traumdeutung nicht einzulassen, denn obwohl dieser Traum so hell war, wie der vor mehreren Tagen<sup>84</sup>, so ist er doch nicht in Erfüllung gegangen. Symbolisch wohl, aber wie schwer ist das!“<sup>85</sup>

Bei den uns aus der Literatur bekannten Vorschauern kann man häufig stark ausgeprägte Synästhesien feststellen. Man versteht darunter, daß zwei Sinne auf ein und den gleichen Reiz reagieren. Das erste Sinnesorgan hat die Empfindung, das zweite die Mitempfindung. Am häufigsten ist die Verbindung von optischen und akustischen Empfindungen<sup>86</sup>. Mitempfindungen hat auch jeder sonstige Mensch. So verbindet fast jeder mit bestimm-

<sup>82</sup> Geh. Tgb. I, S. 59

<sup>83</sup> K. Schmeing, Das „zweite Gesicht“ in Niederdeutschland, S. 134

<sup>84</sup> Gemeint ist vielleicht der Traum vom silbernen Löffel. Mitte Oktober 1820; ev. nimmt er auch Bezug auf den Brand von Ellershausen. Eintragung vom 7. November 1820

<sup>85</sup> Geh. Tgb. I, S. 57 Fußnote

<sup>86</sup> A. Argelander, Das Farbenhören und der synästhetische Faktor der Wahrnehmung, 1927; G. Anschütz, Das Farbe-Tonproblem im psychologischen Gesamtbereich, 1929, S. 79 ff; vgl. Werner Gruehn, Das Wert-erlebnis, 1924, S. 213 ff; W. Jaensch, a.a.O., S. 464 ff

ten Vokalen ganz bestimmte Farbvorstellungen. Der eine denkt beim Laut „a“ an eine dunkelblaue Farbe, ein anderer verbindet mit dem gleichen Vokal eine rote Vorstellung<sup>87</sup>. Jedoch ist beim jeweiligen Menschen diese Mitempfindung unveränderlich, sie tritt auch in anderer Weise auf, wenn wir z. B. das Wort „Gift“ aussprechen oder denken. Diese Synästhesien sind bei Vorschauern mitunter stark entwickelt. Sie sehen nicht nur den Brand, sondern riechen auch den Qualm und hören das Knistern des Gebälkes<sup>88</sup>. Wenn sie dann auf das wirkliche, noch stehende Gebäude zugehen und die Wand berühren, so merken sie, daß sie sich ganz warm anfaßt. Damit verbinden sie die Vorstellung, je heißer ihnen die Wand vorkommt, desto eher wird der Brand ausbrechen.

Ob auch Falk diese Synästhesien in ausgeprägtem Maße empfand, kann heute mit Sicherheit nicht mehr festgestellt werden. Die Vermutung liegt aber nahe, daß sie bei ihm sehr lebendig waren. Vielleicht weist in diese Richtung ein Brief, den er an seinen Jugendfreund Wilhelm Körte geschrieben hat. Er beklagt sich darin, daß so viele Menschen seinem Lebenswerk, der Rettung der verwahrlosten Jugend, so teilnahmslos gegenüberstehen und nicht begreifen wollen, daß diese Arbeit das Gebot der Stunde sei. „Sie merken nicht, daß es brennt! Sie haben keine Nasen, die den Brand riechen! Sie haben keine Ohren, die das Knistern der Flammen hören! Sie wissen nicht, daß das Institut, das ich treibe, nicht schreibe, die blutigste Satyre ist, die unser Herr Gott durch mich auf die Zeit und ihre Götzen zu verfassen geruht! — Ihr seht, wie er mich verbrennt. . . Aus meiner Asche wird es schon aufleuchten!“<sup>89</sup>

Neben dem Brand ist es besonders der Tod, genauer gesagt: ein Toter, der im zweiten Gesicht geschaut wird. W. Stolzenbach schildert das in seinem genannten Buch an einer Begebenheit aus dem Jahre 1806: „Kraus (damals bekannter Landschaftsmaler in Weimar) schüttelte Falk die Hand und wollte davon. Falk aber hielt seine Hand krampfhaft fest, nur einen Augenblick, ehe er sie fahren ließ. Denn er sah plötzlich, wie sich das jugendliche

<sup>87</sup> A. Argelander, a.a.O., S. 47 ff

<sup>88</sup> K. Schmeing, Das zweite Gesicht, S. 26 ff

<sup>89</sup> Brief an W. Körte, Erziehungsschriften, S. 142; vgl. auch R. Falk, S. 54 f

Greisenantlitz verwandelte, es wurde zur Totenmaske mit geschlossenen Augen, über die Stirn hin zogen sich blutige Striemen.<sup>90</sup> Als dann Falk erfuhr, daß der Maler gestorben sei, war die erste Frage des Dichters, ob auf der Stirn des toten Freundes blutige Striemen sichtbar waren<sup>91</sup>.

Noch klarer als diese von Stolzenbach geschilderte Begebenheit ist das Material, das in Falks „Geheimen Tagebuch“ zu finden ist. Dieses erhält dadurch eine besondere Bedeutung, als es — soweit wir sehen — eines der ganz seltenen Tagebücher eines Vorschauers ist. Der Wert der übrigen mündlich überlieferten zweiten Gesichte wird, wie auch zur Bonsen und Karl Schmeing gelegentlich mit Recht betonen, dadurch gemindert, daß erst hinterher, also ex eventu, die Feststellung getroffen wird, diesen oder jenen Unglücksfall habe ein Vorschauer im voraus gesehen und damit zu Recht prophezeit. Dabei verweben sich dann — zumeist natürlich völlig unbewußt — das, was das zweite Gesicht ursprünglich zeigte mit der Umbildung der Schau auf Grund der später eingetretenen Ereignisse. Diese gegenseitige Durchdringung und die Interpretation der „Ankündigung“ entsprechend der späteren Fakten ist so intensiv, daß man nachträglich weder beides genau trennen noch die ursprüngliche Vorschau rekonstruieren kann. Man hat von den Träumen gesagt, sie seien „wie Schwämme, die sich erst nachträglich mit Erlebnisstücken vollzusaugen suchen“<sup>92</sup>. „Solche Trübungen und Verfälschungen des Gedächtnisses sind sehr häufig.“<sup>93</sup> Von den Vorgesichten gilt das gleiche. Wenn sie erst dann fixiert werden, wenn die „vorhergesehenen“ Unglücksfälle eingetreten sind, ist es so gut wie unmöglich, die zweiten Gesichte in ihrer ursprünglichen Form herauszuschälen. Das Geheime Tagebuch von Falk enthält die Eintragungen eines Vorschauers zumeist am Tage der Wahrnehmung selbst, so daß eine Korrektur vom bereits eingetretenen Unglücksfall her nicht vollzogen wird. Höchstens finden wir am Rande

<sup>90</sup> W. Stoltzenbach, Ein Mann trat in den Riß, S. 37

<sup>91</sup> Diese von Stoltzenbach erwähnte Begebenheit haben wir weder in dem Geheimen Tagebuch noch in anderen zeitgenössischen Werken verzeichnet gefunden.

<sup>92</sup> R. Baerwald, Die intellektuellen Phänomene, 1925, S. 295

<sup>93</sup> M. Dessoir, Vom Jenseits der Seele, 1919<sup>3</sup>, S. 125; die Probleme des déjà-vue und der fausse reconnaissance stehen damit in engem Zusammenhang.

seiner Hefte einige knappe Hinweise späteren Datums und als solche deutlich erkenntlich, durch die er hinterher seine Meinung kundtut.

Nachdem ihm und seiner Frau im September und Oktober 1813 vier ihrer Kinder gestorben waren<sup>94</sup>, hatte er fünf Jahre später im Herbst 1818 die dunkle und bedrückende Ahnung, daß ihm ein neuer schwerer Schicksalsschlag bevorstünde. Er hörte „gleichsam eine innere Stimme, welche ihm anzeigte, daß ihm und den Seinen noch vor Ostern künftigen Jahres Unheil bevorstehe“<sup>95</sup>. Zum zweiten Gesicht oder manchmal auch an dessen Stelle tritt das an sich seltenere Vorhören. Wir meinen, daß dies Phänomen wohl mitunter mit den bereits erwähnten Synästhesien zusammenhängen kann, jedoch nicht allein damit zu erklären ist. Gerade in den Fällen, wo lediglich eine Stimme gehört, jedoch kein Bild gesehen wird, ist es besonders deutlich, daß man damit nicht auskommt, wenn man lediglich auf die Mitempfindungen verweist. Es dürfte wohl richtiger sein zu bedenken, daß diese eigentümliche Art des Hörens, die man als Vorhören bezeichnet, schon an sich eidetische Züge trägt. Anstelle des Anschauungsbildes tritt eine gehörte und einfach unüberhörbare Stimme.

Das durch eine dunkle Stimme bis zu einem bestimmten Termin angekündigte Unheil bedrückte Falk so sehr, daß er es nicht wagte, seiner Familie etwas davon mitzuteilen; vermutlich wollte er die Seinen nicht schon im voraus in Unruhe versetzen. Als daher am 18. September 1818 Professor Zeune, der Direktor der Blindenanstalt in Berlin, in Weimar weilte, teilte er diesem seine Vorahnungen mit, und sogleich wurde beschlossen, das Gehörte in einem lateinischen Protokoll schriftlich festzuhalten, das von Professor Zeune und zwei älteren Zöglingen unterzeichnet wurde. Die lateinische Sprache wurde wahrscheinlich deshalb angewandt, damit die Familie Falks den Inhalt nicht erfahren konnte.

Bezeichnend für ihn ist es nun, daß das Protokoll nicht mit der Feststellung des Gehörten schließt, sondern daß der fromme Wunsch — richtiger gesagt: das Gebet — hinzugefügt wurde: „Gott möge gnädig alles Unheil abwenden“<sup>96</sup>. Nie beugte er sich

<sup>94</sup> Vgl. dazu: „Klage um meine vier, in den Monaten September und Oktober des Kriegsjahres 1813 mir durch den Tod entrissenen Kinder“.

<sup>95</sup> R. Falk, S. 92 <sup>96</sup> ebenda

in fatalistischer Weise dem Geschauten oder Gehörten, nie verzagte er resignierend angesichts der düsteren Prophezeiung, die ihm in seinen Träumen und zweiten Gesichtern entgegentraten. Vielmehr bäumte er sich stets gegen sie auf. Seine Tochter Rosalie versicherte, „er kämpfte mit der ganzen Kraft des Verstandes gegen solch dunkle Gefühle“<sup>97</sup>. Wir meinen, es wäre richtiger zu sagen, daß er mit der ganzen Kraft des Glaubens gegen die unheilvollen Vorahnungen stritt. Und doch blieben die schweren, trüben Gedanken wie eine Gewitterwolke im Hintergrund seiner Seele stehen.

Kurz vor Ostern 1819 mußte er nun nach Jena reisen, wo sich ein Zweigverein der „Gesellschaft der Freunde in Not“ gebildet hatte. Er hatte seine Familie in Weimar völlig gesund verlassen, aber je mehr es auf Ostern zuing, jenem Zeitpunkt, den ihm die Stimme angekündigt hatte, desto stärker bedrückten ihn düstere Ahnungen. „Ich konnte in Jena nicht froh werden. Wäre doch Ostern vorbei. So ließ sich die ahnungsvolle Stimme in meinem Innern vernehmen.“<sup>98</sup> Mit dunklen Befürchtungen und Ängsten im Herzen brachte er die Tage in Jena zu und hatte in der Nacht vom 17. zum 18. März einen „gar lieblichen Traum“. „Es träumte mir nämlich ganz hell, und das zu mehreren Malen. ich sähe eine silberne Kugel von der Erde zum Himmel aufsteigen, etwas Figürliches löste sich von ihr ab. Ein zartes, überirdisches Wesen faßte mich bei der Hand, ließ mich aber wieder los und schwebte fort. Ich suchte ihre Stätte und fand sie nicht.“<sup>99</sup>

Daß er trotz aller Depressionen, unter denen er in Jena litt, einen „lieblichen“ Traum hatte, ist an sich nicht erstaunlich. wissen wir doch aus Erfahrung, daß Menschen gerade in notvollen Zeiten die angenehmsten und süßesten Träume haben. So träumten viele, die in der Gefangenschaft hungern mußten, von üppigen Mahlzeiten. Ein ähnlicher Kontrast zur Lebenswirklichkeit Falks ist auch darin zu erblicken, daß er gerade in dieser Zeit, da er von dunklen Befürchtungen gepeinigt war, von einem engelhaften Wesen bei der Hand genommen wurde. Die Worte „träumte mir hell“ kann man vielleicht auf den Inhalt des Geschauten, auf die Lichtfülle des Traumes beziehen. Wenn man an die silberne Kugel denkt, die von der Erde zum Him-

<sup>97</sup> R. Falk. S. 92 f    <sup>98</sup> Geh. Tgb. I. 41 f Fußnote

<sup>99</sup> ebenda

mel, der womöglich dunkel war, aufstieg, so drängt sich einem die Vermutung auf, ob wir hier nicht eine Aura-Erscheinung vor uns haben, also einen Lichtkranz, der den geschauten Gegenstand, das „Figürliche“, wie einen Nimbus umgibt.

Am Morgen des 18. März wollte Falk, wie er es oft zu tun pflegte, diesen seltsamen und inhaltlich schwer zu deutenden Traum niederschreiben, da wurde ihm ein Eilbrief seiner Frau überreicht, der älteste Sohn Eduard wäre ernstlich erkrankt, der Vater möge sogleich zurückkehren. Dieser „wußte sofort, welches Opfer ihm Gott abfordern würde“<sup>100</sup>. Er eilte sogleich nach Weimar und fand den neunzehnjährigen Jüngling an Blatterrose und Gehirnhautentzündung erkrankt. Am 20. März starb Eduard. Der gramgebeugte Vater, der nun schon sein fünftes Kind beerdigen mußte, erfuhr, daß die dunkle Stimme, die seiner Familie „noch vor Ostern“ einen schweren Schicksalsschlag prophezeite, recht behalten hatte.

Noch deutlicher als die Vorahnung von Eduards Tod ist das zweite Gesicht, das er 1819 hatte. Bei dieser Vorschau finden wir viele Merkmale, die für das zweite Gesicht typisch und charakteristisch sind. Damals, 1819, wohnte die Familie Falk noch in der alten Wohnung am Marktplatz in Weimar. Da „sah ich“, so berichtet er, „eines Abends um 7 Uhr plötzlich im Widerschein eines polierten Fortepianos eine Erscheinung vor meinen Augen, die mich erschreckte. Es war, wiewohl im Kleinen, ein Paradebett, in schöner Beleuchtung mit einer Reihe von Gueridons (Leuchtern) umstellt, von unten aus war alles aufs schönste gefaltet und gepufft, wie es bei jugendlichen Leichen zu sein pflegt. Nur den Kopf der Leiche konnte ich nicht entdecken. Was hat dies zu bedeuten? fragte ich mich, — denn alles dies geschah, wie wohl bei Lichteranzünden, dennoch von meiner Seite bei völlig offenen Augen. Es ist deine Tochter! erhielt ich zur Antwort und schauderte.“<sup>101</sup>

Um zu erklären, wie es zu dieser ganz eigentümlichen Schau gekommen sein mag, wollen wir uns daran erinnern, daß Johannes Falk bereits fünf seiner Kinder beerdigen mußte, als letztes seinen neunzehnjährigen Sohn Eduard im gleichen Jahre, da er dieses Gesicht hat. Bekanntlich prägen sich Beerdigungen sehr stark in das Gemüt der Leidtragenden ein, ebenso all das.

<sup>100</sup> R. Falk. S. 94    <sup>101</sup> Geh. Tgb. II. 33 f



was hinzugehört, der feierlich aufgebaute Sarg mit den dazugehörigen Lichtern und Kränzen, dem eigentümlichen Leichen-geruch, den amtierenden Personen usw. Das vergißt man so bald nicht, und auch Falk mit seiner empfindsamen Seele mag dies alles durch den Tod seiner Kinder immer wieder ins Gedächtnis getreten sein. Dies allein wird jedoch kaum hinlänglich erklären, wie dies visionäre Erlebnis entstanden sein mag. Wir werden sicherlich dadurch weiterkommen, wenn wir diese Schau nicht als Ganzes betrachten und beurteilen, sondern die einzelnen Elemente dieses Erlebnisses für sich nehmen und kritisch betrachten. Die Vorschau tritt zumeist, wie bereits erwähnt, in der Dämmerung auf, die Erscheinungen werden so gut wie stets vor einem grauen Hintergrund sichtbar, hier vor dem Hintergrund des dunklen, polierten Klaviers. Der Vorschauer selbst ist bei völlig wachem Bewußtsein, nicht in einem trance- oder rauschartigen Zustand; Falk betonte, daß er völlig wach war und die Augen offen hatte. Die Erscheinung tritt plötzlich auf; völlig unerwartet kündigt sich das Unheilvolle an. Den Kopf des toten Kindes im offenen Sarg kann er nicht erkennen. Auch sonst pflegen die Vorschauer das Gesicht des Toten nur selten zu erblicken. Aus den Gesichtern der Leidtragenden ziehen sie dann den Schluß, wer verstorben sein mag. Diese jedoch fehlen hier und so fragte Falk, wer dies tote Kind sei; er erhielt die völlig unerwartete Antwort: deine Tochter. Der Name Angelika wird übrigens nicht genannt, es hätte auch eine andere seiner Töchter gemeint sein können.

Falk beginnt die Eintragung dieses Erlebnisses in sein „Geheimen Tagebuch“, dem er selbst den Untertitel „Mein Leben vor Gott“ gab, mit der feierlichen Versicherung, daß er alles „vor Gott und den Menschen mit dem heiligsten Eide bekräftigen“ könne<sup>102</sup>. Ursprünglich hatte er, so fügte er noch hinzu, die Absicht gehabt, dies zweite Gesicht sofort aufzuzeichnen, um es somit für die Zukunft festzuhalten, wie er es sonst bei seinen mannigfaltigen Erlebnissen getan und auch die Vorahnung des Todes von Eduard in einem Protokoll festgehalten hatte. Ein Freund jedoch warnte ihn davor, man dürfe „solche Eingriffe in das Geisterreich nicht tun, am wenigsten solche Ahnungen nicht niederschreiben.“<sup>103</sup> Man verschaffe, so meinte der Freund aus einer

<sup>102</sup> Geh. Tgb. II, 33      <sup>103</sup> Geh. Tgb. II, 34

fast magisch zu nennenden Furcht heraus, gerade durch die beachtete Fixierung, das heißt durch die schriftliche Nennung des bevorstehenden Unheils, den unsichtbaren Mächten, den guten und den bösen Geistern, Raum für ihre Wirksamkeit. Auch erinnerte er sich eines Verses Friedrich Schillers: „Leicht aufzuritzen ist das Tuch der Geister“. So entschloß er sich diesmal ausnahmsweise, das ihn so stark erregende Gesicht nicht aufzuzeichnen.

Als man nun vom Marktplatz zu Weimar nach dem Lutherhof übersiedelte und dem Vater gesagt wurde, man habe die kranke Angelika in das neue Heim hineinbringen müssen, „befiel ihn wieder eine dumpfe Ahnung und Erinnerung“ an die beängstigende Schau. Als dann schließlich im Mai 1821 Angelika immer kränker wurde und nachts oft stöhnte, stand das schreckhafte Gesicht, das er vor zwei Jahren geschaut hatte, wieder vor seinen Augen. Am 21. Mai ist Angelika als sechstes Kind der hart geprüften Eltern gestorben.

Hier ist noch eine weitere Erscheinungsform des zweiten Gesichts einzutragen, welcher neben der des Brandes und des Todes eine ganz eigentümliche Bedeutung zukommt. Es ist dies das Phänomen des Doppelgängers<sup>104</sup>, und zwar in der speziellen Form, daß der betreffende Mensch sich selbst im Anschauungs-

<sup>104</sup> Von der Erscheinung eines Doppelgängers ist die eines Wiedergängers zu unterscheiden. Von diesem, der plattdeutsch auch als „Gonger“ bezeichnet wird, ist die Rede, wenn ein bereits Verstorbener sich den Lebenden zeigt und diese gegebenenfalls auf ein Versäumnis oder eine Schuld hinweist. Daß dahinter ganz primitive religiöse Vorstellungen stehen, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Karl Schmeißing spricht in seinem Buch „Das zweite Gesicht in Niederdeutschland“ S. 153 ff die einleuchtende Vermutung aus, daß diejenigen Personen, die einen Gonger erblicken, eidetisch veranlagt sind. Da J. Falk ein derartiges Erlebnis nicht gehabt hat, brauchen wir hierauf nicht näher einzugehen. Anders als die Erscheinung eines Wiedergängers ist die eines Doppelgängers, denn bei einem derartigen Erlebnis ist die geschaut Person noch am Leben. Vgl. A. Schopenhauer, Versuch über das Geistersehen und was damit zusammenhängt, Parerga und Paralipomena, Sämtliche Werke, Bd. 4, Reclam Ausgabe, S. 330 f; L. Straker-Jahn, Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2. Aufl., hg. v. K. Willloh, 1909, S. 195 ff; A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 1925<sup>4</sup>, S. 226; E. Mattiesen, Das persönliche Überleben des Todes, 3 Bde, 1936 ff; L. Rosenberger, Geisterseher, 1952; religionsgeschichtliches Material findet sich auch bei A. Lehmann, Aberglaube und Zauberei, dt. Übersetzung von Petersen, 1898, S. 67 ff, und bei Ernesto Bozzano, Übersinnliche Erscheinungen bei Naturvölkern, 1948

bild vor sich sieht. Daß man sein eigenes Ich im Traum erblickt, ist an und für sich nichts Absonderliches, dergleichen Erlebnisse sind nicht selten, wie man schon bei eigener Traumbelobachtung feststellen kann. Auch Falk erblickte sein eigenes Ich des öfteren im Traum, es mag an den im I. Kapitel zitierten Himmelstraum erinnert werden, in welchem ihm nach unserer Auffassung der Sinn der drei Epochen seines Lebens gezeigt wurde. Auch in dem Traum vom reichen Mann und in jenem, in welchem er mit Schlangen kämpfte, erblickte er sein eigenes Ich. Unter der Erscheinung eines Doppelgängers versteht man jedoch nicht derartige Traumerlebnisse, vielmehr gehört hinzu, daß der Schauende sich im wachen Zustande befindet<sup>105</sup>. In diesem Zusammenhang mag daran erinnert werden, daß Goethe, wie bereits oben zitiert, in „Dichtung und Wahrheit“ davon berichtet, wie er nach dem Abschied von Friederike auf dem Wege von Sesenheim nach Drusenheim seinem Doppelgänger begegnete, der ihm in einer bestimmten Kleidung entgegengeritten kam. Von dem norwegischen Komponisten Odd Grüner-Hegge berichtet O. Kroh<sup>106</sup>, daß er sogar im Stande war, das Bild seines zweiten Ichs willkürlich hervorzubringen, also sich selbst z. B. auf der Straße in leibhaftiger Gestalt entgegentommend zu sehen.

Bei Leuten, die ihren Doppelgänger erblicken, handelt es sich offenbar um Eidetiker vom basedoiden Typus, da der Doppelgänger zumeist in der Bewegung erfaßt wird. Ferner ist dies Anschauungsbild der Vorstellung nahe, da kein konkreter Anhaltspunkt, der auf ein nachbildnahes Anschauungsbild hinweisen könnte, vorliegt. Schließlich hängt diese eigentümliche Schau des eigenen Ichs, wie wir meinen, mit dem Problem der Persönlichkeitsspaltung oder Bewußtseinsspaltung zusammen, das in der modernen Psychologie, z. B. Janet und Kretschmer, um nur einige Namen zu nennen, viel erörtert wird. Soweit das Bild der leiblichen Erscheinung Falks, das seine Tochter von ihm entwirft<sup>107</sup>, beurteilt werden kann, neigt er dem leptosomen Typus zu, wäre also als schizoid bzw. schizothym anzusprechen<sup>108</sup>. Dies

<sup>105</sup> Kroh rechnet diese Autoskopien zu den Wachträumen, vgl. O. Kroh, Subjektive Anschauungsbilder, S. 139 f; wir halten es aber für richtiger, von einem normal wachen Zustande zu sprechen; einige Erscheinungen von Doppelgängern werden sogar im überwachen Zustande erblickt.

<sup>106</sup> O. Kroh, a.a.O., S. 140      <sup>107</sup> R. Falk, S. 76

<sup>108</sup> E. Kretschmer, Körperbau und Charakter, 13. u. 14. Aufl., 1940

verknüpft sich nun bei ihm mit der eigentümlich visionären Veranlagung des Eidetikers zu dem Phänomen des Doppelgängers.

Unbewußt hängt diese Erscheinung bei Falk mit der Vorstellung des besseren Ichs zusammen, wie aus seiner Schilderung hervorgeht: „Den 13. Februar (erg. 1819) in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend träumte ich, als sähe ich mich in einem Spiegel und erkannte mich ganz verjüngt. Es waren Züge, von denen ich mich wohl erinnerte, daß ich sie einst besessen hatte, die mir aber gänzlich entfallen waren.“<sup>109</sup> Daß er dies Phänomen als Traum schildert, braucht uns wohl nicht zu hindern, es dem zweiten Gesicht zuzuzählen, da Falk selbst, wie bereits häufig festgestellt, den Unterschied zwischen Erlebnissen in wachem und unterwachem Zustand überhaupt nicht kennt.

In diesem Zusammenhang erinnern wir uns an das erwähnte zweite Gesicht bei Goethe. Auch dabei handelt es sich um das Phänomen des Doppelgängers, nur mit dem Unterschiede, daß bei Goethe ein zukünftiges, bei Falk hingegen ein vergangenes Ich erscheint. Insofern steht die Erscheinung bei Goethe als Vorschau dem zweiten Gesicht näher als bei Falk. Goethe schildert übrigens seine Erscheinung des Doppelgängers bei dem Abschied von Friederike ebenfalls als einen Traum, jedoch lassen der ganze Bericht und besonders die Worte „Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg“, erkennen, daß von einem eigentlichen Traum nicht gesprochen werden kann. Auch meinen wir weder bei Goethe noch bei Falk, von einem Wachtraum im eigentlichen Sinne des Wortes reden zu müssen. Wenn beide Dichter ihre Erscheinungen so bezeichnet haben, so wollen sie wohl zunächst den Fremdheitscharakter ihres Erlebnisses ausdrücken, und gerade dieser ist einer der Wesenszüge der eidetischen Erscheinungen überhaupt.

Im allgemeinen ist noch zu sagen, daß das Phänomen des Doppelgängers sich aus den sonstigen Erscheinungsformen des zweiten Gesichts dadurch hervorhebt, daß ihm der unheilvolle Zug fehlt. Für Goethe bedeutete es, wie er selbst bemerkt, einen gewissen Trost und eine gewisse Beruhigung. Falk erwähnte seine Empfindungen bei dieser Erscheinung vom 13. Februar 1819 nicht; da er aber sonst der Schilderung seines zweiten Gesichts immer seine düsteren Ahnungen und Empfindungen hinzufügte und

<sup>109</sup> Geh. Tgb. I, 32

diese hier fehlen, kann wohl angenommen werden, daß diese Erscheinung — oder, wie er sagt, dieser Traum — für ihn nichts Bedrückendes hatte. Er sah lediglich sein Gesicht und wunderte sich über die verjüngten Züge.

## VII.

Die wichtigste Frage für das Leben und damit das „Schicksal“ eines Menschen ist nicht, ob ihm diese Vorschauen oder ähnliche Gesichter zu Teil werden, noch wie die Entstehung dieser Gesichte zu erklären ist, wir meinen vielmehr — und damit gehen wir bewußt einen Schritt über die Problemstellung der eidetischen Forschung hinaus —, daß es entscheidend ist, wie sich der Mensch zu diesen Vorschauen verhält, ob er resigniert, in fatalistische Angst oder panischen Schrecken verfällt, oder ob er mit der Kraft des Glaubens dagegen ankämpft. Johannes Falk ergriff mit Mut und Entschlossenheit den Schild des Glaubens: „Höllisches Blendwerk, ich will nichts von dir wissen! Was hilft es, den Tod eines geliebten Kindes voraus zu melden, wenn du ihn nicht abwenden, oder wenn du nicht dem gepreßten Vaterherzen Mittel an die Hand geben kannst, wodurch ich es selbst imstande bin“ (erg. den Tod abzuwehren)<sup>110</sup>. Sodann wandte er sich im Gebet zu Gott.

Falk selbst hatte zu seinen Träumen wie zu seinem zweiten Gesicht ein ganz eigentümliches Verhältnis. Er sah in ihnen fast stets Voraussagen künftiger Unglücksfälle. Deshalb zeichnete er sie auf und ließ sie gelegentlich protokollartig beglaubigen, noch bevor das drohende, unheilvolle Ereignis eingetreten war. Wenn man das Gesamtwerk Falks überblickt und besonders die Tagebuchaufzeichnungen seiner letzten Lebensjahre auf sich wirken läßt, so steht man sehr stark unter dem Eindruck, daß sich bei ihm der Glaube an die Gültigkeit der geschauten und erlebten Voraussagen mit zunehmendem Alter verfestigte. Trotzdem unterwarf er sich nicht den Zukunftsdeutungen, er gab sich dem zweiten Gesicht nicht fatalistisch hin. Bevor das bittere Ereignis Wirklichkeit wurde, machte sich auch bei ihm — wie bei so manchen anderen Vorschauern in gleicher Weise — eine gewisse, mitunter sich steigernde Unruhe bemerkbar. Der Glaube war es nun, der dieser Unruhe die Richtung gab und dem Dichter eine doppelte Kraft verlieh, sich nicht zu beugen.

<sup>110</sup> Geh. Tgb. II, 34

Zunächst kämpfte er gegen das zweite Gesicht. Am liebsten möchte er vor diesen Vorschauen die Augen verschließen, kann es aber nicht<sup>111</sup>. So lehnte er sich trotzig gegen die Gesichte auf, bedrohte sie geradezu mit der Faust und rief ihnen zu: „Höllisches Blendwerk, ich will von dir nichts wissen.“ Die ganze ihm durch seine Schau aufgezwungene Zukunftserwartung war ihm letztlich ein Greuel: „Was soll mir diese leidige, verfluchte Zeichenduterei!“<sup>112</sup> Doch er machte die Erfahrung, daß dieser „verfluchte“ Geist, der durch das zweite Gesicht zu ihm sprach, stärker war als er selbst, und so fuhr er fort: „Geist, wer du auch sein magst, du weißt mehr als ich und bist doch ohnmächtig, wenn du nicht handeln kannst. Ich will nichts von dir wissen! — Nun betete und schrie ich im vollen Vertrauen zu Gott.“<sup>113</sup> Immer wieder suchte er Zuflucht im Gebet. Wie erinnerlich, schloß auch das Protokoll, das er über seine unheimliche Ahnung vom Tode seines Sohnes Eduard anfertigte, mit dem gläubigen Stoßseufzer: „Gott möge gnädig alles Unheil abwenden.“<sup>114</sup>

Am liebsten betete er draußen in der freien Natur<sup>115</sup>. Gerade wenn ihn Leid und Schmerz überwältigten, floh er geradezu in die stille Umgebung Weimars: „Ich bin ausgeritten, um auf den Bergen und an den Flüssen mich auszuweinen und wieder freudig beten zu lernen, was ich an dem Sterbebett meines geliebten Eduards verlernt hatte.“<sup>116</sup> „Nicht bete ich zu euch, ihr stolzen Berge, so hoch in Wolken erhaben ihr meinen blöden Augen erscheinen möget. Nicht rufe ich zu euch, ihr tauben Sturmwinde, oder verlange Beistand von euch, ihr Flüsse, und von dir, du ungetümes Meer! Ich bin ein Kind, ich schreie zu Gott.“<sup>117</sup> „Gott, Gott Vater! Habe ich dich endlich gefunden? Ruh ich endlich, nachdem ich Berge, Flüsse, Meer . . . (hier bricht der Satz ab, Falk fährt fort:) Ewige Liebe, weinendes Mutterherz Gottes, Jesus Christus, zu dir schrei ich aus tiefster Angst meines Herzens. Ich bitte dich, mein Herr und Gott, mein Gott und Herr, in Schanden laß mich nimmermehr.“<sup>118</sup>

<sup>111</sup> T. Reis, S. 104      <sup>112</sup> Geh. Tgb. II, 34

<sup>113</sup> ebenda      <sup>114</sup> R. Falk, S. 92

<sup>115</sup> Geh. Tgb. I, 13; ebenso R. Falk, S. 80

<sup>116</sup> Geh. Tgb. I, 43      <sup>117</sup> Geh. Tgb. I, 53 f

<sup>118</sup> Geh. Tgb. I, 54. Die letzten Worte stammen aus dem 1. Vers des Chorals von Martin Schalling „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr“. Vor der von Falk zitierten Schlußzeile stehen jene Worte, an die Falk gerade damals sicherlich auch dachte, ohne es direkt auszusprechen:

Wie sehr er durch diese Gebete draußen in der freien Natur Kraft und Trost empfing, mag schließlich noch eine weitere Bemerkung aus seinem „Geheimen Tagebuch“ zeigen, die er zu einem Gebet, welches hier jedoch nicht wiedergegeben werden soll, hinzufügte: „Heiliger Geist, der du mir dieses Trostgebet unter diesem schönen, blauen und gestirnten Himmel eingabest, du siehst die Berge von schweren Sorgen, die ich aus eigenen Kräften nicht übersteigen kann, wie sie sich vor mir auftürmen. Reich mir deine Gnadenhand und führe mich, sei mein Licht und erleuchte mich, weil ich von Natur blind und den rechten Weg zu finden unfähig bin, ich wandle auf einem unruhigen Meer, aber ich glaube, lieber Herr! Hilf meinem Unglauben!“<sup>119</sup> So sehr er durch seine eidetische Anlage Verwandtschaft mit Goethe besitzt, so ist er doch von dessen pantheistischer Auffassung der Natur weit entfernt. Man kann also nicht sagen, daß eidetische Anlage und Pantheismus notwendig miteinander zusammenhängen.

Über Falks Stellung zu seinem zweiten Gesicht ist also im ganzen zu sagen, daß er damit innerlich nicht fertig wurde. Von Natur aus zur Schau veranlagt, unterlag er in seinen Vorschauen ihrem Zwang. Aber so natürlich diese Anlage ist, so wußte er doch nicht, ob sie von Gott stammten. Es war ihm oft eine Frage, ob sie vielleicht den Einfluß dämonischer Mächte bedeuteten. Immer wieder versuchte er sich von diesen Erscheinungen innerlich frei zu machen. Wenn diese Gesichte also wie ein Verhängnis auf ihm lasteten und er sich ihnen nicht entziehen konnte, sie vielmehr schauen mußte, so kämpfte er doch um ihre Deutung, oder richtiger gesagt, gegen ihre Deutung.

Und wenn mir gleich mein Herz zerbricht,  
so bist du doch mein' Zuversicht,  
mein Teil und meines Herzens Trost,  
der mich durch sein Blut hat erlöst.

<sup>119</sup> Geh. Tgb. I, 14. Diese Sätze lassen zunächst einige Gedanken aus dem Kirchenlied „O Heiliger Geist kehre bei uns ein“ von Michael Schirmer anklingen und gehen dann über zu einem Bilde aus der Geschichte vom sinkenden Petrus (Matth. 14). Die gleiche biblische Geschichte steht auch hinter dem noch heute gesungenen Choral von Falk: „Wie mit grimmigem Unverstand Wellen sich bewegen“. Den obigen Sätzen aus dem Geh. Tgb. entspricht der 2. Vers:

Wie vor unserm Angesicht Mond und Sterne schwinden!  
Wenn des Schiffeleins Ruder bricht, wo dann Rettung finden?  
Keine Hilf als bei dem Herrn,  
er ist unser Morgenstern:  
Christ Kyrie, erschein uns auf der See.

Fest steht auch dies andere: diese Gesichte hatten für ihn keine lebensentscheidende Bedeutung. Sie boten ihm keinen Hinweis für das eigene Handeln. Den Lebensauftrag empfing er vielmehr durch seine Visionen.

Seine eigene Stellungnahme zu seinem zweiten Gesicht wie zu seinen Visionen ist keine zufällige, sondern fließt aus seiner ganzen Persönlichkeit. Wir müssen daher eine, wenn auch nur skizzenhafte Darstellung seiner Persönlichkeit und seines Charakters einschleichen, da nur eine solche zeigen kann, wie und warum er auf seine Gesichte in verschiedener Weise reagiert hat.

#### IV. Kapitel

### Falks Charakter

*Die Problematik des Charakters Falks — Mut, Trotz und Güte  
als hervorragende Charaktereigenschaften —  
Der innere Ausgleich*

Bevor wir mit der Schilderung der Gesichte Falks fortfahren und uns seinen Visionen zuwenden, soll ein kurzes Kapitel über seinen Charakter eingeschoben werden, denn wir meinen, daß es nicht nur darauf ankommen kann, die Erscheinungen, die ein Mensch erblickt hat, zu schildern, vielmehr sind wir der Überzeugung, daß es entscheidend ist, in welcher Weise der Betreffende zu seinen Erlebnissen Stellung nimmt. Inwieweit diese Stellungnahme einerseits zur Entstehung der Gesichte beiträgt und andererseits deren Beurteilung und Wertung beeinflusst, sind Fragen, die zum Teil an anderer Stelle erörtert wurden und noch besprochen werden sollen. Hier wollen wir vielmehr darauf eingehen, daß diese Stellungnahme zu den Gesichten zu einem gewissen Teil geprägt wird durch die Einstellung überhaupt, die ein Mensch gegenüber seiner Umwelt und Innenwelt einnimmt. Damit stehen wir vor einem charakterologischen Problem, und so müssen wir uns hier, wenn auch nur andeutungsweise, mit dem Charakter Falks beschäftigen.

Doch liegt uns daran, gleich zu Beginn dieses Kapitels einem bestimmten Mißverständnis entgegenzutreten: wenn in folgenden von verschiedenen psychologischen Typen, Temperamenten und seelischen Einstellungen und Verhalten die Rede ist, so soll damit nicht zum Ausdruck gebracht werden, daß etwa nur ein bestimmter charakterologischer Typus Gesichte erblicken könnte. Die Schau selbst ist nicht durch den Charakter, sondern durch die eidetische Anlage bedingt, sie wird durch jenes innere Vermögen hervorgerufen, das wir mit J. Falk als die innere Schaukraft bezeichnen. Es muß jedoch im Auge behalten werden, daß es die gleiche Person ist, die sich in einer für sie charakteristischen Weise zur Um- und Innenwelt verhält und die die innere Schaukraft be-

sitzt. Diese Gesamtpersönlichkeit gilt es zu erfassen. Auch wird deutlich werden, daß erst durch die innere Einstellung und Glaubenshaltung Falks und vollends durch eine Berufungsvision sein Charakter zum inneren Ausgleich gekommen ist.

#### I.

Es ist sicherlich nicht ganz einfach, seinen Charakter darzustellen, weil seine plötzliche Wandlung vom Dichter und Schriftsteller zum Vater der Waisen einen völligen Bruch in seinem Leben und seiner Persönlichkeit zu bedeuten scheint. Die Frage befällt einen unwillkürlich: Wie läßt sich die bald stark sarkastische, bald lyrisch seichte und verträumte Schriftstellerei des jungen Poeten mit der rein praktischen, also nach außen gewandten Tätigkeit des wahrhaften Volkserziehers vereinigen? Dieser radikale Wandel im Leben Falks ist von vielen seiner Zeitgenossen nicht verstanden und mitunter auch böswillig ausgedeutet worden. So lesen wir bei Perthes: „Vielfach ward sein Gedanke (erg.: die verwaorloste Jugend zu erziehen) verlacht und seine Persönlichkeit erweckte bei manchen Bedenken . . . Er hatte in verschiedenen Richtungen als Lyriker und Satiriker sich versucht, und war als ein Symbol der sinkenden Literatur von bedeutenden Männern oftmals bezeichnet. Daß nun dieser Mann zu diesem Unternehmen aus dem Gefühl wahren inneren Berufes gekommen sei, schien vielen unglaublich.“<sup>1</sup> Ein Freund schrieb sogar 1820 an Friedrich Perthes: „Ich habe Falk so manche Rollen spielen, so oft sie wechseln sehen, daß sich mir unwillkürlich die Ansicht aufdrängt, er spiele auch jetzt nur eine Rolle.“<sup>2</sup> Diese Sätze geben nicht die Meinung von Friedrich Perthes wieder, denn der Briefwechsel zwischen dem Schwiegersohn von Matthias Claudius und Falk beweist, daß er dessen pädagogisches Bemühen wohl zu würdigen wußte. Jedoch zeigen die obigen Sätze, daß es schon den Zeitgenossen Falks nicht leicht fiel, seinen Charakter zu begreifen.

Geht man nun von der Typenlehre und analytischen Psychologie von C. G. Jung aus, so ist Falk in den ersten zwei Dritteln seines Lebens als introvertierter Mensch zu bezeichnen, während

<sup>1</sup> Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mitteilungen aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes, 3. Bd., 1855. S. 227 f.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 228

er sich im letzten Abschnitt als extravertiert zeigt<sup>3</sup>. Bei dieser Betrachtung könnte man geradezu von einem Umschlagen der Einstellungsweise sprechen. Jedoch würde eine solche Darstellung dem eigentlichen Charakter Falks nicht völlig gerecht.

Die analytische Psychologie Jungs ist nach seiner eigenen Konzeption nicht so aufzufassen, als ob jeder Mensch entweder nur die eine oder die andere Einstellungsweise besitzen würde, vielmehr soll damit zum Ausdruck kommen, daß der Mensch zwischen zwei Welten steht, also eigentlich beide Einstellungsweisen besitzt, daß er sich jedoch entsprechend seiner Anlage und den Anforderungen des Lebens entweder mehr der einen oder anderen Welt zuwendet. Insofern kann man dann von introvertiert und extravertiert reden. Mit diesen beiden Begriffen sind also die extremen Fälle gemeint, bei normalen Menschen besteht ein gesundes Mischungsverhältnis von Innenlebigkeit und Außenlebigkeit.

Daß trotzdem jeder Mensch entweder mehr introvertiert oder extravertiert eingestellt ist, ist allerdings unverkennbar und zeigt sich jedem, der die Augen dafür offen hält, im praktischen Leben unmittelbar. Wir glauben jedoch nicht, daß man den Charakter J. Falks richtig in den Griff bekommt, wenn man ihn entweder dem einen oder dem anderen „Typus“ Jungs zuordnet und den anderen nur als latent oder verdeckt annimmt. Ebensowenig wird man seiner Persönlichkeit gerecht, wenn man von einem Umschlagen der introvertierten in die extravertierte Einstellung sprechen würde. Auch wenn man die Typologien anderer Psychologen wie Spranger<sup>4</sup>, Kretschmer<sup>5</sup>, Jaensch oder Pfahler<sup>6</sup> heranziehen würde, so würde man nach unserer Ansicht bei J. Falk zu keinem letzten Ergebnis gelangen. Bei dieser oder jener Beschreibung käme man wohl kaum hinter das Geheimnis seiner ganz eigentümlichen Persönlichkeit, das gerade in ihrer Wandlung besteht. Eine rechte

<sup>3</sup> Extravertiert und introvertiert sind bekanntlich für Jung keine Typusbezeichnungen, sondern sollen die beiden Einstellungsweisen des Menschen kennzeichnen. Auf die eigentliche Typenlehre Jungs, auf die vier Archetypen, soll hier in dieser Skizze nicht eingegangen werden. C. G. Jung, *Psychologische Typen*, 1950<sup>2</sup>; ders., *Über psychische Energetik und das Wesen der Träume*, 1948; ders., *Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten*, 1945; W. M. Kranefeld, *Therapeutische Psychologie*, 1950<sup>2</sup>.

<sup>4</sup> Eduard Spranger, *Lebensformen*, 1930<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Ernst Kretschmer, a.a.O.

<sup>6</sup> Pfahler, *Der Mensch und seine Vergangenheit*

Beschreibung müßte nicht nur die Möglichkeit einer solchen Lebenswende offen lassen, sondern, darüber hinausgehend, die Notwendigkeit einer solchen Wandlung aufzeigen.

Auf das Geheimnis dieser Persönlichkeit hat Goethe kurz nach dessen Tode in einem Brief an Heinrich Doering vom 7. April 1826 hingewiesen: „Sie haben, mein Wertester, die Absicht, die Biographie unseres guten Falk zu schreiben<sup>7</sup>, und es sollte mir angenehm sein beizutragen, daß einem so vorzüglichen Manne ein würdiges Denkmal gesetzt werde. Das Unternehmen ist aber nicht so leicht, und ich ersuche Sie, methodisch zu verfahren. Denn er wäre in drei Epochen zu schildern:

1. als Schriftsteller,
2. als tätig in gefährlichen Kriegsläufen eingreifend,
3. als Pädagoge verwildeter Kinder und Unternehmer eines frommen Institutes in diesem Sinne.

Sehr gern will ich beitragen, daß diese Arbeit gelinge und tue daher folgenden Vorschlag. Schreiben Sie ein Schema, welches bei der ganzen Arbeit zu Grunde gelegt werden kann, stellen Sie alles zusammen, was Ihnen schon aus öffentlichen Papieren und Bekanntmachungen zu Gebote steht . . . Das Hauptbemühen muß darin liegen, durch Darstellung zu zeigen, wie das, was im Leben eines solchen Mannes als wunderbar und problematisch erscheint, sich unter verschiedenen Umständen aus seinem Charakter entwickeln konnte.“<sup>8</sup>

Mit diesem Brief hat Goethe auf das Geheimnis des Charakters seines langjährigen Freundes hingewiesen, die Lösung jedoch kaum angedeutet. Diese dürfte darin bestehen, daß der Charakter für die Entscheidungen, die der Mensch fällt, nur die eine Seite darstellt, die andere aber das ist, was Goethe die verschiedenen Umstände nennt. Man kann also die Äußerungen des Charakters am zutreffendsten als die Antworten bezeichnen, die in konkreten Situationen, in der Begegnung mit den „Umständen“ — die also als Fragen erscheinen — hervorgerufen und gegeben werden. Der Charakter kann also im Grunde, da wir ihn ja nur in seinen Äußerungen, also den Handlungen und Worten erfah-

<sup>7</sup> Die von Heinrich Doering beabsichtigte Lebensbeschreibung Falks erschien in einem Sammelband, der auch Bilder anderer Persönlichkeiten enthält, im Jahre 1840

<sup>8</sup> Goethe, Briefe, Sophienausgabe 1907, Bd. 41, S. 272

ren können, niemals als ein Ding an sich geschildert werden, sondern ist immer nur zugleich gegenüber den konkreten Situationen der Lebenswirklichkeit zu begreifen. Dabei enthüllt sich auch am klarsten das eigentliche telos der Persönlichkeit. Zu diesen Umständen gehört übrigens auch die Gemeinschaft, in der sich ein Mensch bewegt oder in die er eintritt.

Gehen wir nun bei der Charakterschilderung Falks zunächst von der äußeren Erscheinung aus, wie sie uns seine Tochter schildert: „Ich sehe ihn noch vor mir, den edlen Vater, mit dem milden Blick, mit dem vollen, weichen, glänzend hellbraunen Haar, unter das sich selbst bis zu seinem im 57. Jahre erfolgten Tode, kein graues mischte. Er war von mittlerer Größe, in der Jugend hager und bleich, war er im männlichen Alter stark geworden, ohne korpulent zu sein; dichte Augenbrauen überschatteten seine tiefblauen Augen; an die mehr breite als hohe runzellose Stirn schloß sich eine Adlernase; die festgeschlossenen Lippen verrieten Charakterstärke.“<sup>9</sup> Diese sachlich vorgetragene Beschreibung der äußeren Erscheinung wird ergänzt durch eine mehr schwärmerisch begeisterte Darstellung des unbekanntenen Verfassers der „Falkiana“, welcher mit dem Dichter vor dessen Wandlung jahrelang verkehrte<sup>10</sup>; Falk war damals ungefähr 40 Jahre alt: Er „ist ein schöner Mann. Sein schlanker Wuchs bei äußerst glücklichem Verhältnis der einzelnen Teile gibt ihm etwas Imposantes, läßt ihn hervorragen . . . Sein schwarzes Feuerauge blickt auf den Grund der Seele, wie sein Geist leicht alle Gemüter entziffert, die Gewandtheit sich klar und bestimmt in ihm ausspricht. Leicht, beweglich, rollend, immer beobachtend, auffassend, verstehend, und dabei von einer seltenen Festigkeit, durchdringend durch alle Verschleierung und Masken, jede geheime Falte aufspürend, und treffend wie sein Witz, sagt jedem gleich der erste Blick: du bist durchschaut! Seine Stirn ist hoch und fällt fast perpendikulär auf die Nase herab . . . Sein schwarzes Haar, das sich von den Schläfen etwas aufwärts sträubt, legt sich in einigen schönen Locken um die Shakespearische Stirne. Seine Augenbrauen sind buschig und sträubend im Zusammenziehen; die Runzeln, wenn er die

<sup>9</sup> R. Falk, S. 76

<sup>10</sup> Die „Falkiana“ sind ohne Angabe einer Jahreszahl erschienen; S. 43 erwähnt der Verfasser, er habe Falk im Jahre 1811 besucht, hingegen werden die Ereignisse von 1813 nicht erwähnt; das Buch wird also ungefähr 1812 erschienen sein.

Stirne faltet, perpendikulär und gebietend. Jovialität mit schnell wechselndem Ernst sind die Hauptausprüche seiner Gesichtsbildung. Um den Mund und die lange römische Nase machen sich einige unverkennbare Züge sarkastischen Witzes und jovialer feiner Ironie bemerkbar. Die Mimik ist scharf und bestimmt in seinen Zügen und wechselt schnell wie die innern Bilder, die sie deutlich ausspricht.“<sup>11</sup>

## II.

Wenn wir nun nach dieser Schilderung seiner äußeren Erscheinung nach den Grundzügen seines Charakters fragen, so wollen wir entgegen einer nur naturalistischen Deutung auch Geistiges mit einbeziehen. Eine hervorstechende Eigenschaft seines Wesens ist zunächst sein Mut. Als die Franzosen am 26. August 1806 den Buchhändler Palm erschossen hatten, erließ Falk in seiner Zeitschrift „Elysium und Tartarus“<sup>12</sup> einen flammenden Aufruf, obwohl die Franzosen in unmittelbarer Nähe Weimars standen und die Entscheidungsschlacht schon fast mit Händen zu greifen war: „Ein Wort noch, und vielleicht eins der letzten Worte, meine lieben deutschen Mitbürger. Denn leider erleben wir jetzt Zeiten in Europa, wo das Wort für ein Schwert gilt und die Wahrheit des Schriftwortes: ‚Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen‘ nur noch vor kurzem eine neue und schreckhafte Bestätigung erhielt. Aber tröstet euch! Die Reformation und Luther haben schon vormals uns Norddeutschen bewiesen, daß dies Sprichwort sich ebensogut umkehren läßt, und daß man folglich mit gleichem Recht sagen kann: ‚Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Wort umkommen.‘ Ja, es scheint beinah, als ob diejenigen, welche jetzt so rasch und blutig mit dem Schwert gegen das Wort aus der Scheide sind, so etwas befürchten. Wenn ich hier vom Worte spreche, so verstehe ich darunter nicht das Wort des ersten besten Politikers vom Kaffeehaus, . . . sondern das ernste, be-

<sup>11</sup> Falkiana, S. 6 f

<sup>12</sup> Diese Zeitschrift war zu Beginn des Jahres 1806 als ein vorwiegend literarisches und künstlerisches Organ gegründet, in welchem Falk und seine Mitarbeiter, wie Wieland, Ludwig v. Knebel und andere, ihre Kritiken, Rezensionen und Aufsätze veröffentlichten. Im Laufe der stürmischen Entwicklung des Jahres 1806 trat das politische Element in den Vordergrund. Über die ursprüngliche Absicht der Zeitschrift orientieren uns die bisher nicht vollständig veröffentlichten Briefe Falks an Ludwig v. Knebel vom Januar und Februar dieses Jahres.

dachtsame, heilige, zweck- und glutvolle Wort des deutschen Patrioten, das von der Zeit abgefordert, aus der innigsten, tiefsten, glaubensfestesten Überzeugung einer bewegten Seele stammt und hervorquillt, mit einem Wort, Gottes Wort, Luthers Wort. O ihr edlen, deutschen wenigen Männer, die ihr noch sprechen könnt und sprechen wollt, wo es frommt, wo es Gott gebietet, . . . solltet ihr feige werden und erbleichen vor Furcht und zagen wie Weiber, jetzt, da Gefahren, Tod und Gefängnis euch im Rücken und Antlitz bedrohen? . . . Ihr müßt die elenden Rücksichten eines kleinen selbstischen, bürgerlichen Ich's vergessen lernen.“<sup>13</sup>

In einem Oktoberheft seiner Zeitschrift, also wenige Tage vor der Schlacht bei Jena, ließ er ein Gedicht abdrucken, das für die Franzosen mehr als eine Herausforderung war: „Frankreich zittere den Posaumentönen, Frankreich fürchte den Vergeltungstag“<sup>14</sup>.

Zu diesem an Tollkühnheit grenzenden Mut tritt eine ganz auffällige Kurzenschlossenheit. Nachdem die Entscheidung bei Jena gefallen war, zogen französische Soldaten in Weimar plündernd von Haus zu Haus, wovon auch Johanna Schopenhauer ihrem Sohn Arthur, dem späteren Philosophen, mit Schrecken in ihren Briefen berichtete. Niemand wagte es, sich den Soldaten des Siegers entgegenzustellen. Goethes Haus blieb zwar dank des mutigen Auftretens von Christiane Vulpius verschont, aber immerhin drangen die Soldaten bis an die Tür seines Schlafzimmers vor; eine Zeit lang dachte er daran, Sachsen zu verlassen und nach Frankfurt überzusiedeln. Seine nächsten Freunde, darunter auch Charlotte von Stein und Heinrich Meyer, verloren alles in diesen Tagen. Herders Witwe hatte wie manche andere im Schloß Zuflucht gefunden, inzwischen wurden die nachgelassenen Schriften ihres Mannes zerrissen, zerstreut und zum Teil vernichtet<sup>15</sup>. Ganz Weimar war starr vor Schrecken<sup>16</sup>. Da trat gerade Falk,

<sup>13</sup> Kriegstagebüchlein, S. 219 ff; vgl. Auserl. Werke II, 305 ff

<sup>14</sup> H. Schreiner, Der „Lump von Weimar“, Zeitwende, 1940, S. 190

<sup>15</sup> R. Buchwald, Goethe und das deutsche Schicksal, 1948, S. 223; L. Geiger, Aus Alt-Weimar. Mitteilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen, 1897, S. 98 ff; R. Reinbeck, Reiseplaudereien, 2. Bd., 1837, S. 28 ff; F. Hartung, Das Großherzogtum Weimar unter der Regierung Carl August, 1775—1828, 1923, S. 211 ff; F. von Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813, 1851

<sup>16</sup> Erziehungsschriften, S. 168 f

tiert war und den man deshalb in Weimar für ein „verlorenes Haupt“ hielt, den Franzosen entgegen<sup>17</sup>, gebot ihrem Plündern Einhalt und versprach ihnen zugleich, für das Notwendigste zu sorgen. Sofort erließ er einen Aufruf an die Bevölkerung, Lebensmittel, Wein, Verbandszeug und Stroh zu spenden. Goethe war einer der ersten, der diesem Appell Folge leistete<sup>18</sup>.

Verbunden mit dieser Entschlossenheit ist das zähe Festhalten Falks an dem, was er einmal als richtig erkannt hat. Als Goethe kurz vor der Schlacht bei Jena das Verbot der Zeitschrift „Elysium Tartarus“ beantragte, antwortete Falk: „Ich werde Gott nicht verleugnen, und wenn der gallische Hahn zehnmal lauter in meiner Nähe krähen sollte.“<sup>19</sup> Seine Tochter beurteilt ihren Vater sicherlich richtig, wenn sie sagt: „Mein Vater aber war kein bloßer Federheld, er hatte das Herz, für das, was er geschrieben, einzustehen, sei es Irrtum oder Wahrheit, und dafür zu sterben, wenn es sein mußte.“<sup>20</sup> Diese trotzig Entschlossenheit und das unbedingte Festhalten an dem, wovon er überzeugt war, bilden einen Hauptzug seines Wesens. Diesen Trotz hatte er nicht nur während der napoleonischen Kriege gezeigt, ebenso zäh und entschlossen führte er später sein Erziehungswerk durch. Als er dann nach den Freiheitskriegen sein Haus zu einem Heim für verwahrloste Jugend umgestaltete, mußte er viel Spott seitens der sogenannten guten Gesellschaft Weimars ernten, viele pflegten den ehemaligen Dichter nur noch den „Narren von Weimar“ zu nennen. Doch unbeirrt setzte er seine Erziehungsarbeit fort.

Bei dieser Entschlossenheit wird auch ein weiterer Grundzug seines Wesens deutlich, die Opferbereitschaft, die auf einer gewissen Gleichgültigkeit gegenüber seinem Leben, seinem Schicksal und seinem Ansehen vor den Menschen beruht. „Es war noch eine große Gnade Gottes, daß er . . . mich als Charpie benutzte und in die offenen Wunden der Zeit legte. Da wird nun freilich den ganzen Tag an mir gezupft und gerupft, . . . solange noch ein Fäserchen an mir übrig ist.“<sup>21</sup>

<sup>17</sup> R. Falk, S. 31 ff

<sup>18</sup> Schultze, Falk und Goethe, S. 69

<sup>19</sup> a.a.O., S. 58 f

<sup>20</sup> Die gleiche mutige Haltung kommt bereits in einem Gedicht von 1787 m. d. Titel „Der Männertrotz“ zum Ausdruck, Auserl. Werke I, 211

<sup>21</sup> Geh. Tgb. I, 49



### III.

Das Bild der Persönlichkeit rundet sich, wenn man noch eine für Falk eigentümliche Mischung von Trotz und Güte hinzunimmt, von denen jeder einzelne Charakterzug — der Trotz wie die Güte — je nach den Umständen und der jeweiligen Situation besonders hervortritt; sie können sich aber auch beide in der konkreten Situation vereinigen. Als die Regierung von Weimar die Anweisung herausgab, daß im „Lutherhof“ Falks nur einheimische Kinder aufgenommen werden dürfen, da nur für sie der Staat bezahlen wolle, fragte er: Sind die fremden Kinder nicht auch der zitternde, hungernde und frierende Christus? Auch sie, so betonte Falk trotzig, bedürfen der Hilfe, und so nahm er sie trotz aller ministeriellen Erlasse auf<sup>22</sup>.

Dieser letztlich harmonische Ausgleich von Trotz und Güte hatte sich bei Falk erst allmählich entwickelt. Solange sein Charakter noch nicht ausgereift war, herrschte der Trotz vor, der sich in seiner Schriftstellerei als Opposition gegen den Zeitgeist und die herrschenden Ansichten, mitunter auch als bissiger Sarkasmus äußerte. Schon Schiller hat erkannt, daß diese einseitige Kultivierung der Ironie nicht der wahren Natur des jungen Dichters entsprach. Schiller hielt ihn „für eine viel zu harmonische Natur, um ein bloßer Satiriker zu sein; zu einem Satiriker gehöre eine Art permanenter Disharmonie, eine Art von Puckel“<sup>23</sup>.

Im ganzen gesehen war Falk charakterlich eine auf das Harmonische angelegte Natur, und diese Harmonie hat er sich, wie sein großes Vorbild und Freund Goethe, erst allmählich erkämpfen müssen. Wir knüpfen an das vorher Gesagte an, indem wir die Umstände einschließlich der Gemeinschaft kurz betrachten, in die sich Falk stellte. In Halle zählte er zu den Studenten, die sich für die Ideale der französischen Revolution begeisterten und deren Sehnsucht es war, nach Paris zu reisen, wo das „Herz der Zeit“ schlug<sup>24</sup>. In Weimar gehörte er zunächst zum Kreis der Unzufriedenen, der sich um Herder gesammelt hatte; später näherte

<sup>22</sup> T. Reis, S. 58; Geh. Tgb. I, 15; Aufruf, S. 60 ff; Erziehungsschriften, S. 174 ff

<sup>23</sup> F. Schiller, zit. nach E. Witte, Falk und Goethe, S. 20 f

<sup>24</sup> vgl. dazu auch seine Satyre, „Die Uhus“. Vgl. auch den Brief an den halleschen Kommilitonen Komopack vom 14. September 1795 (erwähnt bei Schultze, Falk und Goethe, S. 23). Der Brief beweist, daß Falk schon vor 1795 nach Paris reisen wollte.

er sich Goethe, wodurch seine Anlage zur Harmonie gefördert wurde.

Dann aber trat die Wandlung ein, die sein Leben völlig veränderte: er faßte es als seine Lebensaufgabe auf, für die verwahrloste Jugend zu sorgen, mit der er eine neue Gemeinschaft gründete und deren Haupt er war. Hier fanden seine eigentlichen Charaktereigenschaften erst das rechte Feld, sich zu entfalten: Mut, Entschlossenheit, Tätigkeit und vor allem die Anlage zu einer eigentümlichen Harmonie von Trotz und Güte. Der Trotz zeigte sich in der Durchführung des fast abenteuerlichen Erziehungsplanes an diesen Jugendlichen, der zunächst überall auf größten Widerstand stieß; die Güte offenbarte sich in der Fürsorge für seine Pfleglinge. Charakteristisch ist die Aufnahme des Ernst Brühl, der ein schlechtes Leumundszeugnis mitbrachte. Falk fragte ihn: „Wie alt bist du?“ — „Elf Jahre.“ — „Das ist nicht wahr, du bist einen Tag alt; eben bist du wiedergeboren worden. Ich will alles vergessen, was du getan hast, ich will mein Gedächtnis nicht damit beschmutzen, es ist ein neuer Lebenswandel, der jetzt angeht.“ Bei diesen Worten verbrannte er das schlechte Leumundszeugnis, das der Junge mitgebracht hatte. Als sodann für diesen neue Kleider gebracht wurden, sprach der Hausvater: „Legt die alten Lappen ab, ziehet den neuen Menschen an mit den neuen Kleidern.“ Sodann vermahnte er nochmals den Jungen: „Nun geh, du bist jetzt so frei wie ich“<sup>25</sup>. Es ist hier nicht unsere Aufgabe zu erörtern, ob man ebenso unbekümmert wie Falk die Aufnahme in ein Heim mit der Wiedergeburt gleichsetzen darf. Daß hier gewisse Fragen auftauchen, liegt auf der Hand. Jedenfalls hatte dieser Erzieher die Bedeutung des Aufnahmeaktes für das Leben im Heim und jeden Zögling erkannt, und auch in dieser Hinsicht lernte später Johann Hinrich Wichern von ihm. Uns interessiert in diesem Zusammenhang besonders, wie Falk bereit war, bei neuankommenden Jungen einen radikalen Schlußstrich unter deren Vergangenheit zu setzen<sup>26</sup> und ihnen aus Herzensgüte den Weg zu einem neuen Leben zu eröffnen. In dieser Haltung offenbart sich pädagogischer Optimismus und ist uns zugleich ein Hinweis für seinen Charakter. Sein Trotz

<sup>25</sup> Aufruf, S. 124 ff; bei der Aufnahme anderer Jungen fand Falk ähnliche Worte, Kriegstagebüchlein, S. 53 ff

<sup>26</sup> vgl. auch seinen Brief an Charlotte Kestner, geb. Buff, vom 18. 4. 1823, Erziehungsschriften, S. 151 f

steigerte sich manchmal geradezu zur Verbissenheit, wurde aber aufgewogen durch eine immer stärkere Liebe für die ihm anvertrauten Kinder. So lesen wir in einem Brief an seinen Freund Körte: „Mein Vaterherz entbrennt erst recht und wird zum grim-migen Löwen, wenn Sünd' und Welt, Tod und Teufel wider mein Kind antritt. Da muß ich es ihm ritterlich abkämpfen, da muß ich zum zweiten Mal wie eine Mutter mit Angst, Schmerzen und Tränen gebären, oder ich bin kein Vater, bin kein Erzieher.“<sup>27</sup>

Er wußte genau, daß die stärkste Macht in der Erziehung die Liebe ist; durch keine Enttäuschungen ließ er sich davon abbringen. So schrieb er an den gleichen Freund: „Ich bin überzeugt, wenn man sich am Teufel selbst zu Tode liebte, er müßte sich doch zuletzt, wie Abadonna in Klopstock, in einen Engel des Lichts verwandeln. Sein Unglück besteht eben darin, daß er niemand finden kann, der seine Verfinsterung durch Liebe überwinden und binden kann. Ich könnte euch merkwürdige Beispiele erzählen, wie durch persönliche, mit Geduld und Gottgelassenheit erlittene Mißhandlungen von meiner Seite manche jugendliche, schwer auf Abwege geratene Charaktere wieder zur Besinnung kamen. Da die Liebe aus Gott ist, so sollte es uns eigentlich nicht wundern, daß sie zuletzt sogar den Teufel beschämen kann.“<sup>28</sup> Für Falks Charakter wie für sein erzieherisches Wollen ist es in gleicher Weise bezeichnend, daß er bereit war, für die „heilige Sache“ seines Erziehungswerkes nicht nur sein Geld und Gut, sondern auch sein „Blut in jedem Augenblick wie ein Pelikan hinzugeben“<sup>29</sup>. Aus Liebe zu seinen Zöglingen und zu der Erziehungsanstalt, die er gegründet hatte, wollte er sich selbst völlig opfern. Die Schicksalsschläge hatten ihn genötigt, unter Beweis zu stellen, daß das nicht nur Worte waren: „Gott mauert mit Blut. Er wird mich als einen Pfeiler in dieser Anstalt vielleicht vermauern. Noch nach Jahrhunderten werden meine Tränen und mein Jammer Trost gewähren denen, die mit mir in die nämlichen Fußstapfen treten“<sup>30</sup>, in die Fußspuren Jesu Christi, der

<sup>27</sup> Brief an Wilhelm Körte, ohne Datum, Erziehungsschriften, S. 142

<sup>28</sup> Aus einem Brief an W. Körte vom 15. 2. 1822, Goethe-Schiller-Archiv, zit. nach T. Reis, S. 49      <sup>29</sup> Geh. Tgb. I, 5

<sup>30</sup> Geh. Tgb. I, 43. Sehr aufschlußreich ist es auch, daß unter jenen Dokumenten, die bei der Grundsteinlegung des „Lutherhofes“ eingemauert wurden, sich auch ein Schriftstück mit den Namen seiner verstorbenen Kinder befand.

aus Liebe zu den verlorenen Menschen in den Tod gegangen ist, wie wir aus dem Sinnzusammenhang ergänzen dürfen.

Falk ist der Überzeugung, daß die Liebe zu den Menschen sich auf das Erbarmen Gottes gründet. Hier ist auch der Punkt, wo wir bei der kurzen Schilderung des Charakters auch das Geistige mit einbeziehen wollen, das auch mit dem Charakter in einem tieferen Zusammenhang steht, das ist der Glaube, der geistig ist, aber zugleich auch auf dem Charakter beruht. Wir erinnern an die oben wiedergegebenen mutigen Worte, die Falk 1806 nach der Hinrichtung Palms sprach, in denen er sich auf das „Wort“ berief, sogar fast triumphierend ausrief: „Wer das Schwert nimmt, soll durchs Wort umkommen.“ Hinter diesem Aufruf steht ein Mann, der in seiner Verwegenheit nicht davor zurückschreckte, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Bei dieser mutigen Haltung wird man unwillkürlich an Luther bekanntes Wort vom „verwegenen Glauben“ erinnert.

Dieser lutherische Glaubenstrotz erhält bei Falk eine besondere Gestalt durch eine eigentümliche Verbindung mit gewissen Gedanken der Mystik. Wenn Johannes Falk vom Glauben sprach, so betonte er zunächst, daß ein Glaube, der nur Streitigkeiten auslöst, tot ist und gar nicht als solcher bezeichnet werden darf. Nur der Glaube ist echt, der Taten der Liebe hervorbringt, der die Menschen bis zur Aufopferung ihres Lebens treibt. Nur die aus solchem Glauben vollbrachten Taten sind wirkliche Liebeswerke und haben ihre Wurzel in der Liebe Gottes, die ja auch Tat und Opfer zugleich ist. „Der Kern der christlichen Religion“ ist „1. der Glaube an einen in die Welt gekommenen erbarmenden Gott, der uns allen ein Beispiel und Vorbild der Heiligung geworden ist, so daß die Christen nicht nur sagen: „Wir sind durch Gott“, sondern „Wir sind auch in Gott. In ihm leben, weben und sind wir“. „2. die praktische Nachfolge dieses Vorbildes, das sich an seinen Freunden, ja selbst an seinen Feinden zu Tode liebte; also ernstliche Nachfolge Jesu Christi in Werken der Liebe bis zur blutigen Aufopferung. Das sind die beiden Lichtpunkte. Katholik, Lutheraner, Reformierter, Quäker oder Herrenhuter, wie er sich in seinem Formalismus einander unterscheidet, wenn er fest an diese zwei Punkte hält, so hat er Christum erlebt und ist ein Christ.“<sup>31</sup>

<sup>31</sup> Geh. Tgb. II, 25 f

Noch deutlicher kommt die Selbstaufopferung in einem Gebet zum Ausdruck, das wir im ersten Bändchen seines „Geheimen Tagebuches“ finden: „Ewiger Vater! Hast du neue Leiden und bittere Prüfungen über mich in diesem Winter verhängt, — meine Seele sitzt demütig zu Füßen und singt wie Magdalene:

Ich werde dir zur Ehre alles tragen,  
Kein Kreuz nicht achten, keine Schmach noch Plagen,  
Nichts von Verfolgung, nichts von Todesschmerzen  
Nehmen zu Herzen.“<sup>32</sup>

Diese Worte klingen gewiß anders als der flammende, geradezu tollkühne Protest aus dem Jahre 1806. Trotzdem ist es sicherlich nicht richtig, wenn man behaupten würde, daß im Laufe der Jahre die Verwegenheit des Glaubens bei Falk gemildert oder abgeschwächt wurde. Das trifft schon insofern nicht zu, als das erste Zitat aus dem Jahre 1821 und das Gebet von 1818 mit aller Deutlichkeit zeigen, daß Falk immer bereit war, für das, was er als richtig und notwendig erkannte, seine Ehre und sogar sein Leben dranzugeben. Bei genauerem Zusehen zeigt es sich, daß der Glaubenstrotz geblieben ist, daß ihm aber die Ideen der quietistischen Mystik eine neue Gestalt und eine bestimmte Färbung verliehen haben. Das Traditionsgut der französischen Mystik trug auch weithingehend dazu bei, daß Falks Charakter in zunehmendem Maße zur harmonischen Ausgeglichenheit gelangte. Im Mittelpunkt dieser Mystik steht der Gedanke der „reinen Liebe“: die Seele soll Gott lieben um seiner selbst willen, weder aus der Hoffnung, dafür belohnt, noch aus Furcht, wegen Mangels an Liebe bestraft zu werden<sup>33</sup>. In welchem starkem Maße Falk diese Gedanken übernommen hat, zeigt sein Aufsatz: „Kindschaft zu Gott“. Darin heißt es: „Die Wahrheit ist, daß auf dem Standpunkt der himmlischen Kindschaft weder von Furcht noch von Strafe, noch von Belohnung die Rede sein kann, sondern von Seiten des Vaters und des Kindes alles aus seliger Liebe und wechselseitig geschieht. — Der Vater glaubt, sein Kind nicht für seine Liebe belohnt zu haben, wenn er ihm dieses oder jenes Gute

<sup>32</sup> Geh. Tgb. I, 15; der Vers stammt aus dem Liede „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen . . .“ von J. Heermann.

<sup>33</sup> François de Fénelon, Explication des Maximes des Saints . . . besonders Art. V.; vgl. auch meinen Aufsatz: Grundgedanken der Pädagogik Franz von Fénelons. Der Weg zur Seele, VIII/1951, S. 225 ff

zufließen läßt; das Kind glaubt nicht, einen Lohn zu verdienen, wenn es seine Geschwister liebt und sich aus Liebe für dieselben aufopfert, obwohl es weiß, daß dies Opfer in den Augen des Vaters gefällig ist. Dies ist der reinste, höchste, himmlische Gesichtspunkt des Christentums.“<sup>34</sup> Mit dieser Forderung, daß der Christ sich im Dienst am Nächsten verzehren soll, erhält die Lehre von der reinen Liebe und der Gotteskindschaft des Menschen eine neue Ausprägung. Wenn quietistische Mystiker von der reinen Liebe sprechen, die weder durch Hoffnung noch durch Furcht bestimmt sein darf, so betonen sie nachdrücklich, daß derjenige, der Gott uneingeschränkt liebt, in „heiliger Indifferenz“ gegenüber seinem zukünftigen Schicksal leben soll<sup>35</sup>. Die Seele soll Gott nicht deshalb lieben, weil sie hofft, von ihm dafür im Jenseits belohnt zu werden, das wäre letztlich Egoismus. Falk hat mehr das irdische Leben im Auge und meint, daß derjenige, der sich selbst aufopfert, nicht verzagen soll, wenn er in dieser Welt keinen entsprechenden Lohn dafür empfängt. Daß unser Schriftsteller besonders an das irdische Leben denkt, will keineswegs besagen, daß er das Weiterleben nach dem Tode bestritten hat, jedoch zeigt die von ihm vollzogene Umdeutung der „heiligen Gleichgültigkeit“ die tatenfrohe Weltoffenheit des 19. Jahrhunderts<sup>36</sup>.

Für den Charakter Falks ist nun dieser Gedanke der reinen Liebe, auch wenn diese anders interpretiert wurde, von großer Bedeutung. Wir sahen bereits, daß er im Grunde eine harmonische Natur war, obgleich er verschiedene Charakterzüge besaß, die zunächst so erscheinen, als stünden sie im Widerspruch zu einander. Diese innere Harmonie, eine Grundbedingung für jeden guten Pädagogen, hatte er auch dann bewahrt, als die harten Schicksalsschläge kamen und der Tod in die Familie eingriff. Als die ersten vier Kinder den Eltern entrissen wurden und die Aufrechterhaltung des neuen Erziehungswerkes große finanzielle Sorgen bereitete, verzagte seine Frau. So schrieb dann Johannes Falk am 17. April 1818 in sein „Geheimes Tagebuch“: „Meine Frau weint beständig und nimmt sich diesen Zustand sehr zu Herzen. O mein Gott und Herr, erleuchte sie mit dem Licht deiner Gnade, damit sie freudig der Welt und ihren Ansprüchen entsagen lernt.

<sup>34</sup> Geh. Tgb. II, 26

<sup>35</sup> Fénelon, Maximes des Saints, Art. IV und V

<sup>36</sup> W. Lütgert, Die Religion des deutschen Idealismus und ihr Ende, 3. Bd., 1925, S. 137 ff

Sie ist so seelengut, nur noch zu wankend und nicht fest genug im Glauben und im Vertrauen auf dich, du Brunnenquell alles Lebens und aller Güter.“<sup>37</sup> Die Verzagtheit und Verzweiflung der Mutter steigerte sich noch, als im kommenden Jahr der Sohn Eduard als fünftes Kind starb. Einmal über das andere schrie die leidgequälte Mutter: „O Eduard, tritt noch einmal in die Tür. Soll ich dich niemals wiedersehen? In acht Tagen rot und tot. O erzeigt mir die Barmherzigkeit und begrabt mich neben meinem Eduard.“ Dann dachte sie an all die Kinder, die sie in den vergangenen Jahren zusammen mit ihrem Mann in ihr Haus aufgenommen, weil diese ihre Eltern verloren hatten, und schrie laut auf: „O Gott, o Gott, so erbarmen wir uns der fremden Kinder und du nimmst die unsrigen.“<sup>38</sup> Der weinende Vater aber sprach das Gebet: „Himmlicher Vater, Dein Wille geschehe.“<sup>39</sup> Diese erschütternde Verzweiflung seiner Frau ist hier nicht zur Sprache gebracht, um ein ungutes Wort über die leidgequälte Mutter zu sagen; dieser Schmerz mußte jedoch erwähnt werden, um deutlich zu machen, daß Falk selbst vor der letzten Verzweiflung bewahrt blieb. Als nach dem Tode Eduards eines Nachts seine Tochter Angelika erkrankte, sich jedoch bald wieder erholte, schrieb der Vater am kommenden Tage die Worte: „Ein Kind von mir ist die Nacht nahe am Tode gewesen. Die Betäubung dauerte fünf Stunden und länger. Wir erwarteten in jeder Minute das Ausgehen des Atems und den Abschied des Seelchens. Gott schenkte mir himmlische Fassung.“<sup>40</sup> Mit diesen Worten wies Falk selbst auf die innere Harmonie seines Wesens hin, die selbst die vielfache Erfahrung bitteren Leides nicht rauben konnte; er besann sich vielmehr auf die Werte, die kein Tod rauben konnte: „Es gab Zeiten in unserm Hause, wo wir alle zusammen nur ausgeweinten Gespenstern glichen. Kinder kamen zu Hunderten aus dem ganzen Land, gingen ein und aus, und die meinigen wurden begraben. Gott hielt mein Herz, sonst wäre es zersprungen. Fortan hatten Politik sowie das ganze Reich dieser Welt mit seinen Schattenwesen ausgetan, oder ich selbst war ein Schatten geworden — ich weiß es nicht. Durch die Lücken von vier geliebten

<sup>37</sup> Geh. Tgb. I, 7

<sup>38</sup> Geh. Tgb. I, 41 f; Erziehungsschriften, S. 174

<sup>39</sup> J. H. Wichern, Johannes Falk und sein Institut, Ges. Schriften, Bd. VI, S. 26 f

<sup>40</sup> Geh. Tgb. I, 59; vgl. Aufruf, S. 32

Gräbern war mir ein glanzvoll gestirnter Himmel aufgetan.“<sup>41</sup> Daß er trotz mannigfaltiger Erfahrungen doch ein innerlich ausgeglichener Mensch blieb, kommt wohl am besten im folgenden Gedicht zum Ausdruck:

Ich bin des Herrgotts Fiedelbogen,  
gar straff hat er mich aufgezo-  
gen und spielt ein Stück mit mir in Dur,  
daß allen durch Mark und Bein es fuhr!  
Lustig, wie sie sind, lieb- und weintoll,  
hätten sie es freilich lieber aus Moll.  
Aber nur Geduld, liebe Seele, Geduld!  
Du stehst ja nicht ewig am Notenpult,  
und ist das Stück zu End erst ganz,  
dann löst sich die schneidende Dissonanz  
in die seligste Harmonie:  
Das glaub' und hoff' und verzage nie.<sup>42</sup>

So war es also der Glaube, der dem Vielgeprüften dazu verhalf, zur inneren Harmonie zu gelangen. Die Lehre der quietistischen Mystik von der reinen Liebe bestärkte ihn darin und bewahrte ihn davor, beim Tode seiner Kinder zu verzweifeln und mit Gott und sich selbst zu verfallen. Das mag unterstrichen werden durch die Worte, die er am Sterbebett seines Sohnes Eduard aufschrieb, wenige Stunden bevor dieser starb: „Christi Dornenkrone, Christi Purpurmantel gläubig - fromm mit ihm teilen, wund gezeißelt und zerrissen werden — davon will die Welt nichts wissen, und doch ist dieses reine, uneigennützig, göttliche Liebe.“<sup>43</sup> Daß die Liebe des Menschen zu Gott wirklich rein ist, der Mensch völlig frei ist von Furcht und Hoffnung, wird am besten unter Beweis gestellt, wenn er auch im Leid gehorsam ist, nicht mit seinem Schicksal hadert, sondern alles, was ihm auferlegt wurde, in wirklicher Gelassenheit trägt. So schrieb Falk:

Gib her, gib her die Rosen rot.  
Gib her die bitt'ren Zähnen,  
gib Kreuz, gib Schmach, gib Not, gib Tod!

<sup>41</sup> Aus einem Brief an Gen. v. M., Goethe-Schiller-Archiv, zit. nach T. Reis, S. 4

<sup>42</sup> vgl. auch das Gedicht „An die Geduld“, das mit dem bezeichnenden Satz beginnt: „Ich will die schönste Tugend singen . . .“, Auserl. Werke, I, 163 f

<sup>43</sup> Akten d. Ges. d. Fr. i. N. 27/10, zit. nach T. Reis, S. 11

Ich trag sie, dir zu Ehren,  
mein Heiland, durch die Welt dahin,  
daß ich wie du geschmückt einst bin  
vor deinem Gnadenthron.<sup>44</sup>

Die letzten beiden Zeilen hätte zwar Fénelon sicherlich so nicht ausgesprochen, und doch ist unverkennbar, daß beide ihre letzte Zuflucht in der reinen Liebe suchen. Wenn nun Falk ebenso wie Fénelon die reine Liebe so stark unterstrich, so muß man zur rechten Würdigung sogleich bedenken, daß weder der eine noch der andere irgendwie schmiegsame Naturen waren. Im Gegenteil, beide hielten an dem, was sie für wahr erkannt hatten, in unerbittlicher Strenge, auch in Härte gegenüber sich selbst, fest; Fénelon mehr in geistiger Hinsicht, Falk mehr in charakterlicher Zähigkeit. Beide lebten — bei aller Betonung der Liebe — in getreu festgehaltener Opposition zur herrschenden Ansicht ihrer Mitwelt und in beharrlicher Auflehnung gegen ihre Zeit.

Hier muß noch auf jenen Brief hingewiesen werden, den Wilhelm Körte nach dem Tode Falks an dessen Tochter Rosalie schrieb: „Nur einer gemütlosen Urkunde mag es schwierig sein, den früheren Satiriker mit dem Mystiker zu vereinigen. Wer nicht mit glühendem Haß dem Laster der Torheit entgegenzutreten sich berufen fühlte, wie sollte der die heilige Kraft in sich finden oder auch nur in sich suchen, dem Urquell des Lebens in der Tat und Wahrheit sich mit heißer Inbrunst zu widmen. Wenn unser Verewigter in den letzten Jahren den mystischen Ton wählte, so war es aus demselben Geist des Zeitgemäßen, welcher ihm in der Jugendperiode den Geist der Strafrede einblies.“<sup>45</sup> Bei diesem Brief ist nicht ganz klar, was Körte mit dem „Geist des Zeitgemäßen“ meint, man könnte diesen Ausdruck so auffassen, als ob sich Falk immer dem jeweiligen Geist der Zeit angepaßt habe. Wir meinen jedoch dies Wort so aufzufassen, daß Falk immer das aussprach, was seine Zeit eigentlich brauchte, und dies „notwendige“ Wort konnte und mußte sehr oft im Gegensatz zu dem gesagt werden, was jeweils gerade als „modern“ galt. Aus der vorangehenden Darstellung wird sich jedenfalls so viel ergeben haben, daß Falk seiner eigenen Überzeugung stets treu blieb. Das Beachtenswerteste dieser Charakteristik Körtes, der un-

<sup>44</sup> R. Falk, S. 96

<sup>45</sup> Brief von Wilhelm Körte an Rosalie Falk vom 17. Mai 1828

sern Schriftsteller seit der Studienzeit gut kannte, scheint uns zu sein, daß er dem Charakter Falks nicht wie manche seiner Zeitgenossen verständnislos gegenüberstand, sondern ihn trotz seiner mannigfaltigen und unterschiedlichen Tätigkeit als eine einheitliche Persönlichkeit begriff. Die Triebfeder bestand darin, daß er in jenen bewegten Zeiten jeweils „das ernste, bedachtsame, heilige, zweck- und glutvolle Wort, das von der Zeit abgefordert“<sup>46</sup> wurde, aussprach. Für das, was Falk für recht erkannte, setzte er sich immer voll und ganz ein, dem Wort folgte bei ihm immer sogleich die Tat. Deshalb ist es nicht nur verständnislos, sondern „gemütlos“, ihn als eine gebrochene Persönlichkeit darzustellen.

Abschließend ist zu sagen, daß die Eigenart seines Charakters, die Harmonie von Güte und Trotz, in seiner „Wandlung“ erst voll zum Ausdruck kommt. Diese ist hervorgerufen durch äußere, an ihn herantretende Umstände, durch mannigfaltige Erfahrungen des Leides, sie bedeutet also nicht einen Bruch in seinem Wesen, sondern den Durchbruch zum eigentlichen Wesen, zur Harmonie, die in seinem Charakter von vornherein angelegt war. Goethes oben angeführtes Wort enthält also die Wahrheit, daß „das, was im Leben eines solchen Mannes als wunderbar und problematisch erscheint, sich unter verschiedenen Umständen aus seinem Charakter entwickeln konnte“.

Seine Persönlichkeit ist jedoch durch die hier gegebene Skizze nicht erschöpfend gekennzeichnet. Es tritt hinzu, was nicht aus seinem Charakter zu deuten ist, aber auf seine Konstitution, also eine besondere leib-seelische Verfassung hinweist. Wenn man ihn also nach unserer Auffassung nicht in einen in der neueren Psychologie üblichen Typus einordnen kann, so gehört er doch zu einem außerhalb des rein Charakterologischen liegenden visionären Typus eigentümlicher Prägung. Doch das erfordert eine besondere Darstellung.

<sup>46</sup> Kriegstagebüchlein, S. 219 ff

## V. Kapitel

### Die Visionen Falks

*Die Jugendvision — Die „Erscheinung in den Bergen“ —  
Die Berufungsvision — Bewertung der Visionen*

Als in den Tagen nach der Schlacht bei Jena Falk sich tatkräftig der bedrängten Landsleute annahm, wollte es zunächst niemand glauben, „daß dieser Falk und der Schriftsteller ein und dieselbe Person seien; man hielt ihn für einen Vetter jenes, wie man meinte, in Kriegswettern untergegangenen Hauptes“<sup>1</sup>. Rückblickend auf diese Tage schrieb er in einem Brief: „Ich habe mir's selbst kaum geglaubt, aber mich trieb der Geist, und im Leben habe ich dem noch keinen Korb gegeben.“<sup>2</sup> Dieses Getriebensein steigerte sich bei ihm zu bestimmten, allerdings in seinem Leben seltenen Visionen.

#### I.

Die erste Vision, von der wir Kenntnis haben, erlebte er in seiner Jugend, als er ungefähr 15 Jahre alt war. Er befand sich also in einem Lebensalter, in welchem die eidetische Anlage stark ausgeprägt ist und Menschen oft entscheidende religiöse Erlebnisse haben. Noch bedeutsamer ist es, daß er damals in einem Lebensabschnitt stand, in welchem alle jungen Menschen eine Krisis durchzustehen haben. Die Kindheit mit ihren Idealen und ihrer Geborgenheit geht zu Ende, ein neuer, ganz anderer Lebensabschnitt beginnt. In diesem Stadium der Entwicklung, das eine „Epoche der Loslösung vom Überlieferten, des Zweifels und der Verneinung“ darstellt<sup>3</sup>, tritt vorübergehend eine Leere ein, die das Ende der Kindheit anzeigt<sup>4</sup>. W. Trillhaas hebt im Anschluß an H. Künkel hervor, daß „nicht ohne weiteres neue Ideale die alten verdrängen, ein neuer Lebensstil den bisherigen beiseiteschiebt, sondern die Kindheit hört auf, auch wenn das Neue noch

<sup>1</sup> R. Falk, S. 37    <sup>2</sup> ebenda

<sup>3</sup> E. Spranger, Psychologie des Jugendalters, 1929, S. 299; vgl. O. Tumlriz, Die Reifejahre, 1924

<sup>4</sup> W. Trillhaas, Grundzüge der Religionspsychologie, 1946, S. 120

nicht in Sicht ist“<sup>5</sup>. Dieses Entwicklungsstadium ist somit zugleich die Zeit der inneren Loslösung des jungen Menschen von seinem Elternhaus, der gewohnten Umgebung und ihren Einflüssen. Es regt sich der Wille zur Selbstbestimmung und eigenen Lebensführung. Diese Krisis ist zugleich eine äußere und eine innere, äußerlich beruhend auf dem Wunsch, unabhängig zu sein und innerlich auf dem dunklen Drang der Befreiung von der elterlichen Autorität, die nur als Zwang empfunden wird. So hatte sich auch der fünfzehnjährige Johannes Falk, von seinem strengen Vater unerbittlich bedrückt, dazu entschlossen, sein Elternhaus heimlich zu verlassen und als Schiffsjunge in die weite Welt zu fliehen; auch hatte er Verbindung mit einer Frau aufgenommen, die im Auftrage der Kapitäne Heuerplätze vermittelte. Diese hatte Johannes bereits eine Stelle als Schiffsjunge versprochen. Als er noch einmal kurz vor der geplanten Flucht durch die Straßen Danzigs ging — es war gerade am katholischen Feiertag Fronleichnam —, kam er vor die katholische Aller-Engel-Gotteskirche und trat in das Gotteshaus, um niederzuknien und zu beten. Da erlebte er seine Jugendvision. Was er im einzelnen geschaut und gehört hat, läßt sich nicht mehr feststellen. In seiner späteren Jugendbiographie, die er als Siebenunddreißigjähriger schrieb, berichtet er nur sehr knapp über das, was er nach dem stillen Gebet erlebte. „Mir versagte, als ich aufstehen wollte, das Knie und alle Lichter der Kirche zitterten in dem Weihrauch und die Orgel erklang wie eine Posaune und das Singen von Prozessionsleuten versetzte mir den Atem. Da rührte mir Gott das Herz.“<sup>6</sup> Ob dies Erlebnis eher als eine Vision oder Audition anzusprechen ist, ist nicht genau auszumachen, der Bericht legt jedenfalls die Vermutung nahe, daß es mehr visionärer Art war, denn er hebt das Zittern der Kerzen und den blauen Schleier der Weihrauchkerzen hervor. Es ist bekannt und heute noch in Gemeinden feststellbar, daß Jugendliche und auch Erwachsene in Kirchenräumen — mitunter mitten im Gottesdienst — tiefgreifende religiöse Erlebnisse erfahren und sogar Visionen erblicken können. Der kirchliche Raum wirkt stark auf das Gemüt des Jugendlichen und Erwachsenen, hinzu kommt noch das Miterleben des Gottesdienstes. A. Bolley berichtet von einem 14-jährigen Jungen unserer Tage, des-

<sup>5</sup> a. a. O., S. 119 f; vgl. H. Künkel, Die Lebensalter, 1941

<sup>6</sup> Johannes von der Ostsee, S. 134

sen unruhiges Herz in der Kirche den Frieden fand, nach dem es sich sehnte<sup>7</sup>. Diese Erlebnisse im gottesdienstlichen Raum können geradezu den Charakter einer Vision annehmen. Von Gregor dem Großen und Ignatius von Loyola wissen wir, daß sie, während sie die Messe zelebrierten, entscheidende Visionen erlebten. Von einem anderen, ebenfalls 14-jährigen Schüler teilt uns Bolley eine ähnliche Selbstaussage mit: „Als ich zur ersten heiligen Kommunion ging, habe ich mich zu einem innigen Gebet gedrängt gefühlt. Dieses Gefühl entstand, als sich Christus in der Gestalt des Brotes mir näherte. In diesem Augenblick glaubte ich, Jesus Christus vor mir zu sehen, wie er auf Bildern dargestellt ist.“<sup>8</sup> Bolley bezeichnet dies Erlebnis als eine „vermeintliche“ Vision; wir ziehen es vor, sie als eine eidetische Erscheinung zu bezeichnen, dazu führt uns die Überlegung, daß dieser Junge in seiner Schau keinen bestimmten höheren Auftrag erhielt.

Was diese beiden jungen Menschen aus unseren Tagen in der Kirche erfahren haben, zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit der oben erwähnten Jugendvision Falks. Auf den ersten Blick ist erkennbar, daß diese Erlebnisse durch die eidetische Anlage der Jugendlichen ihr Gepräge erhalten haben. Das Gesicht, das der junge Falk in der Aller-Engel-Gotteskirche in Danzig hatte, unterscheidet sich jedoch von den anderen Erlebnissen dadurch, daß er eine neue Sinnggebung seines Lebens erfuhr. Wie dieser Auftrag gelautet hat, erfahren wir nicht im einzelnen. Das braucht aber kein Beweis gegen die „Echtheit“ dieser Vision und Audition zu sein, wissen wir doch, daß fast all diejenigen, die wirklich Visionen erlebt haben, sich später meist nur sehr zurückhaltend über das, was sie gesehen oder gehört haben, äußerten. Jedenfalls war die Jugendvision von so tiefgreifender Wirkung, daß er „Gott gelobte, nie meine Eltern heimlich zu verlassen, sondern alles,

<sup>7</sup> „Ich hatte längere Zeit nicht mehr gebeichtet, als es mich an einem Samstagabend sehr in die Kirche drängte und ich mich nach dem Frieden des Gotteshauses sehnte. Ich ging in die Kirche, wo es ziemlich leer war. Und ich kniete am Josephaltar nieder und betete zu Gott. Das Gebet kam aus meinem Innersten heraus, denn ein seltsames Gefühl hielt mich befangen, und je mehr ich betete, um so leichter vermeinte ich zu werden. Was ich betete, kann ich nicht mehr genau sagen, nur weiß ich noch, daß ich in meinem Gebete Gottes Frieden herabflehte und für meine Eltern bat . . . Vollständig befreit von meinem seltsamen Gebetsdrang verließ ich nach dem Gebet die Kirche.“ A. Bolley, Gebetsstimmung und Gebet, 1930, S. 190 <sup>8</sup> A. Boley, a.a.O., S. 189

wie es auch kommen möchte, geduldig zu ertragen“<sup>9</sup>. — Dies Erlebnis ist deutlich von Träumen, Erscheinungen des zweiten Gesichts und gewöhnlichen eidetischen Phänomenen unterschieden; er selbst war auch späterhin davon überzeugt, daß das, was er hier erfuhr, nicht das Produkt seiner Einbildungskraft war und sich wesentlich von dem früher erwähnten Erlebnis in der Nonnenkirche, in dem er das angeschwärmte junge Mädchen vor dem Gestühl der Kirche erblickte<sup>10</sup>, zu unterscheiden ist. Es erübrigt sich, darauf hinzuweisen, daß das jetzige zweite Erlebnis auch nichts mit einer Erscheinung des zweiten Gesichts zu tun hat. Im Gegensatz zu Produkten der Phantasie, zu gewöhnlichen eidetischen Anschauungsbildern wie zu Vorschauen folgte auf die Jugendvision ein ganz bestimmter Entschluß, der seinem Leben eine ganz neue Richtung gab und mit Tatkraft und Selbstüberwindung durchgeführt wurde. Sogleich nach der Vision sollte er es auch erfahren, wie gut er daran getan hat, dem vierten Gebot gehorsam zu sein. „Und wie ich nach Hause, durch das Fischer-tor, und wieder in das Quartier kam, wo meine Eltern wohnten, lag Herr Gutfall, unser alter Nachbar, noch über der Haustür, und rief mich an und warnte mich vor dem alten bösen Schiffers-weibe: ihr Mann sei ein Seelenverkäufer<sup>11</sup>, und sie hätten schon viele junge Leute unglücklich gemacht. Und ich dankte ihm und noch mehr Gott, der mich zum zweitenmal aus einer großen Gefahr wie durch einen Engel so wunderbar errettet hatte.“<sup>12</sup> Diese Worte lassen erkennen, daß Falk schon damals diese Vision in eine gewisse Beziehung zu dem eidetischen Erlebnis in der Nonnenkirche setzte, das oben beschrieben worden ist. Die Erscheinung des Bildes des jungen Mädchens bewahrte ihn damals davor, sich auf jene Weise auf den Märkten herumzutreiben, wie es manche halbwüchsige junge Leute taten. Doch dürfen wir beide Erlebnisse nicht zu sehr in eins sehen, vielmehr ist zu sagen, daß die damalige abendliche Erscheinung in der Kirche ihm wohl ein gewisses Glücksgefühl vermittelte, jedoch keinen bestimmten Auftrag erteilte. Die eben dargestellte Jugendvision ist davon grundsätzlich unterschieden, weil ihm durch sie ein bestimmter religi-

<sup>9</sup> Johannes von der Ostsee, S. 134

<sup>10</sup> a.a.O., S. 127

<sup>11</sup> So nennt man bekanntlich in den Hafenstädten jene Leute, die an Schiffsjungen und Matrosen Heuerplätze vermitteln.

<sup>12</sup> Johannes von der Ostsee, S. 134

öser und ethischer Befehl gegeben wurde; wie dieser gelauret hat, wird von Falk nicht erwähnt, wir können lediglich den Inhalt aus dem Gelübde, das er sofort ablegte, erschließen. Dieser Auftrag ist nicht etwas zufällig Hinzukommendes, sondern gehört wesensmäßig zur Vision hinzu. So wie eidetische Phänomene das äußerlich Sichtbare der Visionen sind, so ist der religiöse und ethische Befehl das innerlich Wirkende.

Dies Erlebnis beeindruckte Falk so stark, daß er hinfort nicht mehr daran dachte, seinem Elternhaus den Rücken zu kehren. Auch wenn es ihm in den kommenden Monaten und Jahren noch so schwer fiel, zu Hause zu bleiben und das Handwerk seines Vaters, das ihm keine innere Befriedigung gab, zu erlernen, so blieb er doch bei seinem Entschluß. Erst später, nachdem Pastor Samuel Majewski dem Johannes den Besuch der höheren Schule ermöglicht hatte, verließ dieser seine Vaterstadt, um in Halle, allerdings mit Einwilligung der Eltern, zu studieren.

Um diese Jugendvision recht zu würdigen, muß man sich nochmals vor Augen halten, daß er sich in einer durch das Lebensalter mitbedingten Krisis befand, und es ist für Falk und seine innere Schaukraft bezeichnend, daß die Überwindung der inneren Not und die Erreichung neuer Lebensinhalte nicht auf dem Wege verstandesmäßiger Überlegungen erfolgte, sondern in der Form einer ihm entgegentretenden Vision plötzlich auftrat. Gewiß können auch „Einfälle“, die ihrem Wesen nach nicht transzendent sind, unvermutet „aufspringen“ und den Menschen überfallen, diese können ebenfalls stark emotional erlebt werden<sup>13</sup>, aber es muß beachtet werden, daß es bei Falk sowohl in seiner Jugend als auch in späteren Mannesjahren eine Schau war, die er selbst als übernatürlich empfand und die ihm neue Lebensinhalte und Aufgaben zeigte. Das Jugenderlebnis führte zur Selbstüberwindung; das geschaute Bild ist das, was ihn nun bewegte und den Gedanken an sich selbst zurückdrängte. Die Erscheinung in der Aller-Engel-Gotteskirche, die für ihn objektive Wirklichkeit war, siegte über die auf das Ich zentrierte subjektive Vorstellung. So ergibt es sich, wenn sich dieser schwierige Sachverhalt überhaupt erklären läßt, daß in der Vision nicht nur ein „Bild“ gesehen wird, sondern daß diese Schau als objektives, also wirkliches Ge-

<sup>13</sup> W. Hellpach, Grundriß der Religionspsychologie (Glaubenseelenkunde), 1951, S. 133 f

schehen zugleich einen Auftrag enthält, was für jede echte Vision zutrifft.

Dieser Aufforderungscharakter überwiegt sogar auf die Dauer den Wirklichkeitscharakter der Vision, daher mag es wohl auch herrühren, daß Falk das geschaute Bild im einzelnen nicht schilderte, vielmehr die Auswirkung der Vision auf sein Leben, sein Denken und Tun hervorhob. Hier läßt sich eine gewisse Parallele zu anderen Visionären, angefangen bei den Propheten des Alten Testaments, ziehen, welche nicht so sehr die Schau als solche, sondern den in der Vision empfangenen Befehl Gottes, den sie zu verkündigen haben, wiedergeben.

## II.

Das nun folgende Gedicht enthält nach unserer Auffassung eine weitere Vision, die er mit ungefähr 35 Jahren gehabt hat. Das Gedicht trägt den bezeichnenden Titel:

### Die Erscheinung in den Bergen

Daß Engel bei den Hirten wohnen,  
Das hört' ich unten längst am Meer;  
Und nun bestätigt mir ein Engel  
Der schönen Vorwelt Wiederkehr.

Denn als ich von des Meeres Ufern  
Mich in das feste Land begab,  
Da stiegst du plötzlich aus den Bergen,  
Wie aus den Himmeln, mir herab.

Ich sah mit sel'gem Hoherstaunen  
Ein Götterbild in Wolken stehn; —  
Nicht konnt' ich seinem Glanz entweichen,  
Nicht konnt' ich zitternd näher gehn.

Da bat ich so dich mit Erröten:  
„Laß ab, du Himmelslustgestalt,  
Mit diesen Augen, die mich töten!“  
— Da, nun erbarmtest du dich bald

Und nahmest mit seelenvollem Lächeln  
Mir die Besinnung ganz hinweg,  
Und führtest mich mit dir von dannen,  
Auf einen hohen Alpensteg.



Dort irr' ich nun in blauen Bergen  
Mir ist's in stiller Abendluft,  
Als ob mich jenseits aus der Ferne  
Verschwiegner Sehnsucht Stimme ruft.

Als müß't ich ewig mit dir ziehen,  
Du Abglanz himmlischen Gesicht's,  
Dahin, wo Engel zitternd knien,  
Zum Quell des ungeborenen Lichts!

Ja, mild're dir nur mit Gesängen,  
Du heil'ge Seele, deinen Schmerz,  
Und ziehe, wie mit Hirtenklängen,  
Woher du stammest, himmelwärts.<sup>14</sup>

Einige wenige Worte zur Deutung des hier beschriebenen Phänomens seien noch hinzugefügt. Dies Gedicht steht im 1. Band seiner Auserlesenen Werke, der das „Liebesbüchlein“ heißt. In diesem Bande hatte Johannes Falk vor allem Worte der Liebe, die er einst an junge Mädchen richtete, zusammengefaßt. Das obige Gedicht fällt jedoch ganz aus diesem Rahmen heraus, denn diese Verse geben, wie wohl mit Sicherheit angenommen werden kann, eine Vision wieder, die Falk im Gebirge, wahrscheinlich bei seiner Reise nach Oesterreich im Jahre 1803 hatte. Am Gedicht kann man es geradezu ablesen, daß diese Vision in enger Verbindung mit seiner eidetischen Anlage steht. Die Worte aus dem dritten Vers „Ein Götterbild in Wolken steht“ weisen auf das typische Faktum hin, daß die Anschauungsbilder im allgemeinen vor einem neutralen, zumeist dunklen Hintergrund erscheinen. Hinzuzunehmen ist noch, daß der Abend bereits hereingebrochen ist, wie der fünfte Vers erkennen läßt. Der in der dritten Strophe erwähnte „Glanz“ scheint ein Auraphänomen zu bezeugen. Die folgenden Zeilen sprechen deutlich aus, daß er die Augen offenhalten muß, wie die Vorschaue, wenn sie ein zweites Gesicht sehen; es befällt ihn also auch die typische Starre („Nicht konnt' ich zitternd näher gehn“).

Aber es handelt sich hier nicht um eine Erscheinung des zweiten Gesichts, da keine Katastrophe vorausgesehen und also auch nichts vorausgesagt wird. Im Gegenteil, es findet eine Entrückung statt wie bei den meisten echten Visionen. Die Seele wird.

<sup>14</sup> Auserl. Werke, Bd. I. S. 93 f

wie die Schlußverse zeigen, durch das Geschaute „zum Quell des ungeborenen Lichts“ gezogen. Deutlich tritt auch das hervor, was die Visionen von allen anderen Gesichtern unterscheidet, der Appell, der an den Schauenden gerichtet wird („verschwiegner Sehnsucht Stimme ruft“).

Vision und Audition ergänzen sich, gehen ineinander über und werden vom Betrachtenden als Ganzheit aufgenommen. Der Schluß ist ein romantischer. Die Seele kehrt zu ihrer himmlischen Heimat zurück. Unwillkürlich wird man an Eichendorffs — viel späteres — Gedicht erinnert: „Es war, als hätt' der Himmel die Erde still geküßt“. Das Gedicht dieses Romantikers schließt mit einem ähnlichen Gedanken:

Und meine Seele spannte  
Weit ihre Flügel aus,  
Zog durch die stillen Lande,  
Als flöge sie nach Haus.

Falks Verse unterscheiden sich von diesem romantischen Gedicht dadurch, daß bei ihm eine Sinngebung des Lebens („Himmelwärts!“) zum Ausdruck kommt, während das Gedicht Eichendorffs rein im Gefühlhaften verfliegt.

Man könnte aus dem Gedicht Falks fraglos noch mehr herauslesen, wir möchten jedoch nicht weiter darauf eingehen, weil wir stets im Auge behalten wollen, daß es eine spätere dichterische Gestaltung der Erscheinung ist, die er in den Bergen gehabt hat. Dies eine scheint uns festzustehen: hier waltete nicht nur dichterische Phantasie, sondern zu Grunde lag eine Schau, die wir als Vision bezeichnen möchten und die deutlich eidetische Züge aufweist. Deshalb haben wir auch oben im III. Kapitel einige Verse dieses Gedichtes angeführt, als es galt, den Nachweis zu erbringen, daß Falk auch als Erwachsener Eidetiker war. Es erhebt sich hier noch das Problem, ob man dies Gedicht als einen Niederschlag eines gewöhnlichen eidetischen Anschauungsbildes oder einer Vision auffassen soll. Diese Frage kann man verschieden beantworten, weil ja die Grenzen sowohl zwischen den eidetischen Anschauungsbildern und den Erscheinungen des zweiten Gesichts wie auch zwischen den Anschauungsbildern und den Visionen durchaus fließend sind, und dies hier wiedergegebene Erlebnis nimmt fraglos eine derartige Mittelstellung ein. Wir meinen, die-

se Schau als eine Vision ansprechen zu dürfen, und zwar nicht deshalb, weil hier von einem „Götterbild“ die Rede ist. Derartige engelhafte Erscheinungen finden wir auch sonst innerhalb des Bereiches normaler eidetischer Erlebnisse. Wir sehen vielmehr in dieser „Erscheinung in den Bergen“ eine Vision, weil Falk durch sie eine Sinngewandlung seines Lebens empfungen hat.

### III.

Entscheidend für sein Leben und für die große Wandlung, die er durchmachte, war eine andere Schau, nämlich die große Vision im Herbst 1813. Er hatte damals kurz nacheinander vier seiner innig geliebten Kinder verloren. Während er mit seiner Frau nächtelang an den Sterbebetten seiner Lieblinge saß, steigerte sich sein Schmerz bis zur Verzweiflung. Zudem erkrankte er selber sehr heftig, wohl mitbedingt durch die großen Anstrengungen und seelischen Erschütterungen, die er bei seiner aufreibenden Tätigkeit als Helfer in der Not seiner Landsleute hatte durchmachen müssen. Nachdem das vierte Kind beerdigt war, legte er sich selbst aufs Krankenbett und war wochenlang bewußtlos. Als er wieder zum klaren Bewußtsein kam, durchdrang ihn der Gedanke, daß Gott ihn errettet hatte, weil er etwas Bestimmtes mit ihm vorhatte.

Dies Sendungsbewußtsein war bei Falk schon früh entwickelt, vielleicht schon durch ein Erlebnis seiner Kindheit angeregt. Als er im Alter von 17 Jahren beim Schlittschuhlaufen auf dem Eise der Weichsel einbrach, rettete ihn im letzten Augenblick sein jüngerer Bruder vom sicheren Tode des Ertrinkens. Zu Hause sprach dann eine Tante die fast prophetischen Worte: „Der Herr hat dich zu seinem Dienst erkoren“<sup>15</sup>. Dies Geschehnis bekräftigte die Eltern in dem Entschluß, ihren Sohn Johannes Theologe werden zu lassen. Falk gab jedoch bald dies Studium auf, wandte sich der Dichtkunst zu und zeichnete sich besonders als Satiriker aus. In seinen frühen satirischen Lustspielen kam hin und wieder sein Sendungsbewußtsein in ironischer Bspöttelung anderer und dessen, was man den Geist der Zeit nannte, zum Durchbruch.

Nachdem er vom Tode des Ertrinkens errettet wurde, faßte seine Familie einen bestimmten Entschluß, was aus dem Jungen werden sollte; nun aber, in seinem 46. Lebensjahr, nachdem er

<sup>15</sup> R. Falk, S. 15

eine lebensgefährliche Krankheit überstanden hatte, war er selbst es, der seinem Leben eine neue Wendung gab. Das eigentlich treibende Moment bildete jedoch die große Vision. Er schaute die aufgebahrten Särge seiner vier Kinder leibhaftig vor sich und von diesen vier „Totenkanzeln“ hörte er einen bestimmten Befehl, und zwar zu wiederholten Malen. Dieser Befehl bestimmte ihn, sich der verwahrlosten Kinder, die sich nach den Befreiungskriegen auf allen Straßen herumtrieben, anzunehmen. Was er im einzelnen geschaut und bei dieser Vision gehört, kann auf Grund der uns überlieferten Berichte nicht genau angegeben werden. Die wichtigste Quelle ist eine spätere Fixierung dieses Erlebnisses, die er 12 Jahre nach der Vision, ein Jahr vor seinem Tode niedergelegt hatte. Darin heißt es zunächst: „In dem allgemeinen ungeheuren Schmerz vergaß ich zuletzt den meinen. Ich hörte nur den strengen Befehl von meinen vier Totenkanzeln wie ein höheres Gesicht wieder und wieder an mich ergehen.“<sup>16</sup> Wenn man nun das, was Falk in dieser Vision des Jahres 1813 erlebt hat, herausarbeiten will und seine verschiedenen, zumeist kürzeren Äußerungen miteinander vergleicht, so ist zunächst auffallend, daß er die einzelnen Bildelemente oft in anderem Zusammenhang gebracht hat. So schreibt er einmal in einem Brief: „Durch die Lücken von vier geliebten Gräbern war mir ein glanzvoll hellgestirnter Himmel aufgetan.“<sup>17</sup> In einem Brief an E. A. Wolff heißt es hingegen: „Ich stehe einmal zwischen den großen Totenkanzeln, Lützen, Leipzig und Jena, so stumm und doch beredt da, um denen, die tauben Ohren sind, das ernste Evangelium zu predigen. . . . Umher auf den kalten Steinen sitzen die Kinder von Vätern, die in Rußland erfroren, in Spanien verbrannt und in Tyrol gesteinigt wurden, und hören zu. Dazwischen muß ich nun meine eigenen Kinder begraben lassen, und aus diesem ungewissen Zwielflicht mit blutigen Streiflichtern der Zukunft untermischt, steigt der neue Bau im Vertrauen auf Gottempor.“<sup>18</sup>

<sup>16</sup> Brief an Ferd. Delbrück vom 25. 8. 1825, zit. nach T. Reis, S. 4; vgl. dazu: Geh. Tgb. II, 42

<sup>17</sup> Brief aus dem Goethe-Schiller-Archiv, ohne Datum, zit. nach T. Reis, S. 4

<sup>18</sup> Brief an E. A. Wolff vom 13. 2. 1822, zit. nach Heinrich Doering, Lebensumrisse . . . Falk, 1840, S. 220. Recht nachdenklich stimmt einen der Einband des 2. Bandes seiner Auserlesenen Werke, der den Titel „Das Osterbüchlein“ trägt. Über der Erde schweben auf einer Wolken-

An dritter Stelle ist noch eine Notiz aus seinem Geheimen Tagebuch zu nennen: „Aus den vier Leichen meiner vier ersten Kinder hattest du (Gott) mir meine Kanzel gebaut, von der ich herunter weinend zu dem Volke sprach. Eingefaßt von den Gräbern der in Tirol, Rußland und Spanien Erschlagenen, in der Mitte meine eigenen Kinder.“<sup>19</sup> Schließlich sei noch erwähnt, daß hinter seinem Gedicht „Die Wallfahrtskerze“ einige Teilbilder seines Erlebnisses von 1813 stehen. Zu Beginn dieses Gedichtes heißt es:

Errichtet auf dem Wallfahrtsberge  
Der alten Wittekind'schen Särge,  
Stehst du, bescheidne Wallfahrtskerze,  
Ein ausgeweintes Menschenherze,  
Und zitterst in dem regen Wind,  
Von Geisterhänden angezündt!  
Da, wo von Jena, Leipzig, Lützen  
Die schönen Ebenen sich verbreiten,  
Da mahnt dich ein entferntes Läuten  
An traurige Vergangenheiten.<sup>20</sup>

Als er 1817 dies Gedicht niederschrieb, war es sicherlich nicht seine Absicht, die große Berufungsvision, die er vier Jahre zuvor hatte, wiederzugeben, jedoch ahnt man von ungefähr, wie hinter dieser Schilderung das große Erlebnis steht, das im Jahre 1813 seinem Leben eine ganz andere Richtung gab. Man hat irgendwie das Gefühl, als ob Falk von jenem Bild, das er in seiner Vision erblickte, einfach nicht loskommen konnte, sondern es bestän-

bank vier Kinder, jedes von ihnen hält ein schwarzes Kreuz in der Hand. Die Vermutung drängt sich auf, daß damit seine Kinder Roderich, Caecilie, Guido und Eugenie gemeint seien. Über den Häuptern der Kinder streben viele Pfeiler empor, die eine Kuppel tragen. Zwischen den Pfeilern schwebt, von hellem Strahlenglanz umgeben, eine Frauengestalt. Diese Zeichnung soll wohl keine Wiedergabe der Vision sein, enthält aber sicherlich manche Bildelemente derselben. Die innere gedankliche Verbindung zur Vision wird auch durch die Verse unterstrichen, die unter der Zeichnung stehen:

Ja, die versinkende Lieb  
Ist's, die erbaut die Welt.

Daß diese Zeichnung keine genaue Wiedergabe der Vision sein kann, geht schon daraus hervor, daß Falk in den Briefstellen immer von Totenkanzeln redet, in der Zeichnung jedoch sind die verstorbenen Kinder selbst dargestellt. Auch sind wir überzeugt, daß, wenn im Mittelpunkt der Vision eine Frauengestalt, wie sie die Zeichnung enthält, gestanden hätte, er dies bestimmt ausgesprochen hätte.

<sup>19</sup> Geh. Tgb. II, 42      <sup>20</sup> Auserl. Werke II, S. 316

dig vor seinem inneren Auge hatte. Es verstärkt sich der Eindruck, als ob die einzelnen Bildelemente dieser Berufungsvision sich bei ihm zu Symbolen verdichteten, die sich so stark in sich selbst verfestigten, daß er sie auch losgelöst von der ursprünglichen Schau verwenden konnte<sup>21</sup>. Dieser Tatbestand steht in gewisser Nähe mit einem anderen Faktum, auf das die neuere Religionspsychologie hingewiesen hat, daß nämlich das, was zuerst nur „Erregungsmittel“ des religiösen Erlebens war, sich von diesem verselbständigt<sup>22</sup>, und, stereotyp geworden, oft wiederkehrt<sup>23</sup>.

Auch die eigentümliche Lichterscheinung, die Falk am Ende seiner Berufungsvision erblickt haben muß, ist von ihm unterschiedlich beschrieben worden, was wohl als ein Zeichen dafür gewertet werden darf, daß auch dieser Teil des Erlebnisses für ihn zu einem eigenständigen Symbol wurde. So sprach er in den oben zitierten Briefstellen einmal von dem „glanzvoll hellgestirnten Himmel“, ein anderesmal von einem „ungewissen Zwielficht mit blutigen Streiflichtern untermischt“. Etwas Verwandtes kommt auch in den letzten Zeilen des Gedichtes „Die Wallfahrtskerze“ zum Ausdruck:

Lieb Weib', lieb Kind, ich hab ein Zeichen  
Auf diesem dunklen Sorgenberge,  
Worauf ich mutig mich begeben,  
Seh' ich es leuchten, glänzen, schweben;  
Und, müßt' ich morgen schon erleiden,  
So sagt mir eine tiefe Ahnung:  
In den gestirnten ew'gen Reichen,  
Wo weder Morgen ist noch Heut,  
Ist schon ein Haus für uns bereit,  
Und ob ich gleich, ein Kind der Zeit,  
Mein Bild in Nebeln kaum erkenne,  
So weiß ich dies doch ganz gewiß,  
Daß ich in Erdenfinsternis  
Dahier zu Gottes Lob verbrenne.  
Und somit Mut gefaßt für heute!  
Kommt nur, ihr frommen Pilger-Leute!  
Ich leuchte fröhlich Tag und Nacht,  
Bis Gott einst spricht: „Es ist vollbracht!“<sup>24</sup>

<sup>21</sup> So auch in seiner Schrift „Das Vater-Unser“, Erziehungsschr., S. 163

<sup>22</sup> R. Jelke, Grundzüge der Religionspsychologie, 1948, S. 89 ff

<sup>23</sup> K. Koffka, Zur Analyse der Vorstellungen und ihrer Gesetze, 1912, S. 234      <sup>24</sup> Auserl. Werke II, 317 f

Dies Gedicht „Die Wallfahrtskerze“ muß gewiß behutsam interpretiert werden, man muß dabei stets im Auge behalten, daß es sich jedenfalls in erster Linie um eine künstlerische Gestaltung und nicht um Deutung seines eigenen Lebensweges handelt; und doch ist es unverkennbar, daß einige Elemente seiner Berufungsvision in dies Gedicht hineinverwoben sind. So gewiß er in der „Wallfahrtskerze“ nicht das entscheidende Erlebnis vom Herbst 1813 schildern wollte, so ging es ihm in diesen Zeilen doch um die Frage nach dem Sinn des Leides und dem Sinn des Lebens überhaupt, und somit rückt aus innerlichen Gründen dies Gedicht in die Nähe der Berufungsvision und war also hier mit anzuführen.

Daß er die Bildelemente seiner Vision, so oft er über sein Leben nachdachte, aufgegriffen und in teilweise verschiedenen Formen verwendet, ist wohl als Anzeichen dafür aufzufassen, daß der Schau die Deutung unmittelbar gefolgt ist, ja, daß Erscheinung und Auftrag so stark zusammenfließen, daß es nicht einmal ihm selbst möglich war, die eigentliche Vision, lediglich als ein Geschautes aufgefaßt, herauszuschälen. Das war ihm auch gar nicht so wichtig, denn entscheidend für ihn war die Deutung des Erlebnisses und damit die Sinngebung seines Lebens.

Wir besitzen also keine authentische plastische Schilderung dieser Vision im Gegensatz zu den Träumen und Erscheinungen des zweiten Gesichts, die er im allgemeinen unmittelbar sogleich nach dem Erleben schriftlich niedergelegt hat. Nur soviel läßt sich nachträglich über die Vision ausmachen: sie besaß, ungleich zu Träumen und Vorschauen, eine bestimmte, einmalige Wirksamkeit. Falk warf, bildlich gesprochen, das Steuer seines Lebens ganz herum; er erkannte seine eigentliche Lebensaufgabe und den Weg, den er nun zu gehen hatte.

Diese Wirkung, die von der Vision ausging, ist nur zum Teil aus der Schau als einer Erscheinung zu deuten. Es spielte sich zugleich ein Vorgang ab, der psychologisch (im streng wissenschaftlichen Sinne) nicht erfaßt werden kann. Falk schildert diesen Vorgang, der mit der Vision zugleich auftrat, im unmittelbaren Anschluß an den zuerst erwähnten Bericht mit folgenden Worten: „Ich fragte mich nach der Ursache des ungeheuren Zeitunterganges, und fand sie in dem eigentlichen Untergang des Edlen und Großen in meiner und vieler Zeitgenossen Brust, die wir hoch-

mütig redeten, schrieben und allerlei schwatzten, aber nie lebendig die Hände ans Werk legten. Auf diesen Schmerz und Reue, dies tief zermalmende Gefühl meiner eigenen Unwürdigkeit folgte bald eine stürmische Begeisterung, womit der feurige Atem Gottes von allen vier Totenkanzeln mich plötzlich anwehte und begnadete, so daß ich alles um mich und neben mir zu einer gleichen Begeisterung hinriß. So erhob sich aus der Asche meiner Kinder, aus dem Dunkel ihrer Grabstätten das Licht jener Anstalt.“<sup>25</sup>

Es mag wohl mit der eigentlichen Berufungsvision nicht unmittelbar zusammenhängen, wenn Falk über das, was er nach seiner lebensgefährlichen Krankheit erlebte, an einen Freund schrieb: „Als ich wieder zum Bewußtsein kam, sagte ich zu mir selbst: Gott schenkt dir dies Leben, weil er weiß, daß du ein Herz voll Liebe für deine Mitmenschen hast, das sollst du jetzt armen Kindern zuwenden, die ihre Eltern verloren haben und Waisen geworden sind.“<sup>26</sup> Diese Worte geben eigentlich gar nicht das Geschaute selbst wieder, sie weisen hingegen auf die Wirkung hin, die von der Berufungsvision ausging und die sicherlich ebenso beachtet sein will, wie das Geschaute selbst. Sie besteht in dem Entschluß, den er nach Überwindung seiner Krankheit gefaßt hat — oder anders ausgedrückt: der ihm gegeben worden ist — aus Dankbarkeit für das neu geschenkte Leben, seine Liebe den verwaisten Kindern zuzuwenden. So verstanden, enthalten die oben zitierten Worte Falks die Deutung, die von ihm selbst kurz nach der Vision gegeben worden ist.

Falk führte sodann den Gedanken, den elternlos gewordenen Kindern stellvertretend Vater sein zu müssen, weiterhin aus: „Jedes so gerettete fremde Kind ist eine unverwelkliche Himmelsblume, auf das Grab unserer abgeschiedenen Lieblinge gepflanzt, ist das gottgefälligste Opfer, das wir ihnen darbringen können. Wir wollen diesen verwaisten Kindern das sein, was ihre zu früh verstorbenen Eltern und Verwandten vielleicht den unsern in einer anderen Weltordnung sind. An den irdischen Gespielen unserer ehemaligen Söhne und Töchter, die jetzt Gespielen der Engel

<sup>25</sup> Brief an Ferd. v. Delbück vom 22. 8. 1825; ähnlich Geh. Tgb. vom 20. 3. 1821

<sup>26</sup> Brief an seinen Freund, abgedruckt bei R. Falk, S. 46; vgl. auch Kriegstagebüchlein, S. 32 f

sind, wollen wir treulich die Schuld einer glühend herzlichen Liebe und Zuneigung abtragen, die wir den Unsern selbst in dieser Welt nicht mehr erzeigen können.“<sup>27</sup>

Man kann wohl heute nicht mehr endgültig ausmachen, ob auch diese eben wiedergegebenen Sätze eine Deutung enthalten, die Falk kurz nach der Vision selbst gegeben hatte, oder ob es sich um eine spätere Ausführung des obigen Gedankens handelt. Fest steht jedoch, daß es sich bei diesen Sätzen nicht um romantische und gefühlsselige Worte gehandelt hat, vielmehr hatte er in dem entsagungsreichen und sorgenvollen Werk eines wahren Volks Erziehers an der verwahrlosten Jugend bewiesen, daß es ihm um diesen pädagogischen Auftrag ernst war. Andererseits ist es auch unbestreitbar, daß Falk selbst davon überzeugt war, den Auftrag zu dieser Lebensarbeit durch die Vision erhalten zu haben. Möge nun die Deutung früher oder später erfolgt sein, die Worte des ehemaligen Schriftstellers zeigen mit aller Deutlichkeit, daß er später im Rückblick auf sein Leben feststellte und mit Überzeugung aussprechen konnte, daß ihm seine Berufungsvision in der Erziehungsarbeit seine eigentliche Lebensaufgabe gezeigt hatte. Insofern muß man seine Ausführung recht beachten, wenn man die Lebenswirksamkeit der Vision recht ergreifen will.

#### IV.

Rein psychologisch lassen sich an diesen Visionen nur ihre Vorbedingungen und Erscheinungsformen feststellen und beschreiben. Zunächst sind die Synästhesien zu nennen. So sah er nicht nur die vier Totenkanzeln und gewisse Lichterscheinungen, sondern er hörte zugleich eine Stimme, die einen Befehl aussprach, wengleich auch nicht berichtet wird, welche Worte ihm gesagt wurden. Auch andere Mitempfindungen sind festzustellen: er verspürte körperlich den feurigen Atem Gottes, der ihn von den vier Totenkanzeln aus anhauchte. Solche Mitempfindungen kannten auch andere Eidetiker, so erteilt bekanntlich Ignatius von Loyola in seinen „Exercitia spiritualia“ den Rat, daß man bei der Meditation der Hölle auch ihren Gestank riechen und das Heulen und Klagen der Verdammten hören müsse.

Psychologisch im umfassenden Sinne ist die Vision ein Prozeß, ein Entwicklungsvorgang: er setzt bei Schmerz und Leid ein,

<sup>27</sup> Kriegstagebüchlein, S. 82 f

steigt an über Reue und tiefste Verzweiflung, die dann plötzlich umschlägt in höchste Beglückung in der Gegenwart Gottes. Psychologisch genaue, feine und tiefe Beschreibung dieses Prozesses kann man bei älteren und neueren Mystikern finden, besonders bei den Spaniern wie Peter von Alcantara, Therese von Avila und Johannes vom Kreuz<sup>28</sup> sowie bei den Franzosen Franz von Sales, Franzisca von Chantal, Madame Guyon, Antoinette Bourignon, Pierre Poiret usw., auch manche Selbstdarstellungen der deutschen Pietisten sind in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Bei dieser Beschreibung seelischer Prozesse bilden Leid und Schmerz, Reue und Verzweiflung die Vorstufe zu der beglückenden Schau oder einem ähnlichen Erlebnis, das dann wiederum bei den großen Mystikern auch zum praktischen Handeln führt. Nun läßt sich aber psychologisch, d. h. von der Natur des Menschen aus gesehen, dieser gesamte Vorgang nicht restlos deuten, so oft dies auch versucht worden ist; jedoch wollen wir der Frage etwas näher nachgehen, wie dies plötzliche Umschlagen von Verzweiflung in Begeisterung, wie wir es auch bei J. Falk im Zusammenhang mit seiner Berufungsvision beobachten konnten, zu begreifen ist.

Man könnte nun zunächst meinen, daß dies Umschlagen der Gefühle auf eine bloß natürliche Weise nicht zu erklären sei, denn die Natur kenne nur Ursache und Wirkung, daß das eine die notwendige Folge des anderen sei, insofern sei es unverständlich, wie aus Schmerz und Verzweiflung plötzlich Beglückung und Begeisterung hervorgehen solle. Indessen zeigt es sich bei näherem Zusehen, daß man das Kausalgesetz nicht in dieser Weise auf das seelische Gebiet übertragen kann. Von der Psychologie von Felix Krüger<sup>29</sup> her wissen wir, daß ein Gefühl immer in Begleitung des entgegengesetzten auftritt. In jeder Trauer ist — wenn auch versteckt — ein gewisses angenehmes Gefühl verborgen, und man kann die Trauer, wie bekannt, geradezu genießen. Ebenso mischt sich in jede Freude ein leichtes Gefühl der Wehmut. Man fühlt, daß die Freude vergänglich ist. Von diesen „Tiefendimensionen des Gefühlslebens“ her ist es verständlich, daß ein Gefühl, das

<sup>28</sup> Max von Waldberg, Zur Entwicklungsgeschichte der „schönen Seele“ bei den spanischen Mystikern, 1910

<sup>29</sup> Felix Krüger, Die Tiefendimension und die Gegensätzlichkeit des Gefühlslebens, Festschrift Johannes Volkelt, 1918, S. 265 ff; ders., Komplexqualitäten, Gestalten und Gefühle, 1926; ders., Das Wesen der Gefühle, 1929

vom entgegengesetzten begleitet ist, sich leicht in dies verwandeln kann<sup>30</sup>. Die Möglichkeit dieses Umschlagens liegt demnach immer vor, und dies gilt namentlich für den Zustand der Verzweiflung, in dem sich Falk damals im Herbst 1813 befunden hat.

Die Vision nach der Schlacht bei Leipzig ließ diese Möglichkeit zur Wirklichkeit werden, sie goß Hoffnung, Vertrauen und neuen Mut in sein Herz und zeigte ihm eine neue sinnvolle Arbeit, die eigentliche und wirkliche Aufgabe seines Lebens. Es wäre an sich denkbar und möglich gewesen, daß ihn dies Umschlagen der Gefühle zu einem neuen dichterischen Schaffen befähigt hätte, wie ja oft die größten künstlerischen Werke nach Zeiten der inneren Krisis und Depression entstanden sind. Einen derartigen Impuls, erneut die Feder in die Hand zu nehmen, hatte Falk bereits früher, so nach seiner Übersiedlung nach Weimar, empfangen. Zeilen aus dem bereits erwähnten Gedicht vom Jahre 1801 bezeugen dies:

Da hört' ich Stimmen, die mich rufen:  
Was weilst du an den ersten Stufen  
Der Kunst, und zauderst: Auf, zum Ziel!  
Noch viel Verdienst ist unerrungen,  
Noch viel der Taten unbesungen;  
Stimm höher drum dein Saitenspiel.<sup>30a</sup>

Man könnte sich auch gut vorstellen, welche Richtung dies neuere dichterische Schaffen hätte nehmen können, wissen wir doch, daß er sich kurz zuvor eingehend mit Shakespeare beschäftigte und dessen „Coriolan“<sup>31</sup> übersetzte. Es ist allgemein bekannt, wie stark der Einfluß des in jener Zeit neu entdeckten englischen Dichters auf Sturm und Drang und die damalige deutsche und die bald entstehende französische Romantik gewesen ist. In ähnlicher Weise hätte auch Falk sich getrieben fühlen können, „sein Saitenspiel höher zu stimmen“, neue Kunstwerke zu schaffen. Dies trat jedoch nicht ein, vielmehr war die Wirkung, die von der Vision ausging, eine entgegengesetzte: sie erteilte ihm den Impuls, aller schriftstellerischen Tätigkeit ganz den Rücken zu kehren. Falk war damals 45 Jahre alt, er schritt den besten Mannesjahren entgegen. Auch diese Altersstufe pflegt für viele kritisch zu wer-

<sup>30</sup> Felix Krüger, *Das Wesen der Gefühle*, S. 7 ff; 21 f

<sup>30a</sup> Auserl. Werke I, 218

<sup>31</sup> Vgl. den undatierten und bisher unveröffentlichten Brief Falks an Professor Schultz.

den, die „Arbeit verliert ihren Reiz und wird zur Routine“, jetzt gilt es, „sich zu neuen Zielen aufzuraffen“<sup>32</sup>. Falk wandte sich nicht mit neuer Schwungkraft der dichterischen Tätigkeit, sondern dem praktischen Leben zu, durch sein Erlebnis nach der Schlacht bei Leipzig wurde er Erzieher der verwahrlosten Jugend. Wir haben es also hier mit einer „Berufungsvision“ im wahrsten Sinne des Wortes zu tun<sup>33</sup>. Diese zeigte ihm nicht nur eine neue Lebensaufgabe, einen neuen „Beruf“, sie verlieh ihm auch die Kraft und den Willen, den neuen Entschluß durchzusetzen und durchzuhalten. Die Verzweiflung setzte sich in Tatkraft und Begeisterung für das neue Lebenswerk um, zugleich strömte diese Begeisterung auf andere um ihn über und vermochte neue Lebenskräfte zu erwecken. So führte die Berufungsvision die entscheidende Wende in seinem Leben herbei.

Falk sah in diesem Erlebnis ein Eingreifen Gottes. Daß sich die höhere Macht der Visionen, Auditionen sowie der Synästhesien bedient, um auf die Menschen zu wirken und ihnen etwas für ihr Leben Entscheidendes zu zeigen und zu sagen, ist eine ganz andere Sache. Die visionäre oder auch die halluzinatorischen Erlebnisse<sup>34</sup>, kurz, die natürlichen Vorgänge selbst, sind nur Werkzeuge der Gnade, sie lassen sich in ihren Erscheinungsformen psychologisch erfassen und zergliedern, aber nie begreifen. Sie sind Realitäten, die ihren Sinn in sich selbst tragen. Deshalb tut man sicherlich gut, das Wort „Vision“ im engeren Sinne zu gebrauchen, damit nicht etwas Geschautes überhaupt zu bezeichnen, sondern als eine Erscheinung, die von einer höheren Wirklichkeit ausgeht, zu begreifen, die nicht durch wissenschaftliche Analyse, sondern nur durch den Glauben erfaßt werden kann.

Es bleibt noch eine letzte Frage: woran hat Falk selbst erkannt, daß seine Visionen übernatürlichen Ursprungs waren? Bei seinen Träumen und den Erscheinungen des zweiten Gesichts war er sich durchaus im Unklaren, woher sie stammten, und er hat oft darüber gegrübelt und damit gerungen. Bei seinen Visionen hinge-

<sup>32</sup> W. Trillhaas, *Religionspsychologie*, S. 129; vgl. auch hier H. Künkel, *Die Lebensalter*

<sup>33</sup> Man unterscheidet zwischen Berufs- und Offenbarungserlebnissen. Auf die damit zusammenhängenden Fragen werden wir im VI. Kapitel eingehen.

<sup>34</sup> Daß man die eidetischen Anschauungsbilder nicht mit Halluzinationen verwechseln darf, ist oben im III. Kapitel dargelegt worden.

gen herrschte das ganz klare Bewußtsein ihres Ursprungs in Gott. Die Visionen sind also dadurch ausgezeichnet, daß sie in unmittelbarer Beziehung zu dem Kern seiner Persönlichkeit, seinem sittlich-religiösen Willen standen. Der Befehl Gottes und der Gehorsam auf Seiten des Menschen Falk waren eins, ebenso wie auch der Entschluß zu einer bestimmten Handlung und deren Ausführung zusammenfallen. Die Vision gab zugleich Erleuchtung und auch die Kraft, um die neue Lebensaufgabe durchzuführen. Die religiöse Schau schenkte ihm insofern Erleuchtung, als die furchtbaren Geschehnisse des Jahres 1813, sowohl der Verlust der eigenen Kinder als auch die Fürsorge für die durch den Krieg verwaisten und haltlos gewordenen Kinder in eins gesehen wurden. Er, der seine eigenen Kinder beerdigen mußte, war berufen, jetzt Vater und Freund der Jugend zu sein, die ohne Eltern aufwachsen mußte. Die Vision gab ihm auch die Kraft zur Ausführung des neuen Lebenswerkes, denn aus dem Leid und Schmerz entstand die Stärke des Handelns, das unbeirrbar in jener eigentümlichen Harmonie von Trotz und Liebe durchgeführt wurde. Hierin unterscheiden sich die Visionen von den übrigen Gesichten, denn eine Sinnggebung fehlt den Phänomenen des zweiten Gesichtes, sie sprechen unmittelbar, zeigen das zukünftige Unglück. Den Träumen hingegen fehlt die Kraft zur Durchführung des Geschautes. Die Einheit von beiden, von Sinnggebung und neuer Kraft, ist nur bei den Visionen gegeben, sind aber dort nur durch den Glauben zu erfassen.

Durch den Glauben eignete sich Falk Gottes Willen an, machte ihn zu seinem eigenen. Er vollzog den in den Visionen unmittelbar geoffenbarten Willen Gottes, indem er als Kind seinen Eltern treu blieb und das Vaterhaus nicht verließ. In der Erscheinung in den Bergen erkannte er die von Gott gewollte Bestimmung des Menschen: himmelwärts. In der letzten großen Berufungsvision erfuhr er, daß ihm das Leben neu geschenkt wurde, weil Gott will, daß er anderen Menschen in Liebe dienen sollte. Insofern ist Falk nur als ein gläubiger evangelischer Christ zu begreifen, der im Glauben seine Rechtfertigung erfährt, und der dann auch als ein Gerechtfertigter gute Werke hervorbringt. Dieser Zusammenhang zwischen Gottes Willen und Gehorsam des Menschen läßt sich freilich nicht wissenschaftlich deduzieren, er kann nur in demselben Glauben ergriffen werden.

Die Wissenschaft kann nur die Vorbedingungen für eine solche Wandlung des Menschen aufweisen, das eigentliche telos des Menschen aber nicht erfassen. Was die eigentliche Struktur seiner Persönlichkeit ausmacht, ist sein lebendiger Gottesglaube. Gottes Gnade kann nur begriffen werden, indem sie ergriffen wird.

Du wirst nur mit der Tat erfaßt,  
mit Händen nur erhellt;  
ein jeder Sinn ist nur ein Gast  
und sehnt sich aus der Welt.

Ersonnen ist ein jeder Sinn,  
man fühlt den feinen Saum darin  
und daß ihn einer spannt:  
Du aber kommst und gibst dich hin  
und fällst den Flüchtling an.<sup>35</sup>

---

<sup>35</sup> Rainer Maria Rilke, Das Stundenbuch, 1. Buch, S. 37

## VI. Kapitel

### Die innere Schaukraft

*Die gemeinsame Grundlage aller Gesichte — Unterschiede der Gesichte  
— Verhältnis der Gesichte zu Glauben und Aberglauben —  
Berufungserlebnis und Bekehrungserlebnis*

Gewiß besteht ein innerer Zusammenhang zwischen den Träumen, Vorschauen und den Visionen im engeren Sinne. Sie beruhen in ihren leib-seelischen Bedingungen auf einer gemeinsamen Grundlage, die wir mit dem Begriff der Konstitution angedeutet haben. Es ist die Gabe der inneren Schaukraft, also des leibhaftigen Sehens von Ereignissen, Personen und Dingen, die mit den bloßen Sinnen nicht erfaßt werden. In dieser gemeinsamen Grundbedingung sind die verschiedenen Gesichte einander verwandt.

#### I.

Zunächst muß erörtert werden, wie Johannes Falk selber über die innere Schaukraft des Menschen gedacht hat. Sehr aufschlußreich ist in dieser Hinsicht seine Schrift: „Schlüssel zu dem platonischen Märchenbüchlein“. Darin heißt es: „Denken heißt Anschauung haben, von innen nämlich, nicht von außen. Anschauungen aber setzen ein Auge voraus, womit geschaut wird, ein inneres oder ein äußeres. Die Natur des inneren Auges ist aber von der Art, daß es oft bei weitem mehr sieht, als ihm von außen zur Anschauung gegeben wird, wie man denn dieses besonders in begeisterten Zuständen, Visionen, Träumen, bei völlig geschlossenen Augenlidern und entschlafnem Körper gewahr werden kann, wo, wie Cicero sagt, die Seelen indeß baut, verweist, dichtet, schiffet und andere Geschäfte verrichtet; alles dieses vermittelt der Kraft ihres inneren, vom Körper unabhängigen Augenlichts! Die Bedingung des Sehens für unser äußeres Auge ist das Licht; sollte es für das innere die Finsternis sein? Oder sollte sich nicht zwischen beiden, dem Licht und dem Gedanken, eine tiefe, bis zuletzt noch lange nicht nach ihrem Umfange vermutete Gemeinschaft erge-

ben?, eine Gemeinschaft, worauf Goethe so schön mit den sinnreichen Worten hindeutet:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,  
Wie möchten wir die Sonn' erblicken?  
Und wohnt' in uns nicht Gotteskraft,  
Wie möcht' uns Göttliches entzücken?

Licht also ist es, was von innen in uns denkt, Licht, was von außen diesem innern entgegenkommt, Licht oder Abspiegelung, die ganze Natur, deren großes Buch mit Vögeln, Pflanzen, Blumen und Tieren nichts als Leben, Taten und Leiden des Lichts enthält. Diese Worte mögen hier mehr zur Andeutung des geheimen Bundes zwischen Sehen und Denken, zwischen innerer und äußerer Anschauung als zur Erschöpfung dieser uns allen so wichtigen Materie gesagt sein.<sup>30</sup>

Wie das Wort „Andeutung“ in dem Schlußsatz dieses Zitates zeigt, war sich Falk über den Zusammenhang zwischen Denken (Vorstellen) und Anschauung nicht ganz im klaren, so sprach er ja auch in dem gleichen Satz von dem „geheimen Bund zwischen Sehen und Denken“. Er fühlt irgendwie, daß beiden, der Vorstellung und der Anschauung, etwas Gemeinsames zu Grunde liege, wußte es aber weder zu erkennen noch genau zu bezeichnen. Wir würden diesen „geheimen Bund“ zwischen Sehen und Denken, zwischen äußerer und innerer Anschauung Eidetik nennen, wie wir sie oben im III. Kapitel beschrieben haben.

Noch ein weiteres wird aus diesem Zitat deutlich: Die Art, mit welcher Falk dieses Zusammenspiel von Denken und Anschauung schildert und dabei immer wieder auf das Gemeinsame, das er nicht recht fassen konnte, hinweist, ist ein sicherer Beweis dafür, daß so eben nur ein Eidetiker sprechen konnte. Er redete, ohne es selbst zu wissen, von seiner eigenen eidetischen Anlage. Das Anschauungsbild steht, wie oben erwähnt, in der Mitte zwischen Vorstellung und physiologischem Nachbild. Andererseits ist zu bemerken, daß gewisse eidetische Anschauungsbilder zwischen Vorstellung und Wahrnehmung stehen. Gerade das, was der Nichteidetiker scharf von einander trennt, nämlich Vorstellung und Wahrnehmung, kann für den Eidetiker in seinen Anschauungsbildern ununterscheidbar ineinander überfließen. In diesem Zusam-

<sup>30</sup> Auserl. Werke II. S. 285 f



menhang muß erwähnt werden, daß es die Marburger Schule und besonders E. R. Jaensch wahrscheinlich gemacht hat, daß „sich die Wahrnehmungsbilder aus den eidetischen Erscheinungen entwickelt“ haben<sup>37</sup>. Die Eidetik ist demnach die ursprüngliche Perzeption der Außenwelt, bei der noch Vorstellung und Wahrnehmung zusammenfallen. In seinem Aufsatz über „Völkerkunde und eidetische Anlage“ hat Jaensch<sup>38</sup> die Wahrnehmungserscheinungen primitiver Völker und jugendlicher Eidetiker miteinander verglichen und kommt zu dem Schluß, daß das „primitive Bewußtsein“ eidetische Struktur aufweise<sup>39</sup>. Erst allmählich im Laufe der Menschheitsgeschichte hätten sich die Wahrnehmungserscheinungen aus den eidetischen Erscheinungen „herausdifferenziert“. Das ursprüngliche Begreifen der Außenwelt, so können wir also sagen, vollzieht sich derart, daß Vorstellen und Wahrnehmen noch nicht getrennte Funktionen des Menschen sind. Ähnliche Gedanken stehen irgendwie hinter der Darlegung Falks, wenn er im obigen Zitat „eine Andeutung des geheimen Bundes zwischen Sehen und Denken“, zwischen innerer und äußerer Anschauung, geben will.

An einer anderen Stelle der erwähnten Schrift Falks „Schlüssel zum platonischen Märchenbüchlein“ finden wir den aufschlußreichen Satz: „Die Idee nämlich ist von uns betrachtet worden als ein Sehen mit dem inneren Auge, als ein Glaube an etwas Ungesehenes, als ein Weg zu einer höheren Offenbarung als die ist, welche uns durch bloße sinnliche Wahrnehmung zuteil werden kann.“<sup>40</sup> Bei dieser Beschreibung der Idee wird man an das berühmte nächtliche Gespräch zwischen Schiller und Goethe erinnert, das sie im Sommer 1794 nach einer Sitzung der „Naturforschenden Gesellschaft“ geführt haben und in dem Goethe seine Gedanken über die Urpflanze entwickelt und diese sogar aufgezeichnet hat. Schiller, der „mit entschiedener Fassungskraft“ zugehört hat, hält Goethe vor, die Urpflanze sei keine Erfahrung, sondern eine

<sup>37</sup> P. Krellenberg, Über die Herausbildung der Wahrnehmungs- und Vorstellungswelt aus der originären eidetischen Einheit, Zeitschr. f. Psychol., 1922; E. R. Jaensch, Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt I, 374 ff

<sup>38</sup> a.a.O. I, 221 ff

<sup>39</sup> a.a.O. I, 240. Dieser These von der ursprünglichen eidetischen Einheit wurde sehr lebhaft widersprochen; vgl. K. Koffka, Über die Untersuchungen an den sogenannten optischen Anschauungsbildern, Psychol. Fortschritte, Bd. 3, 1923, besonders S. 166 ff

<sup>40</sup> Auserl. Werke II, 284

Idee, und als „ein gebildeter Kantianer“, wie er sich selbst einmal nennt, meint er damit, sie sei eine bloße Vorstellung. Goethe als Eidetiker, der das leibhaftig sieht, was Schiller Vorstellung oder Gedanken nennt, kann seiner ganzen Natur nach nur antworten: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“<sup>41</sup>

Wenn man bei der Beurteilung dieses Gespräches einmal von seiner sonstigen tieferen Bedeutung absieht, so ist es in unserem Zusammenhang als die an sich aussichtslose Auseinandersetzung zwischen einem Eidetiker und einem Nichteidetiker über Grenzen und Möglichkeiten der Wahrnehmung anzusehen. Sie streiten sich um das, was Anschauung ist oder was lediglich als Vorstellung bezeichnet werden muß. Bei der Erörterung dieser Frage reden der Eidetiker und der Nichteidetiker einfach aneinander vorbei, weil der eine wahrnimmt, was der andere nicht sehen kann. Der Eidetiker sieht konkrete Gestalten und begnügt sich nicht mit deren Stellvertretung durch Vorstellungen und „bloße“ Ideen, wie es der Nichteidetiker notwendigerweise tun muß. Dieser verfährt grundsätzlich ganz anders. Er muß den „Raum“, den der Eidetiker durch seine Gestalten erfüllt, sich anders zu eigen machen. Er tut dies, indem er den geistigen Inhalt analysiert, daraus gewisse Wesenszüge abstrahiert und dann die Teile vorstellungsmäßig zu einem Ganzen zusammensetzt. Mit einem Worte: dort, wo der Eidetiker Gestalten sieht, konstruiert der Nichteidetiker dies Ganze. Der Nichteidetiker ist daher als ein *konstruktiver* Typus zu bezeichnen, und damit haben wir dem negativen Ausdruck einen positiven Gehalt gegeben.

<sup>41</sup> Nur der Vollständigkeit halber seien einige charakteristische Sätze aus Goethes bekanntem Bericht über dies nächtliche Gespräch angeführt: „Wir gelangten zu seinem (Schillers) Hause. Das Gespräch lockte mich hinein, da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute dies alles mit großer Teilnahme und entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: ‚Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.‘ Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmut und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen; ich nahm mich aber zusammen und versetzte, das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“ Vgl. O. Kroh, Eidetiker unter deutschen Dichtern, Zeitschr. für Psychol., Bd. 85, 1920; J. Hoffmeister, Die Heimkehr des Geistes, Studien zur Dichtung und Philosophie der Goethezeit, 1946, S. 90 ff

Das konstruktive Verfahren des Nichteidetikers zeigt sich deutlich am großen Werk Kants. Der Königsberger Philosoph hat, wie hier eingeschoben werden kann, sein Werk als alter Mann geschrieben, in einem Lebensalter, in dem seine eidetische Anlage, die ihm wohl nicht ganz abgesprochen werden kann, zurückgetreten war. Daß diese Anlage über die jugendliche Reifezeit hinaus erhalten bleibt, ist schon sehr selten; noch seltener kommt es vor, daß sie, wie etwa bei Goethe, bis ins hohe Alter hin wirksam ist. Kants Alterswerk ist deutlich vom konstruktiven und nicht vom eidetischen Geist erfüllt. Vielleicht kann in diesem Zusammenhang versucht werden, eine Lösung der oft genannten Zwiespältigkeit Kants anzudeuten. Diese Diskrepanz besteht darin, daß er in seinem Werk „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ einerseits die Forderung aufstellt, daß die Vernunft lehre, an Gott zu glauben, dann aber wird andererseits Gott als eine bloße Vorstellung bezeichnet; Kant demnach mit der einen Hand gibt, was er mit der andern zurücknimmt. Diese Zwiespältigkeit in der Grundkonzeption Kants meinen wir auf den inneren Kampf zwischen einer ursprünglichen eidetischen Anlage und deren Zurückdrängung durch konstruktives Denken deuten zu dürfen.

Daß dieser innere Gegensatz zwischen Eidetiker und Nichteidetiker, der von uns als Gegensatz zwischen Anschauung und Konstruktion begriffen wurde, auch auf das Verhältnis des Aristoteles zu Platon ein neues Licht wirft, sei hier nur kurz angefügt. Der Gegensatz zwischen dem Eidetiker und dem Nichteidetiker ist also, wie wir sagen können, der, daß der eine unmittelbar erschaut, was sich der andere vorstellungsmäßig konstruiert. Der konstruktive Typus erkennt als das Wesentliche nur diese seine Konstruktion an, er hält für das Wahre — wie es Schiller als „gebildeter Kantianer“ ausgedrückt hat — nur die Idee, die in der Erfahrung nicht „rein“ vorkommen kann. Das ist in der Erkenntnistheorie der grundsätzliche Gegensatz zwischen dem Eidetiker und Nichteidetiker, der in der nächtlichen Unterredung zwischen Goethe und Schiller exemplarisch hervortritt.

Falk mußte dies Problem, um das es uns hier geht, erahnt haben, wenn er den Unterschied zwischen Goethe und Herder folgendermaßen charakterisierte: „Goethes Genius hingegen war weit umfassender und verschmähte jeden Weg, der ihn von der Natur

abführte oder gar trennte. Da der Widerspruch zwischen ihm und Herder ein wesentlicher war, so seltene Naturen beide auch waren, so war eben deshalb an keine Ausgleichung zu denken. Bei Herder wurde alle Gestalt zur Idee, ja, er löste sogar alle Geschichte in Ideen zur Geschichte der Menschheit auf; in Goethe hingegen verlor sich alle Idee in Gestaltung.“<sup>42</sup> Mit diesen Worten deutete Falk auf seine Weise auf das hin, was Goethe von Herder trennt; es ist im Grunde der gleiche Unterschied, der auch zwischen Goethe und Schiller besteht. Der eine hat eben Anschauung, Falk nannte es Gestalt, während der andere die gleiche Wirklichkeit nur als Vorstellung, die als Idee bezeichnet wird, in sich aufnehmen kann. Somit wies Falk auf den „wesentlichen Widerspruch“ hin, in dem die Menschen mit Anschauungsbildern zu denen ohne dieselben stehen und stehen müssen.

Diese an sich aussichtslose Diskussion zwischen Eidetikern und Nichteidetikern tritt nach unserer Meinung auch bei so mancher Erörterung über die „Echtheit“ der Visionen der Mystiker zu Tage. Von hier aus fällt zum Beispiel ein neues Licht auf die Visionen der Therese von Jesu und die Anfeindungen und Beschuldigungen, die gegen die Heilige wegen ihrer verzückten Schaulungen schon zu ihren Lebzeiten erhoben wurden. Einerseits warf man ihr vor, — und es waren dies zumeist ihre Mitschwester im Kloster von Avila, die dies aussprachen —, daß sie, die eigentlich mehr aus weltlichen Gründen denn aus religiösen Motiven in den Karmeliterorden eingetreten wäre, sich mit diesen „erfundenen“ Gesichtern hervortun und interessant machen wollte. Andererseits hielten ihr ihre Beichtväter vor, ihre Gesichte seien keine echten Visionen, vielmehr erliege die wenig gelehrte Klosterfrau Täuschungen des Teufels. Hinter dieser Warnung steht die altchristliche Vorstellung, daß der Teufel sich verkleiden, maskieren und sogar die Züge Christi annehmen könne. Von den Ergebnissen der eidetischen Forschung aus können wir sagen, daß die Visionen der Therese von Jesu „echt“, also nicht nur eingebildet und „erfunden“ (vorgestellt) waren. Sie sah tatsächlich das, was sie berichtete, und zwar erblickte sie es so klar und deutlich wie sonstige Wahrnehmungen. Der Gegensatz zu ihren Beichtvätern und den übrigen Nonnen des Klosters war in gewisser Hinsicht der gleiche

<sup>42</sup> Falk, Goethe, S. 146 f. Zu Herders Geschichtsbegriff vgl. K. Barth, Die protestantische Theologie des 19. Jahrhunderts, 1952<sup>2</sup>, S. 289 ff

wie die Kontroverse zwischen Goethe und Schiller, ob die Urpflanze eine Erfahrung oder „nur“ eine Idee sei. Therese erblickte eben etwas, was ihre Gegner nicht sehen konnten, weil sie im hohen Maße eidetisch veranlagt war.

Auch die Auseinandersetzung zwischen Emanuel Swedenborg und Immanuel Kant erfährt von hier aus eine andere Beleuchtung. Daß Emanuel Swedenborg Eidetiker war, scheint uns auf Grund des Materials, das neuerdings Ernst Benz in seinem umfangreichen Buch zusammengestellt hat<sup>43</sup>, gesichert zu sein. Dabei spielt es in unserem Zusammenhang keine sonderliche Rolle, daß die Träume und Visionen des schwedischen Mystikers entsprechend dem Geist seiner Zeit ein stark rationales Gepräge erhalten haben. Kant mußte diese Visionen für „*Träume eines Geistersehers*“ halten<sup>44</sup>. Der Gegensatz zwischen Eidetiker und Nichteidetiker über das, was jene „gesehen“ haben, steht auch hinter vielen Ketzerprozessen. Man denke etwa an die Verurteilung der Jungfrau von Orléans. Daß Johanna Eidetikerin war, geht aus den Prozeßakten mit Deutlichkeit hervor<sup>45</sup>. So erblickte sie in ihrer Jugendvision ein Licht, das heller strahlte als die Sonne. Der Erzengel Michael erschien ihr, „von vielen Engeln aus dem Himmel begleitet“<sup>46</sup>. Mit dieser Auseinandersetzung der Eidetiker mit den Nichteidetikern über das, was jene geschaut hatten und diese für Betrug oder Einbildung halten mußten, ist natürlich nicht alles gesagt, was Goethe von Schiller, die Therese von ihren Beichtvätern, Swedenborg von Kant, Johanna von ihren Richtern, Madame Guyon von Bossuet trennt, sondern es ist damit nur die eine Seite hervorgehoben, die uns im Laufe unserer Untersuchung besonders wichtig ist. Was sonst noch über die Visionen dieser Mystiker zu sagen ist, muß einer gesonderten Untersuchung vorbehalten bleiben.

Goethe und Schiller konnten sich darüber nicht einig werden, ob die Urpflanze „nur“ eine Idee sei, auch in der Farbenlehre redeten sie aneinander vorbei; zwischen Goethe und Falk war je-

<sup>43</sup> E. Benz, Emanuel Swedenborg, Naturforscher und Seher, 1948, besonders S. 303 ff

<sup>44</sup> I. Kant, *Träume eines Geistersehers*, erläutert durch Träume der Metaphysik (1766), hg. von K. Kehrbach; vgl. auch E. Benz, Swedenborg in Deutschland, 1947

<sup>45</sup> Jeanne d'Arc, Die Akten der Verurteilung, dt. Ausgabe 1943; vgl. Rudolf Schneider, Macht und Gnade, 1940

<sup>46</sup> Die Akten der Verurteilung, S. 81

doch gleich eine geistige Verbindung vorhanden, weil beide Männer Eidetiker waren, und so vollzog sich zwischen ihnen ein lebhafter Gedankenaustausch, der sich gerade auf diejenigen Gegenstände und Ideen richtete, für die Schiller auf Grund seiner andersartigen Anlage kein Verständnis aufbringen konnte. Die beachtenswerte Biographie Falks über Goethe zeigt, daß sich beide häufig über die Urpflanze unterhalten haben<sup>47</sup>. Falk war davon so stark beeindruckt, daß er ein Gedicht über die „Metamorphose der Pflanzen“ schrieb<sup>48</sup>. Auch mit Goethes Farbenlehre hat er sich des öfteren beschäftigt.

Auf Einzelheiten sei hier nicht näher eingegangen. Für unsere Untersuchung sind hingegen jene Ausführungen Falks wichtiger, in denen er Goethes Begriff der Anschauung wiedergibt. Weil beide Eidetiker waren, verstanden sie sich hierin sofort; auch sind die von Falk angeführten Äußerungen Goethes für uns deshalb besonders aufschlußreich, weil man daraus zugleich Falks Deutung der inneren Schaukraft erkennen kann. Wir sind also der Meinung, daß da, wo Falk Goethe anführt, er sich auch über seine eigene eidetische Veranlagung ausspricht, wie überhaupt oft Menschen an einem „fremden“ Gegenstand am besten ihre eigenen Gedanken entwickeln. So erwähnt Falk folgenden Ausspruch Goethes: „Sie wissen längst, daß Ideen, die eines festen Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all' ihrem übrigen Wert für mich keine Überzeugung mit sich führen, weil ich der Natur gegenüber wissen, nicht bloß vermuten oder glauben will.“<sup>49</sup> Auf den Inhalt dieses lebhaften Gespräches, in welchem Goethe auch auf die Leibnizsche Lehre von der Unzerstörbarkeit der Monaden und der Zentralmonade zu sprechen kam<sup>50</sup>, kann hier nicht näher eingegangen werden. Für unsere Problemstellung ist wichtig zu bedenken, daß hier die Grenze dessen überschritten ist, wovon ein Mensch — auch ein Eidetiker — überhaupt eine anschauliche Vorstellung haben kann, und so machte Goethe gegen Ende der lang-

<sup>47</sup> Falk, Goethe . . . S. 32 ff u. ö.

<sup>48</sup> Falk, Goethe, S. 53

<sup>49</sup> Auserlesene Werke II, 272 ff

<sup>50</sup> a.a.O., S. 54 ff. Zur Monadenlehre Leibniz' vgl. E. Hirsch, Geschichte der neueren evangelischen Theologie, Bd. 2, 1952, S. 27 ff. F.W. Riemer, der Oberbibliothekar und langjährige Freund Goethes, hebt nachdrücklich hervor, daß Falk in den oben erwähnten Gesprächen mit Goethe über die Monaden eigentlich nicht dessen, vielmehr seine eigene Überzeugung zum Ausdruck gebracht hat. F. W. Riemer, Mitteilungen über Goethe, 1841, S. 25 f

hingezogenen abendlichen Diskussion eine bezeichnende Bemerkung, die wohl die Zustimmung Falks fand: „Ich habe gegen diese Vorstellung (erg. der Zentralmonade) als Glauben betrachtet nichts, nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zum Grunde liegt, keinen ausschließlichen Wert zu legen.“<sup>51</sup> Dies Gespräch, wie auch manch andere Unterhaltung zwischen den beiden Dichtern, erweckt den Eindruck, als ob Goethe jene nächtliche Diskussion, die er einst mit Schiller begonnen hatte und bald abbrechen mußte, nun mit Falk fortsetzte, was um so leichter möglich war, weil beide die innere Schaukraft besaßen, also beide von den gleichen, wenn auch unbewußten Voraussetzungen ausgingen.

Diese häufigen Gespräche mit Goethe trugen sicherlich dazu bei, daß Falk sich immer mehr der inneren Schaukraft bewußt wurde, jedoch hat er sich mit diesem Problem bereits sehr früh beschäftigt. So schrieb er bereits in einem Aufsatz, der unter der Überschrift „Charakteristiker“ im Jahre 1802 erschienen ist, „daß die größten Mißverständnisse unseres Zeitalters sich auf eine ursprüngliche Entzweiung zwischen einem groben Oekonomism(us) und einem bodenlosen Imaginatism(us), mit anderen Worten: aus der Idee ohne alle Erfahrung und der Erfahrung ohne alle Idee zurückführen ließe“<sup>52</sup>. Kennzeichnend für Falks Denkungsart ist auch das Urteil über Jean Jacques Rousseau, das er in der gleichen Schrift fällt: „Rousseau tritt auf voll lebendiger Tiefblicke, in Wahrheit und Natur aber, wie jeder Imaginant, streift er sofort an das Reich der Paradoxien und Unwahrscheinlichkeiten, daß er anstatt Idee und Erfahrung, wie es sein Zweck war, zu vereinen, nun eine noch schärfer trennende Grenzlinie zwischen beiden zieht.“<sup>53</sup> Wenn Falk sich in diesem Aufsatz auch der kantischen Sprache und Begriffe bedient, so verspürt man doch, daß hier ein Eidetiker spricht, für den selber Erfahrung und Idee eigentlich zusammengehören und der deshalb aus Anschauung und Vorstellung nicht einen grundsätzlichen Gegensatz machen kann, wie es hingegen Nichteidetiker tun müssen. Bei dem obigen Zitat, in welchem J. Falk den bodenlosen Imaginatismus dem groben Oekonomismus gegenüberstellt, und damit die Idee ohne alle Erfahrung mit der Erfahrung ohne alle Idee konfrontiert und zu-

<sup>51</sup> Falk, Goethe, S. 64

<sup>52</sup> Taschenbuch für Freunde des Scherzes ... 1802; H. Doering, S. 168

<sup>53</sup> H. Doering, S. 169

gleich damit zitiert, daß er in dieser „Entzweiung“ den Grund für „die größten Mißverständnisse unseres Zeitalters“ erblickt, wird man unwillkürlich an die oben angedeutete These der Marburger Schule erinnert, daß die Eidetik die ursprüngliche Perzeption der Außenwelt sei und daß „sich Wahrnehmungen und Vorstellungen aus der ursprünglichen Einheit der Anschauungsbilder herausdifferenziert“ haben<sup>54</sup>. Auch spürt man an diesem Ausspruch, daß er für diese Entzweiung von Idee und Erfahrung selbst kein Verständnis aufbringen kann.

Durch die zahlreichen Gespräche mit Goethe angeregt, in welchen dieser seine Farbenlehre und die Metamorphose der Pflanzen und Tiere vortrug, hatte sich auch Falk mit diesen Fragen beschäftigt. Von da aus ging er ebenso wie der große Dichter dazu über, sich einige Zeit lang erkenntnis-theoretisch mit dem Problem der Anschauung zu beschäftigen, was ihm wiederum Anlaß gab, sich eingehender mit den Fragen der Philosophie und Theologie auseinanderzusetzen. Später sagte er einmal, auf sein Leben zurückblickend: „Und so kam denn die Entwicklung aus einem Satyrer zum Dichter, aus einem Dichter zum Naturforscher, aus einem Naturforscher zum theoretischen Philosophen und Christen, aus einem theoretischen zum praktischen Christen zu Stande.“<sup>55</sup> Diese Selbstbeurteilung zeigt, daß die innere Entwicklung Falks weit komplizierter ist, als sie im allgemeinen dargestellt wird; seine eigene Äußerung läßt klar erkennen, daß es eine recht vordergründige Betrachtung darstellt, wenn man „von zwei nur lose zusammenhängenden Hälften in seinem Leben gesprochen hat, wobei man unter der ersten Hälfte seine schriftstellerische Tätigkeit und unter der zweiten sein erzieherisches Handeln verstanden hat. Erst recht ist es unrecht, wenn man ihn verdächtigt, er habe nur „verschiedene Rollen gespielt“. Es wird jetzt vielmehr deutlich, welch großen Raum in seinem Leben die Beschäftigung mit naturkundlichen und philosophischen Fragen eingenommen hat, zu der fraglos Goethe entscheidenden Anstoß gegeben hat, und daß diese Entwicklung aus inneren Gründen notwendig war. Wenn sich sodann J. Falk über den großen Dichter hinausgehend aus einem theoretischen Philosophen und Christen zu einem Chri-

<sup>54</sup> H. Freiling, E. R. Jaensch und F. Reich, Das Konvariantenphänomen, in Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt I, S. 274

<sup>55</sup> R. Falk, S. 39

sten der Tat entwickelt hat, so ist dies auf seine Berufungsvision zurückzuführen. Man wird, so meinen wir, der Entwicklung und Persönlichkeit Falks nur dann gerecht, wenn man im Auge behält, daß er sich jahrelang mit naturkundlichen und darüber hinausgehend mit philosophischen Problemen auseinandergesetzt hat. Dabei kreist sein Denken zumeist um das, was er als „innere Schaukraft“ bezeichnet hat. Diese stellt auch die Grundlage dar, auf der die Vision möglich war. Sie rief die Wende seines Lebens hervor.

Um nun seine Deutung der inneren Schaukraft zu vervollständigen, seien noch folgende Sätze von ihm hinzugefügt, die einerseits in bestimmter Form Goethes Gedanken aufnehmen und andererseits eigenes Erleben und Durchdenken kundtun: „Das äußere Auge besitzt das Tier freilich so gut wie der Mensch, wie uns zeigt auch ihm die Betrachtung seinen Gegenstand; aber das innere Auge, das aus dem Gesehenen Ungesehenes erfäßt und erschließt, so daß ihm zuletzt die ganze Natur in eine Vision von Gott verwandelt, dies innere Denken, Betrachten und Anschauen, dies dem Menschen angeborene Himmelsgedächtnis, das gleichsam das unterscheidende Kennzeichen seiner Gattung ausmacht und auf dessen Frischerhaltung im Kampf mit den angelernten Buchstabenzeichen des Erdgedächtnisses Sokrates . . . einen so ausgezeichneten und hohen Wert gelegt, so viel Mühe und Sorgfalt verwendet wissen wollte, diese herrliche Himmelsgabe geht dem Tier völlig ab.“<sup>66</sup> Was Falk hier über den Menschen im Gegensatz zum Tier sagt, hat er offenbar aus der eigenen Brust genommen. Mit seinen Aussagen über das innere Auge hat er, ohne es allerdings selbst recht zu wissen, dem Menschen überhaupt die eidetische Anlage zugesprochen. Gerade dies Sehen, oder besser gesagt, Schauen des Ungesehenen macht ja das eigentliche Rätsel der Eidetik aus, daß also der Mensch sich nicht bloß Dinge vorstellt, sondern leibhaftig anschauend in die Dinge hineinsieht oder vor einem Hintergrund erblickt, was er dem geheimsten Innern entnimmt. Gerade hier zeigt sich die positive, wir möchten sagen schöpferische Kraft der eidetischen Anlage. Falk hat instinktiv seine eigene innere Verwandtschaft mit Goethe wie mit Platon — beziehungsweise dem Bilde, das Platon von Sokrates zeichnet — erkannt. Auch in Falk regt sich die gleiche Kraft, die in der Goe-

<sup>66</sup> Auserl. Werke II, 286 f

theschen Schau der Urphänomene und in der Platonischen Schau der Ideen zu schöpferischem, weltgestaltendem Ausdruck gelangt ist. Daß von der Eidetik her ein ganz neues Licht auch auf die platonische Ideelehre fällt, sei hier nur im Vorübergehen bemerkt. Wir sind jedenfalls der Meinung, daß aus einer näheren Untersuchung dieser Zusammenhänge auch philosophie-geschichtlich fruchtbare Erkenntnisse zu gewinnen sind.

Zu Falks Gesichtern ist zu bemerken, daß sie alle, die Träume, wie die Erscheinungen des zweiten Gesichts und die Visionen, eine gemeinsame Grundlage in seiner Person, d. h. in seiner eidetischen Anlage, haben. Die Kraft zur Schau des Ungesehenen, diese Gabe, statt bloßer Vorstellungen und bloßer Gedanken leibhaftige Bilder zu sehen, macht also das Grundelement aus, das allen Gesichtern Falks als Voraussetzung vorangeht. Sie bildet gleichsam die Form, unter der diese verschiedenen Erlebnisse möglich sind.

## II.

Aber unbeschadet dieses eben dargelegten Zusammenhanges besteht doch ein greifbarer Unterschied zwischen den Träumen und den Erscheinungen des zweiten Gesichts einerseits und den Visionen andererseits. Diese Unterschiede wollen wir jetzt kurz skizzieren und meinen, damit auch einiges zum Wesen der Visionen überhaupt beizutragen. Das zweite Gesicht ist eine Ankündigung des künftigen Geschehens, das in der Regel unheilvoller Art ist, die Vision und Audition fordern das unmittelbare Handeln des Menschen jetzt und hier. Die Träume stehen in der Mitte zwischen beiden, sie können künftiges Geschehen vorwegnehmen, aber auch das eigene Handeln angeben, allerdings nur indirekt, wenn man es versteht, Traumbild und Traumsinn zu unterscheiden. Nur der Traumsinn bezieht sich auf das eigene Handeln, er muß jedoch stets erst in das Traumbild hineingedeutet oder herausgelesen werden. Die echte Vision kennt den Unterschied von Bild und Sinn nicht, sondern sie vereinigt beides in einem.

Ein weiterer Unterschied zwischen den verschiedenartigen Gesichtern besteht darin, daß die Erscheinungen des zweiten Gesichts sowie manche Träume schicksalhaft sind, d. h. sie weisen auf ein Fatum hin, das „unabänderlich“ auf den Menschen zukommt. Falk hat sich innerlich immer gegen das Schicksalhafte seiner Vorschau gewehrt. Die Vision ihrerseits zeigt die von Gott auferlegte

Lebensaufgabe, die der Mensch erfüllen oder verfehlen kann. Gewisse Träume zeigen auch eine Aufgabe, aber diese ist mehr eine Angelegenheit der Deutung als eine unmittelbare Erfahrung selbst.

In unserer Untersuchung der Gesichte kommen wir einen Schritt weiter, wenn wir uns darauf besinnen, daß ein zweifelloses Verdienst der Tiefenpsychologen wie Freud, Adler und Jung darin besteht, daß sie die Lebensdeutung der Träume erfaßt, wenn auch dann in verschiedener Weise dargestellt haben. Vor Freud hieß es im allgemeinen nur: Träume sind Schäume, also Belanglosigkeiten. Erst die Psychoanalyse hat Träume wissenschaftlich in die Lebensganzheit eingeordnet und als einen wichtigen Faktor dieser Ganzheit herausgearbeitet, wenngleich auch gewisse Überspitzungen und Übertreibungen der Deutung vom rein Geschlechtlichen oder lediglich vom Geltungsbewußtsein her nicht ausgeblieben sind, die es also zu korrigieren gilt. Auch die Visionen wurden von diesen Forschern und deren Schülern ebenso wie Träume und Halluzinationen gewertet und behandelt<sup>57</sup>; also bei der Beurteilung den gleichen Deutungsgesetzen unterworfen. Dabei wurden einige grundsätzliche Unterschiede zwischen Träumen und Visionen, z. B. daß die letzteren in ganz anderem Maße religiöser und ethischer Natur sind, geflissentlich übersehen. Wir können daher der Methode der Psychoanalyse hinsichtlich der Visionen und deren Deutung nicht folgen. Es ist unbestreitbar der Erforschung der seelischen Vorgänge zugute gekommen, daß man mit Freud erkannt hat, daß man bei einer wissenschaftlichen Untersuchung und Deutung der Träume aus dem Traumbild den Traumsinn, aus dem manifesten den latenten Traum herauszulösen habe<sup>58</sup>. Für die eigentlichen Visionen gilt dieser Unterschied nicht, sie enthalten vielmehr den Sinn unmittelbar, der Mensch hört das: Du, sollst. Er vernimmt den Anruf Gottes. Hierin sind in gewisser Weise Visionen und das zweite Gesicht einander ähnlich, weil die Vorschau auch das künftige Geschehen so deutlich und „real“ ausspricht, daß es keiner hinzukommenden Deutung mehr bedarf.

Wir müssen an dieser Stelle, wo die Erscheinungen des zweiten Gesichtes in die Nähe der Visionen rücken, weil beide unmittelbar sprechen, eine Feststellung treffen, die die Erörterung des

<sup>57</sup> vgl. besonders die Aufsätze in der Zeitschrift „Imago“

<sup>58</sup> Sigm. Freud, Die Traumdeutung, 1922<sup>7</sup>, S. 190 ff, 212 ff, 239 ff u. ö.

zweiten Gesichtes ein Stück vorwärts bringen kann. Karl Schmeing hat erstmalig darauf hingewiesen, daß das zweite Gesicht im Zusammenhang mit der eidetischen Anlage steht und hat die Unterscheidung der Marburger psychologischen Schule zwischen dem basedoiden und tetanoiden Typus auch auf die Vorschauer angewandt<sup>59</sup>. So sehr es als verdienstvoll zu erachten ist, daß durch die Arbeiten Schmeings das zweite Gesicht wissenschaftlich erörtert worden ist, meinen wir doch, feststellen zu müssen, daß diese Untersuchung in einigen Punkten nicht ausreichend ist. Zunächst gilt die Unterscheidung zwischen dem basedoiden und tetanoiden Typus nicht unbedingt, denn die Erscheinungen des zweiten Gesichtes teilen meist mit den Anschauungsbildern des basedoiden Typus die Form der Bewegtheit, das in der Vorschau erblickte Haus brennt, der Leichenzug zieht vorüber usw. Mit den Anschauungsbildern des tetanoiden Typus haben die zweiten Gesichte den Charakter des Zwanghaften gemeinsam. Der Seher kann gar nicht anders, als das Bild so erblicken, wie es vor ihm steht, während der basedoide Typus sein Bild zumeist verändern kann. Die Einteilung in basedoiden und tetanoiden Typus, die für den Eidetiker gilt, trifft also letztlich nicht das Wesen des zweiten Gesichtes.

Ferner muß hervorgehoben werden, daß die sonstigen, sogenannten normalen Phänomene der Eidetik in der Mitte zwischen dem physiologischen Nachbild und der Vorstellung liegen. Die Erscheinungen des zweiten Gesichtes stehen vielmehr in Beziehung zum unmittelbar Wahrgenommenen. Das Haus, das als brennend erscheint, wird zugleich so erblickt, wie es vor Augen dasteht. Die Landschaft, in der der Leichenzug sich bewegt, wird ebenfalls unmittelbar gesehen.

Schließlich können wir noch hinzufügen, daß es sich bei den Erscheinungen des zweiten Gesichtes um eine andere Bewußtseinslage handelt. Die Träume erscheinen (abgesehen von dem besonderen Kapitel der sogenannten Wachträume) im unterwachen oder halbawachen Seelenzustand, die eidetischen Anschauungsbilder im gewöhnlichen wachen. Das zweite Gesicht hingegen setzt einen überwachten Zustand voraus. Der Vorschauer ist hell-sichtig und steht dadurch in einem gleitenden Übergang zu den Visionären.

<sup>59</sup> K. Schmeing. Das zweite Gesicht, S. 49, 107 ff; vgl. Walther Jaensch, Zur Physiologie und Klinik, S. 199 ff

Wir sind der Auffassung, daß die Ergebnisse der eidetischen Forschung für die religions- und geistesgeschichtliche Wissenschaft von großer Bedeutung sind, nicht minder die noch auszudehnende Erforschung der Phänomene des zweiten Gesichts. Die theologische Forschung hat dies, soweit wir sehen, wenig berücksichtigt. Auf die Problemstellung der eidetischen Forschung ist zunächst Carl Schneider 1928 in seinem Buch über die „Erlebnisechtheit der Apokalypse des Johannes“ eingegangen. Neuerdings hat der norwegische Theologe Ivar Seierstad in seinem Buch „Die Offenbarungserlebnisse der Propheten Amos, Jesaja und Jeremia“<sup>60</sup> bei der Erforschung der Visionen der genannten vorexilischen Propheten die Ergebnisse der Marburger Schule herangezogen und besonders die Werke der Psychologen wie Kroh und Jaensch benutzt und zu seiner Deutung verwandt. Er spricht des öfteren von „eidetischen und akustischen Anschauungsbildern“<sup>61</sup>. Aber er erwähnt nicht die Phänomene des zweiten Gesichts; die Bücher von Karl Schmeling sind ihm, wie das Literaturverzeichnis erkennen läßt, anscheinend nicht bekannt. Daß aber die Visionen dieser Propheten mit ihren Ankündigungen zukünftiger Katastrophen mit den Phänomenen des zweiten Gesichts, die ebenfalls durch eine Schau ein Unheil im voraus ankündigen, irgendwie in Zusammenhang stehen, dürfte auf der Hand liegen und eine weitere Erforschung lohnend gestalten. Man kann jedenfalls einen gewissen Zusammenhang zwischen Vision und dem zweiten Gesicht nicht ganz in Abrede stellen, ebenso wie es notwendig ist, die Vorschauen von den übrigen eidetischen Phänomenen abzuheben.

### III.

Eine grundsätzliche Trennlinie zwischen Träumen und Visionen wird einem deutlich, wenn wir zunächst einmal Aberglauben und Glauben einander gegenüberstellen. Adolf Zeddies hat unseres Erachtens mit Recht darauf hingewiesen, daß der Aberglaube, wie er sich im Kartenschlagen, siderischem Pendel, Astrologie, Handlinienlesen usw. kundtut, der materialistischen Denkensart des egoistischen Ichs entspringt. „Der Aberglaube ist der Glaube des nach seinem Vorteil, seinem Eigennutz strebenden Menschen ... Immer steht das kleine Ich des Abergläubischen im Mittelpunkt,

<sup>60</sup> Oslo 1946

<sup>61</sup> J. P. Seierstad, a.a.O., S. 58 u. ö.

immer handelt es sich um dessen Sicherung und Geltung.“<sup>62</sup> Der echte Glaube hingegen spricht: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ In ähnlicher Richtung liegt es, wenn Konrad Zucker in seiner psychologisch-phänomenologischen Untersuchung des Aberglaubens im Anschluß an die Kategorien von Leo Frobenius zwischen dem magischen und mystischen Aberglauben unterscheidet. Die magische Form ist nach K. Zucker von aktiver Haltung und die mystische Form von passiver Haltung begleitet. Ahnungen und Vorgesichte bilden nach seiner Meinung ein „wohlisolierbares Kernerlebnis“, jedoch können sich sowohl hinsichtlich der äußeren Erscheinung wie auch im subjektiven Gesamterlebnis diese drei Formen des Aberglaubens überschneiden. Was uns in unserem Zusammenhang hier besonders angeht, ist die auch von Zucker vorgenommene Konfrontierung der aktiven Haltung des magischen Aberglaubens gegenüber der passiven Haltung des mystischen Aberglaubens<sup>62a</sup>. Paul Bauer hat Glaube und Aberglaube folgendermaßen gegenübergestellt: „Glauben heißt: Gott zum Herrn haben. Aberglauben heißt: Herr über Gott sein wollen.“<sup>63</sup> Daß Johannes Falk sich stets trotz aller harten Schläge, die ihn trafen, in Gottes Willen gefügt hat, ist in den obigen Kapiteln des öfteren erwähnt worden. Immer wieder rang er sich zu dem gläubigen Gebet durch: „Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe“<sup>64</sup>. Der Glaube ist gehorsam, der Aberglaube bewegt sich jedoch immer egoistisch, selbstgefällig oder selbstbedauernd, um das eigene „liebe Ich“, anders ausgedrückt heißt das, beim Aberglauben handelt es sich um die beiden sinnlichen Haupttriebe des Menschen, um Angst und Begierde, beim Glauben geht es um den Gehorsam gegen den Willen Gottes, das göttliche Gebot.

Das gleiche gilt für Träume und Visionen. Bei den Träumen dreht sich der Mensch immer um das eigene Ich, sei es, daß er unter einem früheren Erlebnis leidet (Trauma), sei es, daß er sich selbst beständig bedauert und aus diesem circulus nicht heraus-

<sup>62</sup> Adolf Zeddies, Das Schicksal des Menschen aus Sternen, Handlinien, Pendeln. Ein Beitrag zur Psychologie des Glaubens und Aberglaubens, o.J. (ca. 1950), S. 38; J. v. Negelein, Die Idee des Aberglaubens, sein Wachsen und Werden, 1931, S. 41 ff; ders., Haupttypen des Aberglaubens, 1935, S. 403 ff; vergleiche K. H. Ratschow, Magie und Religion, 1947

<sup>62a</sup> K. Zucker, Psychologie des Aberglaubens, 1948, S. 10 f, 94 ff u. ö.

<sup>63</sup> Paul Bauer, Der moderne Aberglaube und seine Überwindung, Stuttgart 1950, S. 8

<sup>64</sup> Geh. Tgb. vom 17. 9. 1818 u. ö.

kommt, sei es schließlich, daß er etwas begehrt, was er im tatsächlichen Leben nicht erlangen kann. Von *diesem* Ich weiß die Vision nichts. Erlebnismäßig ist es vielmehr ein Du, das von Gott unmittelbar ausgesprochen wird: Du sollst, du mußt.

Der Aberglaube ist ferner absolut unethisch, da er keinerlei Forderungen enthält, nicht eine innere Wandlung des Menschen gebietet, keinerlei existentielle Entscheidung verlangt. Das trifft in der Regel auch auf den Traum zu. Es gibt zwar Träume, und zwar sollen diese auch moralisch labile Menschen haben, die eine ethisch wertvolle Handlung schildern, aber diese enthalten nicht die absolute Forderung, auf die es ankommt, und geben auch nicht die Kraft, diesem neuen ethischen Gebot Folge zu leisten. Echte Visionen enthalten hingegen immer ein religiöses und ethisches Grundelement.

Ferner ist noch auf einen weiteren bedeutsamen Unterschied zwischen den Vorschauen und Visionen hinzuweisen. Weil die Erscheinungen des zweiten Gesichtes in der Regel ein kommendes Unglück, Todesfall, Krieg, Brand oder ähnliches ankündigen, versetzen sie den Vorschauer in einen Zustand der Bedrückung und der Furcht. Das zweite Gesicht spendet dem Menschen keinen Trost und bedeutet keine Lebenshilfe. Zum Wesen der Vorschau gehört ja — wenigstens nach der allgemeinen Überzeugung —, daß das Unglück genau so, wie es erblickt worden ist, unbedingt eintrifft. Es wird dem Menschen nie gesagt, wie er es abwenden kann; im Gegenteil, es tritt „unfehlbar“ ein. Der Mensch kann sich drehen und wenden wie er will, er entrinnt dem Schicksal nicht<sup>65</sup>. Ganz anders ist es bei den echten Visionen: sie stellen dem Menschen eine Lebensaufgabe, die er zu meistern hat, und geben ihm auch die Kraft dazu. Mag er anfangs auch noch so verzagt und von seiner Unfähigkeit überzeugt sein, die Visionen schenken dem Menschen das Bewußtsein der Gottesnähe, ja der Gotteskindschaft, und geben ihm dadurch neue Kraft. Es liegt auf der Hand, daß gerade in dieser Hinsicht sich die Visionen der alttestamentlichen Propheten von den sonstigen Vorschauen grundsätzlich unterscheiden.

Was schließlich den Wahrheitsgehalt der Visionen und Erscheinungen des zweiten Gesichtes anbetrifft, so sei an dieser Stelle

<sup>65</sup> Gerade in dieser Unentrinnbarkeit erinnert das zweite Gesicht an germanische und griechische religiöse Vorstellungen.

noch eine Bemerkung hinzugefügt. Bei den Auditionen und Visionen ist es — wenigstens dem Schauenden selbst — völlig klar, was dahinter steht: eine Stimme, die aus dem Inneren kommt, redet ihn ganz persönlich an, es muß ihr gehorcht werden; es läßt sich sodann feststellen und im Leben des Betreffenden geradezu ablesen, ob und inwieweit diesem Befehl Folge geleistet wurde. Bei den Erscheinungen des zweiten Gesichtes ist es letztthin schwer zu entscheiden, was an ihnen „dran“ ist, d. h. was bei ihnen Realität und was Deutung und was Fiktion ist.

Irgendeine Realität wird sicherlich dahinterstehen, das empfinden die Vorschauer wie Falk selbst sehr deutlich; aber es ist schwer zu sagen, worin diese Realität besteht. Selbst K. Schmeing, der sich jahrelang und eingehend wissenschaftlich mit den Phänomenen des zweiten Gesichtes beschäftigt und ihre Erscheinungsformen untersucht hat, sagt letztlich auch nicht, was es um das zweite Gesicht eigentlich ist. Die Frage nach dem zweiten Gesicht bleibt also an einem gewissen Punkt noch offen, man kann also nur sagen: es ist ein Widerfahrnis.

#### IV.

Die große Berufungsvision Falks, die wir oben, soweit es die Quellen zulassen, dargestellt und kurz untersucht haben, stellt ein Erlebnis eigener Art dar. Das wird uns deutlicher werden, wenn wir an die Kontroverse denken, die Johannes Falk mit Ernst de Valenti geführt hat. Um diesen Gegensatz zu kennzeichnen, könnte man wohl zunächst daran denken, in ihnen die Repräsentanten zweier verschiedener Typen der Mystik zu sehen<sup>65a</sup>. Wir glauben

<sup>65a</sup> Bei einer derartigen Darlegung könnte man an bereits vorliegende Typologien anknüpfen. So unterscheidet E. Troeltsch zwischen Mystik im engeren und weiteren Sinne des Wortes. F. Heiler stellt dem kontemplativ-ästhetischen den affektiv-ethischen Typ gegenüber. A. Deissmann spricht von agierender und reagierender Grundhaltung des Menschen, während N. Söderblom die Übungsmystik von Offenbarungsmystik abhebt. E. Seeberg weist darauf hin, daß man die mystische Theologie von der „echten“ Mystik zu trennen habe. Bei einer derartigen Darstellung könnte man Valenti dem einen und Falk dem anderen Typus zuordnen. Jede dieser Typologien ist sicherlich zu ihrem Teil berechtigt und könnte ein gewisses Licht auf den Gegensatz zwischen diesen beiden Männern werfen. Da wir jedoch Wesen und Ausdruck der inneren Schaukraft erörtern möchten, dürfte uns eine derartige Charakteristik an dem uns entscheidenden Punkt nicht viel weiterführen. Wir verweisen vielmehr auf das, was wir über den eidetischen und konstruktiven Typus oben ausgesprochen haben.



jedoch in unserer Erörterung weiter zu kommen, wenn wir davon ausgehen, daß die neuere Religionspsychologie gezeigt hat, man nisse der ersteren Art, doch ist ihm die besondere Offenbarung in der Form einer plötzlichen und bewußt erlebten Bekehrung zu nisse der ersteren Art, doch ist ihm die besondere Offenbarung in der Form einer plötzlichen und bewußt erlebten Bekehrung zuteil geworden<sup>65b</sup>. Deshalb heißt für ihn Offenbarung nicht das Herinbrechen der Herrlichkeit, Macht oder Willen Gottes, sondern die Erkenntnis der eigenen Sündhaftigkeit. Insofern griff er die Rechtfertigungslehre Luthers auf, nach welcher Gott sich nur dem Sünder offenbart und nicht dem „Gerechten“, wobei es unverkennbar ist, daß er diesen Satz der lutherischen Väter im pietistischen Sinne umdeutete, wie für ihn überhaupt die Wegbereiter und Vorläufer des Pietismus, vor allem Johann Arndt, die großen Männer waren, von denen er am meisten gelernt hatte<sup>66</sup>. Mit der Rechtfertigungslehre verband Valenti die Verwerfung der guten Werke. Eigensinnig, ja man kann sagen, engstirnig, wie er war, beharrte er auf seinem Standpunkt, ohne es überhaupt fassen zu können, daß für Falk das wahre Christentum in der Liebe Gottes und der Liebe zum Nächsten gipfelt.

Da man an und für sich geneigt ist, Persönlichkeiten einer bestimmten Zeit zu sehr in eins zu sehen, könnte man versucht sein, Falk und Valenti auf eine Linie zu bringen, da ja beide überzeugte Lutheraner waren; trotzdem machten sie sich, wie bereits

<sup>65b</sup> 1794 geboren, war er zunächst ganz im Gedankengut der Aufklärung groß geworden. Später bezeichnete er diese Periode seines Lebens im Lessingschen Sinne als die Zeit des „Suchens nach der Wahrheit“. Aus dem Traum an die Allmacht der Vernunft wurde er gleich vielen seiner Zeitgenossen durch die Freiheitskriege aufgerüttelt, an denen er, im Bewußtsein, in einer „großen Zeit“ zu leben, selbst aktiv teilnahm. Zum Durchbruch zur neuen Erkenntnis gelangte er erst 1819, ein Jahr nachdem er sich als Arzt in Sulza niedergelassen hatte. Nach seiner „Bekehrung“ glaubte er, das sündhafte Wesen des natürlichen Menschen voll erkannt zu haben und wollte auch andere Leute für seine Überzeugung gewinnen, deshalb gründete er einen „mystischen Verein“, weil die rationalistischen Pfarrer den „Brunnen des lebendigen Wassers verschüttet“ hatten. In dieser Zeit, da er wegen „Konventikelwesens“ und „Schwärmerei“ angefeindet wurde, kam es zur Begegnung mit Falk. Das weitere Leben dieses ruhelosen, kampfesfreudigen und unglücklichen Geistes, auch seine maßlose Polemik gegen Johann Christoph Blumhard, kann hier nicht dargestellt werden. Näheres bei Julius Pentzlin, Ernst de Valenti, Monatsschrift für Innere Mission, 1897, S. 353 ff und 393 ff

<sup>66</sup> E. de Valenti, Über den Verfall der protestantischen Kirche. 1821. S. 34, 57, 79, 95 f u. ö.

im II. Kapitel angedeutet, gegenseitig die heftigsten Vorwürfe. Um die Polemik hier noch näher zu kennzeichnen, sei hinzugefügt, daß Valenti vorgehalten wurde, er sei Gichtelianer<sup>67</sup>, der sich im „seligen Nichtstun“ gefalle und an der Not der Mitmenschen achtlos vorbeigehe. Dem Dichter und Volkserzieher wurde entgegnet, er sei eigentlich ein unbekehrter Heide, ja sogar „ein von drei Teufeln Besessener“<sup>68</sup>, der das katholische Ideal der Werkheiligkeit wieder aufrichten wolle, statt die Menschen zur Buße zu führen. Beider Vorwürfe sind so übertrieben und ungerecht, daß sie das Trennende eher verdecken als enthüllen.

Der eigentliche Gegensatz ist vielmehr auf das unterschiedliche Grunderlebnis, die daraus erwachsene ganz andersartige Erkenntnis, die beide gewonnen haben, und auf die Verschiedenheit der Naturen zurückzuführen. Falk hatte seine Berufung erlebt, und zwar charakteristischer Weise in einer Vision, während de Va-

<sup>67</sup> Daß dieser Vorwurf zu Unrecht erhoben wurde, ergibt sich schon dadurch, daß Valenti die Ehe nicht verwarf, sondern sogar selbst verheiratet war. Außerdem verurteilte er heftig die androgynen Spekulationen von Jakob Böhme, vgl. Valenti, Christliche Dogmatik, 3. Buch, 1847, S. 107 ff

<sup>68</sup> R. Falk, S. 102. Die heftigsten Vorwürfe schleuderte Valenti gegen Falk: „An Werken fehlt es bei Ihnen nicht, geliebter Bruder, aber ist unser lieber Falk bei seinen Werken von dem rechten Anfang ausgegangen? Ich habe gerade das Lied beim Tod Ihrer vier Kinder vor mir, die Vorrede von Wagner empörte schon damals das Kind des Geistes in mir, und mit einem traurigen Widerwillen las ich diese blinde, schändliche Verehrung, die Ihnen da angetan wird. Sie haben sich immer mehr in Ihr Werk vergafft und wußten die Menschen nur nach Maßstab der Brauchbarkeit für Ihr Institut zu schätzen. Dazu kommt eine gewisse Eitelkeit. Dies alles bestätigte immer mehr die traurige Erfahrung, daß es mit Ihrem Christentum nichts sei und daß Ihre Samariterwerke aus sehr verdächtiger Quelle kommen können. Ihre Goliathrede, die einen jeden, der nur stillhält, mit einer Glut millionenmal wiederholter Redensarten überhäuft, fürwahr, wenn ein heiliges Schweigen der Anfang Ihrer Bekehrung ist, haben Sie mehr Arbeit als mit tausend Instituten. Der liebe Gott hatte Sie schon durch vielfältige Leichengänge auf Ihr Verderben, auf das innere Waisenhaus hingeführt. Allein, anstatt in stiller Kammer niederzufallen und um eine wahre Einkehr zu bitten, anstatt diesen Schmerz wie ein Kind Gottes mit Danksagung und Freude zu tragen, mußte alle Welt es wissen, was Sie litten, und wie der verwundete Mars aus tausendfacher Kehle seinen Schmerz ausheult, so haben Sie in Gedichten und Briefen in alle vier Winde Ihre Leiden verkündet. Dabei war nicht zu verkennen der versteckte Stolz, mit dem Sie auf Ihre Leiden blickten. Stalt an sich selbst zu verzagen, wuchs Ihr natürlicher Mut immer mehr, und mit jedem verbissenen und ausgeschrieenen Schmerz war das innere Übel unheilbar geworden“ (T. Reis. S. 86).

lenti seine Bekehrung erfahren hatte. Ein Bekehrungserlebnis führt zu einer grundsätzlich neuen Welt- und Lebensanschauung, ist also in erster Linie theoretisch; ein Berufungserlebnis hingegen ist wesentlich praktischer Natur (theoretisch und praktisch im weiteren Sinne genommen). Die trennende Kluft wird noch besser sichtbar, wenn man bedenkt, daß beim Erlebnis der ersten Art das Interesse wesentlich auf das eigene Ich gerichtet ist, während die Berufung zur Sache selbst hinführt. Deshalb fühlte sich Falk von jeder Form der „theoretischen“, nur beschaulichen Mystik, wie sie von Valenti vertreten wurde, abgestoßen. „Wüßten doch diese neuen Gichtelianer, die sich in der seligen Beschauung ihrer Nasenspitze als echte und wahrhaftige Gläubige vorkommen<sup>69</sup>, d. h. im seligen Nichtstun gefallen, was es in der Welt kostet, das praktische Christentum zu üben, nicht allein wie Paulus bereit zu sein, den Leib, sondern sogar die Seele für die Brüder hinzuwerfen, . . . sie würden sich bald überzeugen, daß diese Angst um das eigene Ich und die Seligmachung durch den wahren Glauben . . . doch nur im Grunde weiter nichts ist als himmlischer Egoismus.“<sup>70</sup>

Der im verschiedenen Grunderlebnis wurzelnde Gegensatz zeigt sich auch darin, daß jeder dieser beiden Männer im gewissen Sinne vom anderen das gleiche fordert, was er selbst erlebt und deshalb auch die gleichen Konsequenzen zu ziehen, die er selbst auf sich genommen hat, wie es ja eine ganz natürliche Haltung des Menschen ist, seine ganz persönliche Lebensführung zu verallgemeinern. So rief Falk dazu auf, daß sich jeder wie er in Taten der Liebe verzehren solle. Er war davon überzeugt, daß Gott von den Christen vor allem Taten der Liebe verlangt und nicht die Sehnsucht nach Schauungen und Verzückungen stillen will. Der „Kern des Christentums“ besteht in der Liebe, mit der wir geliebt worden sind und der Liebe, mit der wir unsern Mitmen-

<sup>69</sup> Bei diesen Worten wird man daran erinnert, daß auch Meister Eckhart, wie Rudolf Otto in seinem Buch *West-östliche Mystik*, S. 95 ff nachgewiesen hat, sich im Gegensatz zur Illuminatenmystik, Empfindungs- und Naturmystik befunden hat. „Wer da wähnt in Versunkenheit, Andacht, schmelzenden Gefühlen und sonderlichem Anschmiegen mehr von Gott zu haben denn beim Herdfeuer oder im Stalle, da tust du nichts anderes, als ob du Gott nähmest und wickelst ihm einen Mantel um das Haupt und stecktest ihn unter die Bank.“ H. Büttner, *Meister Eckharts Schriften und Predigten*, 1912, I. Bd., S. 100; R. Otto, *West-östliche Mystik*, 1929, S. 99

<sup>70</sup> Geh. Tgb. I, 62

schen „bis zur Selbstaufopferung“ dienen sollen<sup>71</sup>. „Nur eine fortgesetzte Heiligung durch tätige Liebe, daß wir für andere, nicht aber bloß für einen himmlischen Glaubensegoismus leben, kann uns zu echten Schülern Jesu Christi machen.“<sup>72</sup> In seiner spitzen Art fügte Falk noch hinzu: „Nicht der gläubige Priester, nicht der gläubige Levit, sondern der ungläubige Samariter, weil sein liebestätiges Herz die Barmherzigkeit übte, war in Christi Augen der Nächste. Das ist eine völlig anti-devalentische Lehre.“<sup>73</sup>

Valenti seinerseits forderte, daß jeder zuerst seine Bekehrung erleben<sup>74</sup> und darnach vor allem sein inneres Leben neu aufbauen müßte<sup>75</sup>. In seinem Gedicht „Der wahre Weg des Heils“ rief er deshalb aus:

Drum laß die Werke sein,  
Eh' du den Glauben hast,  
Du strebst umsonst darnach,  
So lang dich Moses haßt.  
Erst muß das Herz zerschlagen sein  
Und sich in Christo ganz erneu'n.<sup>76</sup>

Mit polemischer Schärfe wiederholte er die lutherische Lehre, nach welcher die Werke „bloß die notwendigen Folgen des Glaubens“ seien<sup>77</sup>.

Die Kontroverse zwischen ihm und Falk verschärfte sich weiterhin dadurch, daß beide ein ganz anderes Verhältnis zum Verstand und zur Wissenschaft hatten. Sie stimmten darin überein, daß sie den Rationalismus verwarfen, weil er für sie Unglauben bedeutete. Falk jedoch — und darin war er Goethe verwandt — maß der Vernunft für die praktische Lebensführung eine hohe Bedeutung bei, obwohl er jede philosophische Spekulation, also das „Denken über das Denken“ ablehnte. Valentis Haltung war

<sup>71</sup> ebenda <sup>72</sup> Geh. Tgb. I, 63 <sup>73</sup> Geh. Tgb. I, 62

<sup>74</sup> Valenti, *Christliche Dogmatik*, 4. Buch, 1847, S. 643 ff

<sup>75</sup> Ernst de Valenti, *Gotthold Salzmann, Der verständige Hallore oder Gespräche über die Umtriebe der Rationalisten*, namentlich in Halle, 1830, S. 27 f

<sup>76</sup> Valenti, *Verfall der protestantischen Kirche*, S. 99. Einige Zeilen weiter heißt es:

Verkehrter Lehre Weg,  
Die von der Tugend spricht,  
Eh' des Gesetzes Schwert  
Sein Heilamt hat verricht't!  
Eh' noch das Herz in Reu' und Buß  
Sich lagert zum durchbohrten Fuß.

<sup>77</sup> a.a.O., S. 100

nicht nur ausgeprägt antirationalistisch, sondern darüber hinaus jedenfalls auf dem Gebiet der Theologie und Philosophie wissenschaftsfeindlich. „Das Wissen blähet auf.“<sup>78</sup> „Die Gelehrten haben von jeher sehr viel Gutes, aber auch ebensoviel Schlechtes und Albernes zu Tage gebracht. Wäret ihr Leutchen auf die Gelehrten angewiesen, so würde es schlecht genug mit euch aussehen. Zum Glück ist das aber nicht der Fall.“<sup>79</sup> Trotz mancher Einschränkungen, die sich in Valentis Schriften befinden, spricht aus seinen umfangreichen Werken doch eine wissenschaftsfeindliche Einstellung. Gerade diesen Zug hatte Falk in scharfer Weise angegriffen.

Valenti war auch wie mancher Schwärmer bereit, die Vernunft und alle natürlichen Seelenkräfte preiszugeben, um mystischer Erlebnisse teilhaftig und seinen neuen Vorstellungen gerecht zu werden. Falk wollte dies sacrificium intellectus nicht vollziehen, es hinderte ihn hieran ein charakteristischer Zug seines Wesens, die Nüchternheit und der gesunde Menschenverstand, der sich darin ausdrückte, daß er ein positives Verhältnis zur Wissenschaft hatte, ohne dem platten Rationalismus seiner Zeit zu verfallen. Doch „für eins ist die Wissenschaft nütze, das ist das Zünglein an der Waage, das die Offenbarung von innen und die von außen in Einklang bringt. Dann wird man weder von der Vermessenheit der Wissenschaft befallen, noch wirst du als ein Knecht des modrigen Pergaments deine Seele opfern müssen. . . Die Gläubigen schließen die Augen von außen, die Gelehrten von innen zu. Das nenne ich den Lauf der Natur verkehren, das nenne ich auf Kosten der äußeren Offenbarung die innere Offenbarung zum Spott des Pöbels machen.“<sup>80</sup> Für Falk gab es keine grundsätzliche Trennung zwischen der Welt des Glaubens und der Welt des Denkens und der Erfahrung, deshalb sah er es nicht ein, daß es notwendig sei, die Vernunft zu opfern, um zum Glauben zu gelangen. Das wird auch durch die Korrespondenz zwischen Johannes Falk und Ernst de Valenti unterstrichen. Dieser verlangte von unserm Dichter, daß er der Vernunft, der Wissenschaft und aller natürlichen Erkenntnis entsagen solle, um im Sinne von de Valenti ein „wahrer Christ“ zu sein. Diesen Verzicht nennt Valenti die wahre,

<sup>78</sup> a.a.O., S. 78; 1. Kor. 8, 1

<sup>79</sup> Valenti. Gotthold Salzmann, S. 12; vgl. Valenti. Das Kleeblatt der Wissenschaft. Schleiermacher, Marheineke und de Wette, 1844. S. 27 ff u.ö.

<sup>80</sup> Brief an Frau Ministerin v. J. C., zit. nach T. Reis. S. 10

christliche Demut. Falk erwiderte hierauf: „In meinen Augen ist das stolzeste Pharisäertum, wenn jedes milzsüchtige alte Weib in drei Tagen sich einbildet, so weit zu kommen, daß es alle Magister und Professoren mit ihrer Weisheit beschäme, Herrn Dr. de Valenti nicht ausgenommen, und mit ihrem Gebete oder gar mit ihrem Hokuspokus Wunder verrichten und die ganze Geisterwelt in Bewegung setzen kann.“<sup>81</sup> Es ist für Falk äußerst bezeichnend, daß er in diesem Zusammenhang die Worte des Mephisto aus Goethes „Faust“ anführt:

Verachte nur erst Kunst und Wissenschaft  
Der Menschen allerhöchste Kraft,  
Und laß in Blend- und Zauberwerken  
Dich von dem Lügengeist bestärken,  
So hab' ich dich schon unbedingt.

Diese gegensätzliche Bewertung der Vernunft führt zu dem Ausgangspunkt dieses Abschnittes, zu der Unterscheidung von Bekehrungs- und Berufungserlebnis zurück. Valenti wollte, entsprechend seiner „theoretischen“ Theologie, die im Bekehrungserlebnis wurzelte, zu Offenbarungserlebnissen gelangen, in welchen sich dem Menschen Gottes Geheimnisse enthüllen. Bei derartigen Erlebnissen hat das Opfer des Verstandes und aller natürlicher Seelenkräfte einen inneren Sinn, denn das, was der Mensch dabei erlebt, geht über die Grenzen der Vernunft und der natürlichen Seelenkräfte hinaus. Wenn die in einem solchen Erlebnis geschenkte Offenbarung der natürlichen Erkenntnis nicht zugänglich ist, ja sogar ihr widerspricht, so gilt es, sich von dieser natürlichen Erkenntnis und den Zweifeln des Verstandes und der Vernunft zu lösen und allein der höheren Erfahrung zu folgen; denn sie ist der höchste Begriff und Inbegriff der Wahrheit. Deshalb muß man de Valenti von seinem Standpunkt aus recht geben, was hingegen Falk nicht einsieht. Denn dieser versteht begreiflicherweise unter einer Vision nur das, was er selbst erfahren hat, den Willen Gottes. Da aber dieser Wille eine bestimmte Lebensaufgabe stellt, kann für das Handeln in dieser Welt der Verstand und die Vernunft nicht entbehrt werden. Die von Valenti geforderte Aufopferung des Verstandes muß daher dem Johannes Falk

<sup>81</sup> Geh. Tgb. I. 61. Um diesen Satz zu verstehen, muß man bedenken, daß die Gichtelianer bekanntlich davon überzeugt waren, mit ihren Gebeten Krankheiten heilen zu können.

widersinnig erscheinen und ihm wie eine hochmütige Verkennung dessen vorkommen, was Gott vom Menschen fordert.

Dies führt zu einer weiteren grundsätzlichen Überlegung über das Wesen der inneren Schaukraft. Man ist wohl allgemein dazu geneigt, die Erlebnisse und Erfahrungen des visionären Menschen als etwas Fremdes, sogar Unnatürliches zu erachten. Auf den ersten Blick mag es so erscheinen, als bewege sich der Visionär in einer unwirklichen, ja traumhaften Welt, die mit der realen Wirklichkeit, so wie sich diese uns anderen, nicht mit einer solch starken inneren Schaukraft begabten Menschen darbietet, nichts zu tun hat. Der Visionär lebt nach dieser verbreiteten, aber unzutreffenden Auffassung in Verzückungen, in denen ihm das Übernatürliche für den gesunden Menschenverstand das Unwirkliche erscheint, das sich mit der Realität des alltäglichen Lebens nicht deckt, ja gar nichts mit ihr zu schaffen hat. Jedoch ist diese Deutung der inneren Schaukraft, wie sich an konkreten Fällen zeigen läßt, grundsätzlich falsch. Echte Visionen haben vielmehr mit der Wirklichkeit eine sehr enge Berührung, nur daß sie die Realität nicht als bloßes Faktum, also als bloß Tatsächliches zeigen, sondern auf den dahinterstehenden Sinn Bezug haben; sie sind also sehr wohl mit der Wirklichkeit verhaftet, wobei Wirklichkeit nicht als Wiedergabe des Realen, sondern als Sinngebung des Lebens zu verstehen ist. Daher ist jede echte Vision nicht nur als eine Schau einer übernatürlichen Erscheinung anzusprechen, sie ist vielmehr und in erster Linie eine Erfassung dessen, was das Übernatürliche vom Menschen fordert. Die Schau ist also keineswegs eine bloße Betrachtung, ein „seliges“ Zuschauen, sondern ein lebendiges Erfassen der Bedeutung und des letzten Sinnes des Geschautes, und daraus ergibt sich die Folgerung für diesen Menschen, daß er unter dem Gesetz des Übernatürlichen steht. Die Vision bedeutet mehr als eine Schau, sie ist die Erfassung des göttlichen Willens. So schrieb Falk an eine Freundin: „Warum loben Sie mich armen Lump? Wissen Sie auch, was mein Verdienst ist? Die Gnade, daß mich der Herr in diesem lumpigen Zeitalter aus hunderttausend anderen Lumpen herausnahm, mich mit 1000 Kindern umstellte, die mich bis zur letzten Faser zerrupfen, um mich in die offenen Wunden dieser gottvergessenen Zeit zu legen. Da liege ich nun unten und trinke in vollem Maß und bis zum Ekel den Eiter aus ihren Beulen, und die Wunden wollen nicht zu-

gehen, sondern klaffen immer furchtbarer, und ihr Schlund ist so groß und grausend, daß er noch hundert, daß er noch tausend fromme Männer in seinem schwelligen Abgrund verzehren wird. Es ist nichts an mir zu loben als die Erkenntnis des sündigen Zeitalters, und das ist Gnade, aber kein Verdienst. Ich will Licht, reines, ruhiges, heiliges Licht, aber keinen Sand und keinen Feuerbrand.“<sup>82</sup> Der Wille Gottes richtet sich an den des Schauenden und alle seine Seelenkräfte. Die Vision bedeutet zugleich eine Unterordnung des Schauenden unter das, was er erblickt hat, anders ausgedrückt, die Unterwerfung des eigenen unter den göttlichen Willen. Von hier aus ergibt sich auch eine Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Offenbarungserlebnis und der Offenbarung Gottes in seinem Wort. Auf Grund des oben Gesagten müssen wir konstatieren, daß eine Gegenüberstellung jedenfalls im Hinblick auf Johannes Falk und die oben angeführten Visionäre eigentlich unmöglich ist. Für Falk bedeutete sein Berufungserlebnis die absolute Unterordnung seines persönlichen Lebens unter den Liebeswillen Gottes, und das war nach seiner Meinung genau das, was Gott zu allen Zeiten von allen Menschen fordert.

Von hier aus müssen wir noch einmal auf die Forderung der Aufopferung des Verstandes zurückkommen. Die Unterwerfung des Schauenden unter das in der Vision erfaßte Übernatürliche fordert den ganzen Menschen, also auch seine Vernunft und seinen Verstand. Ein Mann, der wie Falk in starkem Maß die innere Schaukraft besitzt, kann daher ganz und gar nicht ein Feind des Verstandes und der Vernunft sein, er fühlt sich vielmehr im Gebrauch der Vernunft durch seine Schau gefordert. Diese lenkt also den Verstand und die Vernunft, und gerade das ist es, was der nicht visionäre Mensch, der geneigt ist, an seine Vernunft als das oberste Gesetz zu glauben, mißversteht. Dem echten Visionär ist daher gar keine Diskrepanz zwischen Wissen und Glauben möglich, denn das, was ihn beherrscht, die innere Schaukraft, verbindet beides in einer für ihn selbstverständlichen Art und Weise. So sehen wir bei den großen Visionären, die die Menschheitsgeschichte kennt, bei Plato, Therese von Jesu und Goethe, die für uns andere nicht ohne weiteres einzusehene enge Verbindung zwischen Glauben und Wissen, zwischen Schau und Handeln.

<sup>82</sup> Brief an eine Freundin, T. Reis, S. 90; vgl. R. Falk, S. 142, und Geh. Tgb. vom 20. III. 1821

## Schlußwort

### Die Bedeutung der inneren Schaukraft für den Glauben

Wir haben die innere Schaukraft bei Johannes Falk im einzelnen an den durch sie hervorgerufenen Phänomenen, den Träumen, eidetischen Anschauungsbildern, Erscheinungen des zweiten Gesichts und Visionen verfolgt und diese ausführlicher dargestellt und bewertet. Auch haben wir die Stellung Falks zu diesen Gesichtern dargelegt, wobei deutlich geworden ist, daß sich in dieser Stellungnahme eine klare Unterscheidung zwischen den einzelnen Gesichtern abzeichnet.

Es ist bedeutsam, daß diese innere Schaukraft eine spezifische Veranlagung des Menschen darstellt, welche die mit dieser Kraft Begabten von den übrigen unterscheidet. Das kommt auch im rein Geistigen zum Ausdruck insofern, als Denken und Anschauung bei diesen Menschen ineinander übergeht. Wichtiger scheint uns die Auswirkung der inneren Schaukraft im Glaubensleben zu sein. Sie befähigt diejenigen Menschen, die diese Begabung in starkem Maße besitzen, dazu, die göttlichen Geheimnisse nicht nur zu erahnen, wie es wohl bei fast allen Leuten der Fall ist, sondern sie sogar zu schauen. In ihren Visionen eröffnen sich ihnen neue Erkenntnisse, die — was bemerkenswert ist — zugleich gedacht und geschaut werden. Kraft dieser unmittelbaren Anschaulichkeit und Eindringlichkeit werden diese Visionen nicht bloß als passive Erlebnisse hingenommen, sondern besitzen eine sinngebende und das Handeln bestimmende Gewalt. Sie tragen, psychologisch ausgedrückt, den Charakter der Forderung, nicht nur den des Erlebens. Die Visionen werden also nicht nur betrachtet, vielmehr setzen sie sich in bestimmte Entschlüsse und Leistungen um. Es kommt uns sehr darauf an hervorzuheben, daß die Visionen für den Betreffenden nicht nur ein „bloß geschautes Bild“ ist, wie es der Außenstehende oft meint, der selber die innere Schaukraft nicht in diesem ausgeprägten Maße besitzt. Sie erweist vielmehr ihre Echtheit dadurch, daß sie von dauernder Wirkung ist, welche dem Leben einen neuen Sinn und damit eine bestimmte neue Rich-

tung gibt, weil sie dem Glauben einen konkreten, greifbaren Inhalt verleiht.

Man darf jedoch nicht annehmen, daß hochgradige Eidetiker, d. h. Menschen mit ausgeprägter innerer Schaukraft, nun recht häufig Visionen haben. Auch ist die Häufigkeit der Visionen kein Hinweis auf die Intensität der inneren Schaukraft. Auffällig ist vielmehr, daß die Visionen meistens sehr selten sind. Es muß also außer der Fähigkeit der inneren Schau noch etwas hinzutreten, was die Visionen auslöst. Dieses auslösende Moment besteht darin, daß der Betreffende sich in einer inneren Krisis befindet, die zur Entscheidung drängt. Auch starke körperliche Erschöpfung, Hunger, Übermüdung und Krankheit können dazu beitragen. Mit diesem auslösenden Moment darf aber das Wesen der Vision nicht verwechselt werden, die an sich durchaus nicht krankhaft ist. Psychologisch gesehen, liegt der Schau nicht die Krankheit oder Erschöpfung zu Grunde, sondern gerade ihre Überwindung: der Gesundungswille spricht sich in ihr aus. Das Entscheidende ist also nach unserem Verständnis die innere Einstellung, die die Vision auslöst, und das ist etwas durchaus Positives.

Das Faktum, daß Visionen selten auftreten, wird ferner dadurch unterstrichen, daß es auch Menschen mit starker innerer Schaukraft gibt, die zeitlebens nie eine Vision gehabt haben; so wissen wir zum Beispiel nichts von Visionen bei Goethe; auch sonst gibt es viele Eidetiker, denen keine derartigen Gesichte zuteil wurden. Es muß also außer der auslösenden Krisis und der inneren Einstellung noch ein weiteres Moment hinzukommen, das objektiver Natur ist. Es kann hierüber an dieser Stelle nur andeutungsweise gesprochen werden; man muß bei der Erörterung dieses Sachverhaltes davon ausgehen, daß, psychologisch betrachtet, die Visionäre aus dem inneren Fundus ihres Glaubens schöpfen. Die Wahrheiten des Glaubens müssen dem Visionär auf Grund seiner Erziehung oder seiner Glaubenskämpfe Realitäten sein. Das Ringen um den Glauben, das Erkämpfen der Glaubensgewißheit ist eine Vorbedingung, ohne die es nicht zu einer Vision kommen kann. Die Schau ist, so verstanden, gewissermaßen der Siegespreis für den überstandenen Glaubenskampf.

Menschen, die die innere Schaukraft nicht im ausgeprägten Maße besitzen, werden auch durch Glaubenszweifel und -kämpfe erschüttert und können ebenfalls siegreich daraus hervorgehen, aber,

da sie nicht eidetisch veranlagt sind, sondern gedanklich konstruieren, wird die Glaubensgewißheit nicht in einem anschaulichen Bilde, sondern in einer gedanklichen Überzeugung gegeben.

Psychologisch gesehen, ist die Vision bedingt durch den Fundus des Glaubens. Theologisch gesehen, bedeutet sie das Eingreifen Gottes, der sich der inneren Schaukraft bedient, um sich und seinen Willen zu offenbaren.

Ganz allgemein gesehen läßt sich fernerhin noch sagen, daß die Visionen einzelner Menschen das Glaubensleben auch derer, die selber keine Schau gehabt haben, außerordentlich befruchtet haben; denn die Visionen haben auch für andere Menschen die Bedeutung erlangt, daß den bloßen Gedanken und Vorstellungen ein konkreter Inhalt gegeben worden ist. Gerade weil dieser Inhalt bildhaft ist, haftet er unveränderlich und unvergleichlich fest im Gedächtnis; man kann ihn nicht modifizieren. Er bleibt wie ein Seezeichen in der Flut der Gedanken und Vorstellungen und verhilft dem Menschen dazu, sich stets aufs neue daran zurechtzufinden. So kommt es, daß die Visionen auf diejenigen Menschen, welche selber keine Schau gehabt haben, jedoch mit Visionären im vertrauten Umgang standen, von größter Wirkung waren und sind. Die Vision ist also eine Wahrheit, die fruchtbar macht: sie verhilft demjenigen, der sie hat, zu wichtigen Entschlüssen in Krisenzeiten, aber sie erstreckt ihre Wirkung auch auf andere Menschen, indem sie ihren Gedanken einen festen Anhalt gibt und neuen Erkenntnisinhalt vermittelt. Dies darzustellen, geht über die vorliegende Arbeit hinaus und muß weiterer Untersuchung vorbehalten bleiben.

## Personenregister

(Bei Namen, die nur in Fußnoten erwähnt wurden, ist zur Seitenzahl ein \* hinzugefügt.)

- |                                |  |
|--------------------------------|--|
| Adler, A. 16, 22, 152          | Doering, H. 41*, 105, 129*   |
| Alacoque, M. 78                | Dostojewskij, F. 78  |
| Anschütz, G. 88*               | Driesch, H. 62*  |
| Argelander, A. 88* f           | Droste-Hülshoff, A. v. 59 f, 64  |
| Aristoteles 144                | Eckart, R. 33*   |
| Assisi, F. v. 56, 78           | Eckhardt, Meister 160*   |
| Baader, F. v. 47               | Eichendorff, J. v. 127   |
| Baerwald, R. 62*, 90*          | Elert, W. 54*  |
| Bahrdt, C. 33                  | Emmerich, A. K. 71, 78*  |
| Barth, K. 38*, 145*            | Feneberg, J. M. 47 f   |
| Bauer, P. 155                  | Fénelon, F. v. 42, 47 ff, 56, 114* f, 118  |
| Bender, H. 62*                 | Fichte, J. G. 39, 41*, 55  |
| Benz, E. 78*, 146              | Fischer, K. 39*  |
| Biedermann, F. v. 44*          | Flammarion, C. 62*   |
| Birgitta von Schweden 78       | Flournoy, T. 62*   |
| Blumhard, J. C. 87, 158*       | Francke, A. H. 41 f  |
| Böhme, J. 47, 159*             | Freud, S. 16 f, 87, 152  |
| Boehmer, H. 74*                | Fröbenius, L. 155  |
| Bolley, A. 121 f               | Fröbel, F. 34*   |
| Bonsen, F. zur 61, 62*, 66, 90 | Geiger, L. 108*  |
| Bonte, T. 65                   | Gerlich, F. 72*  |
| Bozzano, E. 95*                | Gertrud d. Große 78  |
| Brentano, B. 44                | Gichtel, J. G. 78  |
| Brentano, C. 71*               | Goethe, J. W. 9, 23, 43 ff, 55, 57, 69, 73, 75 ff, 80 f, 96 f, 105, 108 ff, 141 ff, 161, 163, 165, 167 |
| Breyer, H. 48*                 | Gregor d. Große 122  |
| Brunner, E. 70*                | Grillparzer, F. 38*  |
| Bruno, G. 47                   | Groß, K. 65, 77 f, 80  |
| Buchwald, R. 108*              | Gruchn, W. 88*   |
| Busse, P. 67                   | Guyon, J. M. 42, 53, 135, 146  |
| Campe, J. H. 34 f              | Hacker, F. 27*, 28   |
| Catharina von Siena 47, 69, 78 | Hallam, F. 28  |
| Chantal, F. v. 85, 135         | Hamann, J. G. 57   |
| Chérel, A. 50*                 | Hankamer, P. 48*   |
| Clairveaux, B. v. 50, 56       | Happich, C. 29   |
| Claudius, M. 37, 50, 57        | Hartung, F. 108*   |
| Dantè, A. 71, 78*              | Hegel, G. W. F. 55   |
| Deißmann, A. 157*              | Heiler, F. 157*  |
| Delbrück, F. 129*, 133*        |  |
| Delekat, F. 50                 |  |
| Dessoir, M. 62*, 90*           |  |
| Dickens, C. 74*                |  |
| Dilthey, W. 38*                |  |

Hellpach, W. 124\*  
 Herder, J. G. 9, 33, 55, 110, 145  
 Hermelink, H. 41\*  
 Herzog, J. 37\*  
 Hirsch, E. 55\*, 147\*  
 Hölderlin, F. 38\*  
 Hoffmann, E. T. A. 37 f, 74 f, 79  
 Hoffmeister, J. 38\*, 143\*  
 Holl, K. 78\*  
 Horkel, W. 61  
 Horn 47  
 Horst, G. 61  
  
 Jacobi, F. H. 57  
 Jaensch, E. R. 65, 67, 69\*, 72, 75,  
 83, 104, 142, 154  
 Jaensch, W. 65, 75 f, 83, 153\*  
 Janet, P. 96  
 Jean Paul 9  
 Jelke, R. 131\*  
 Johanna von Orleans 56, 146  
 Johannes vom Kreuz 51, 56, 135  
 Jung, C. G. 22, 62\*, 103 f, 152  
 Jung-Stilling 61, 87  
  
 Kant, I. 32 f, 39, 87, 144, 146  
 Kerner, J. 64, 87  
 Klages, L. 29  
 Kleist, H. v. 38  
 Knebel, L. v. 107\*  
 Koch, W. A. 37\*  
 Körte, W. 83, 89, 112, 118  
 Koffka, K. 131\*, 142\*  
 Konnersreuth s. Neumann  
 Korff, H. A. 45\*  
 Kraus, G. M. 89 f  
 Kretschmer, E. 96, 104  
 Kritzinger, H. H. 62\*  
 Kroh, O. 28, 65, 79, 96, 143\*, 154  
 Krüdener, J. v. 48 f  
 Krüger, F. 135 f  
 Külpe, O. 28\*  
 Künkel, H. 120 f, 137\*  
  
 Lavater, J. C. 64  
 Leese, K. 55\*  
 Lehmann, A. 95\*  
 Leibniz, G. W. 12, 29, 147\*  
 Löwenich, W. v. 54  
 Louise, Großherzogin 17 f  
 Loyola, I. v. 69, 122, 134  
 Ludecus, J. A. 43\*  
 Lütgert, W. 39\*, 41\*  
 Luther, M. 54 ff, 74, 158  
  
 Mattiesen, E. 60\*, 95\*  
 Mechthild von Hacheborn 78  
 Mechthild von Magdeburg 78 f  
 Meyer, H. 108  
 Moser, F. 62\*  
 Müller, F. v. 108\*  
 Müller, J. 61  
 Napoleon 15, 54 f  
 Negelein, J. v. 155\*  
 Neumann, Th. 71 f, 78\*, 85  
 Nigg, W. 51\*  
 Novalis 38\*  
  
 Oberdieck, H. 74\*  
 Oberlin, J. F. 34\*  
 Oesterreich, T. K. 72\*  
 Oldenburg, F. 10\*  
 Otto, R. 8, 73, 160\*  
  
 Palm, J. P. 107, 113  
 Pentzlin, J. 49, 158\*  
 Perthes, F. 108  
 Pestalozzi, J. H. 9, 34 f, 50  
 Peter, J. 62\*  
 Pfahler, R. 28\*, 104  
 Platen, A. v. 38  
 Platon 144, 150 f, 165  
 Poirer, P. 135  
 Preger, W. 78\*  
  
 Rade, M. 74\*  
 Ratschow, K. H. 155\*  
 Reis, T. 10\* u. ö.  
 Rhine, J. B. 62\*  
 Richet, C. 62\*  
 Riemer, F. W. 44, 147\*  
 Ritter, K. B. 29  
 Rosenberger, L. 62\*, 95\*  
 Rousseau, J. J. 148  
  
 Sailer, J. M. 47, 48\*  
 Sales, F. v. 51, 56  
 Salzmann, C. G. 34 f  
 Scheffel, V. v. 79  
 Schelling, F. W. J. 39  
 Schiller, F. 9, 40, 55, 95, 110, 142 ff  
 Schlegel, A. W. 37 f  
 Schlegel, C. 37  
 Schlegel, F. 38  
 Schleiermacher, F. 38 f, 70 f  
 Schmeing, K. 16, 65 f, 88, 90,  
 95\*, 153 f, 157  
 Schnaubert, G. 10\*  
 Schneider, C. 154  
 Schopenhauer, A. 95\*, 108  
 Schreiner, H. 45, 108\*

Schrenck-Notzing, A. v. 62\*  
 Schuchhardt, J. C. 75  
 Schultze, S. 13, 39\*, 44 f  
 Seeberg, E. 51\*, 157\*  
 Seierstad, I. P. 154  
 Seuse, H. 69  
 Shakespeare, W. 136  
 Söderblom, N. 157\*  
 Sokrates 150  
 Soubirous, B. 69, 85  
 Spranger, E. 104, 120  
 Stein, C. v. 108  
 Stephan, H. 53\*, 55\*  
 Stephansky, G. 38\*  
 Stolzenbach, W. 10\*, 15, 89 f  
 Strakerjahn, L. 95\*  
 Swedenborg, E. 64, 87, 146  
 Symeon, der neue Theologe 78  
  
 Tersteegen, G. 42, 50, 52 f  
 Teufel, W. 10\*  
 Therese von Jesu 51 ff, 69, 85,  
 135, 145 f, 165  
 Tieck, L. 37, 39 f, 79  
 Tillo, A. 44  
 Tischner, R. 62\*  
  
 Trillhaas, W. 120 f, 136 f  
 Troeltsch, E. 157\*  
 Tumlriz, O. 120\*  
  
 Urbantschisch, V. 65, 67, 75, 86  
 Valenti, E. de 47, 49, 157 ff  
  
 Waldberg, M. v. 8, 135  
 Weber, C. M. v. 39  
 Weber, W. 63 f  
 Weed, C. 28  
 Weinert, H. 62\*  
 Werner, Z. 38, 48, 55  
 Wichern, J. H. 9, 10\*, 26\*,  
 111, 116\*  
 Wieland, C. M. 9, 15, 43, 107\*  
 Winnig, A. 64  
 Winter, F. 42\*  
 Witte, E. 38\*, 44 f  
 Wunderle, G. 72\*  
 Wuttke, A. 95\*  
  
 Zeddies, A. 154 f  
 Zeune, J. A. 55\*, 91  
 Zinzendorf, N. L. v. 48  
 Zucker, K. 155

Prof. D. G. P f a n n m ü l l e r

### **Tod, Jenseits und Unsterblichkeit**

in der Religion, Literatur und Philosophie der Griechen und Römer.

288 Seiten, 23 Tafeln. Kart. DM 14.—, Ln. DM 16.—

„Der Verfasser hat uns hier eine ausgezeichnete Untersuchung über die Jenseitsvorstellungen der Antike geschenkt, die in guter Anordnung alles Material auswertet, das uns über die Seelenvorstellungen, die Lehren über Tod und Fortleben sowie die damit verbundenen Kulte der Griechen und Römer maßgeblich aussagt. Einleitende Ausführungen des Verfassers geben dem Werk besonderen Wert. Wahre Freude bereitet seine Illustration durch 23 gutgewählte Bildtafeln.“  
Geistesfreiheit

„Der Autor hat den einzelnen Abschnitten einführende Worte beigegeben, die den jeweiligen ideengeschichtlichen Platz bestimmen. Was er darin bietet, ist ein aus reicher Kenntnis der klassischen Literatur geschöpfter Abriss der antiken Religionsgeschichte.“  
Scholastik

---

Prof. Dr. Friedr. K. F e i g e l

### **Das Problem des Todes**

120 Seiten. Kart. DM 4.80. Ln. DM 6.50

„Das Buch ist eine feinsinnige Studie über die Behandlung des Todesproblems in Dichtung, Philosophie und Religion. Sie enthält sehr ernst zu nehmende, tröstliche Gedanken, mit denen sich jeder auseinandersetzen muß.“  
Wissenschaft und Weltbild

„Die Absicht des Autors ist es, die verschiedenen typischen Auffassungen von Tod und Leben nach dem Tode einfach darzulegen, und er tut es in schöner Weise. Der Tod erscheint als Feind oder Freund, als Erwecker und Erzieher, als Durchgang zu neuen Stufen persönlicher Entwicklung und als Heimkehr des Einzelwesens in das lebendige All.“  
Stimmen der Zeit



*Prof. Dr. Friedrich Heiler*

**Unsterblichkeitsglaube  
und Jenseitshoffnung  
in der Geschichte der Religionen**

35 Seiten. Kart. DM 1.90

„Dieser dankenswerte und anspruchsvolle Überblick des bekannten Marburger Theologen ermöglicht es auch dem religiös interessierten Laien, die mannigfaltigen Vorstellungen vom Leben des Menschen nach dem Tode, von Paradies, Hölle, Reinkarnation und Auferstehung zu verfolgen. In sachlicher Kürze gelingt es Heiler, die Antworten der Religionen und Philosophien auf diese Fragen zu umreißen, die jeden nachdenklichen Menschen bewegen.“

*Weser-Kurier*

*Prof. Dr. G. F. Hartlaub*

**Bewußtsein  
auf anderen Sternen?**

Ein kleiner Leitfaden durch die Menschheits-  
träume von den Planetenbewohnern

66 Seiten. Kart. DM 2.60, Ln. DM 4.—

„Dieses Büchlein will ein Leitfaden sein, mit dessen Hilfe wir unsere Gedanken über die Möglichkeit von beseelten Wesen auf anderen Sternen ordnen können. Der Verfasser hat aus den verschiedensten Jahrhunderten die Aussprüche und Gedanken führender Männer zu diesem Problem zusammengetragen und zeigt uns, daß die Antwort auf diese Frage je nach dem Stand des Wissens und Glaubens in jeder Zeitepoche anders lautete. Es entspricht durchaus der Fragestellung, daß auch der Autor keine bindende Antwort zu geben vermag; aber er steht doch deutlich auf der Seite jener, welche die Möglichkeit anderer belebter Welten offen lassen.“

*Prisma*

**Ernst Reinhardt Verlag  
München/Basel**

78.50 DM P230  
M.M.B. 10 (21.10.13 led)

